Oec. 329.

Oeconomia. Opera varia oeconomiam illustrantia 58.

~~Oec. gen. N°. 114.~~

Th. 2352

R

Oekonomische Briefe

oder

entdeckte

Betrügereyen

der Verwalter.

Wer Ohren hat zu hören, der höre.
Matth. 13, 9.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Johann Philipp Haugs Wittwe.
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Ich hatte bey der Herausgabe des ersten Bändchens der ökonomischen Briefe — denn so muß der Titel nunmehro heissen — nichts weniger gedacht, als daß ich dieselben fortsetzen würde. Es ist nicht das gewöhnliche Autorkompliment, wenn ich sage, daß mich meine Freunde nicht nur, sondern auch einige andere Oekonomen zu der Fortsetzung ermuntert haben. Mein Nahme erscheint abermals noch nicht, weil ich mich noch immer in Verbindungen befinde, die mir es nicht erlauben. Meine Absicht bey der Herausgabe ist keine andere, als die Guthsherren zu überführen, wie nothwendig es sey, auf Niemanden unumschränktes Vertrauen zu setzen. Durch diesen Fehler haben sich schon manche den größten Schaden zugefügt, indem sie dadurch Ursache von der Nachlässigkeit ihrer Verwalter geworden sind.

Da mir bis heute keine Beurtheilung des ersten Bändchens zu Gesicht gekommen ist, so werden mir es die sachkundigen Beurtheiler gewiß nicht anrechnen, wenn sie in diesem letzten

Bänd-

Bändchen ebenfalls Flecken entdecken sollten, welche ich gewiß zu vermeiden gesucht haben würde. Jeder bescheidene und gegründete Tadel ist mir angenehm, weil ich weiß, daß die Landwirthschaft fast in jeden 10 Meilen auf andere Weise getrieben wird, und daß folglich auch die Fehler sich daselbst auf andere Art äussern. Die gute Aufnahme des ersten Bändchens hat es nothwendig gemacht, daß auf Ostern eine zweyte Auflage davon veranstaltet werden muß. Allein ich bin nicht Willens eher einen Buchstaben von neuen abdrucken zu lassen, als bis ich weiß, auf welche Art erfahrne Beurtheiler glauben, daß das Werk den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit erreichen könne. Ich glaube dieses dem ökonomischen Publikum für die gute Aufnahme schuldig zu seyn. Für die etwa eingeschlichenen Druckfehler bitte ich die Leser um Verzeihung; überhaupt aber glaube ich, daß sich keine Hauptfehler werden eingeschlichen haben. Ich schließe mit dem Wunsche, daß viele, ja recht viele Guthsbesitzer von ihren ökonomischen Irrthümern mögen überzeugt werden; denn dieses war die einzige Absicht des

Verfassers.

Oeko-

Oekonomische Briefe
oder
entdeckte Betrügereien
der Verwalter.

Zweytes Bändchen.

[illegible] entdecken sollten, welche ich gewiß zu vermeiden gesucht haben würde. [illegible] bescheidene und gegründete Tadel [illegible] angenehm, weil ich weiß, daß die Landwirthschaft fast in jeden 10 Meilen auf andere Weise getrieben wird, und daß folglich [illegible] seyn. Der gute Abgang des ersten Bändchens hat es nothwendig gemacht, daß [illegible] Lesern eine zweyte Auflage davon [illegible] [illegible] [illegible] Ich schließe mit dem Wunsche, daß viele, ja recht viele Gutsbesitzer von ihren ökonomischen Irrthümern werden überzeugt werden; denn dieses war die einzige Absicht des

Verfassers.

Erster Brief.

Moys im Junius 1786.

Mit meiner Behauptung im 9ten der ökonomischen Briefe S. 130: **Bey der Landwirthschaft ist der Ehrlichste nicht zu ehrlich;** scheinen Sie nicht zufrieden zu seyn, sondern beschuldigen mich vielmehr einer zu großen Härte in der Beurtheilung der nachlässigen Verwalter. Sie gehen noch weiter, indem Sie annehmen, daß man bey der Landwirthschaft die Unterlassung der Arbeiten nicht allemal als einen Diebstahl ansehen könne. Allein ich behaupte dagegen, daß Sie mit mehrern Urtheilern nicht nach Recht, sondern de aequo et bono in diesem Falle geurtheilet haben. Nachlässige Verwalter geniessen allemal die Gunst ihrer Herrschaften, wenn sie mehrere Jahre bey denselben in Diensten bleiben. Diese Gunst haben Sie, wie jeder leicht einsehen wird,

nicht mit Recht, nicht durch ihren Fleiß und ihre Thätigkeit erlanget, sondern durch unerlaubte und schädliche Mittel. Diese Mittel sind Verläumdung, Schmeicheley und unpartheyisch scheinende Bestrafung ihrer Untergebenen. Sie sind äußerst bemüht, sich durch dieselben in der Gunst bey ihren Herrschaften fest zu setzen, und sich das vollkommene Vertrauen derselben zu erwerben. Haben sie dieses erlangt, so erlauben sie sich jede Art von Nachlässigkeit, durch welche eben so viel Schaden erwächst, als durch eigentlichen Betrug. Manchmal trift es sich zu ihrem Vortheile, daß der vorherige Verwalter einige Blößen gegeben hat, welche sie sehr listig auszuspähen und mit Nutzen anzuwenden wissen.

Einen solchen Dienst that z. B. dem Verwalter zu ** die Gutmüthigkeit seines Vorgängers. Dieser Mann hatte den Knechten und Mägden während der Erndte die Butterbämmen und das Bier, was sie erhalten müssen, gut und reichlich mitgetheilet. Diese zur rechten Zeit angebrachte Freygebigkeit hatte den größten Nutzen für die Guthsherrschaft; denn das Gesinde arbeitete mehr als gewöhnlich. Die Guthsherrschaft gab im eigentlichsten Verstande dieses sehr gerne, zumal da sie nicht mehr gab, als was sie zu geben schuldig war. Der brave Verwalter wußte das in der Erndte zu reichlich Gegebene im Herbst und im Winter so klug wiederum zurück zu behalten, daß das Gesinde nichts davon empfand,

und

und folglich die Herrschaft Vortheil davon hatte. Kaum hatte der ietzige noch daselbst befindliche Verwalter die Heuerndte angefangen, und das erste Vesperbrod nebst dem Biere das erstemal ausgetheilet, so standen die Knechte so wohl als die Mägde da, und sahen ihr Vesperbrod an. Ueber dieses Betragen setzte sie der Verwalter zur Rede, und erfuhr von dem Hofemeister oder Voigte das, was ich Ihnen bereits erzählet habe. „Nun sehe ich wohl," erwiederte der Verwalter, „wie ihr verwöhnt seyd! Ich habe „euch so viel gegeben, als wie in der Speiseordnung „stehet, und wer damit nicht zufrieden seyn will, „der gehe, wenn sein Jahr aus ist, wohin er will." Diß geschah auch vom sämtlichen Gesinde, einen Knecht und eine Magd ausgenommen, welches gerade die schlechtesten waren. Zu seinem Vortheile war die Guthsherrschaft gerade zugegen, als dieses vorfiel. Er eilte daher mit einer Portion zu derselben, und zog wacker auf die schlechte Wirthschaft seines Vorgängers los. Dieser war im Streite weggekommen, und der gute Anschein des neuen Verwalters betäubte die Herrschaft. Der ietzige Verwalter hatte den guten Erfolg nicht sobald bemerkt, als er noch mancherley ähnliche Dinge aufsuchte. Besonders aber suchte er die Herrschaft gegen alle übrigen Bediente, welche sich mit ihm nicht zu vereinigen suchten, mistrauisch zu machen. Es ist mir überhaupt bis diese Stunde noch ein Räthsel, wie dieser wirklich faule, unwissende Verwalter die Gunst seiner

Guthsherrschaft zu erlangen, und sich darinn bis jetzt zu behaupten gewußt hat; da doch während seiner Verwaltung jedes Jahr die Erndten abgenommen haben, und die Felder dergestalt verquecket sind, daß dieselben mit der größten Sorgfalt kaum in vier Jahren werden wieder in Ordnung gebracht werden können.

Es scheint zwar, als finge der Guthsherr, bey mehr erlangter Kenntniß der Landwirthschaft, an, mistrauisch zu werden. Allein es ist diß nur noch immer ein kleiner Anfang, der jedesmahl von der Guthsbesitzerin unterdrückt wird; weil diese bey gänzlicher Unkunde der Landwirthschaft nur das glaubt, was ihr die Frau Verwalterin vorschwatzet, oder durch eine Freundin von ihr vorschwatzen läßt. Der Verwalter hat davon den großen Nutzen, daß er vor wie nach über alles unumschränkt herrscht. Wie lange, muß die Zeit lehren. Sie werden in der Folge von diesem allen die Beweise finden, welche Ihnen zugleich einleuchtend darthun werden, daß zu großes Vertrauen den ehrlichsten und thätigsten Mann zu einem nachlässigen und ungerechten Verwalter machen kann. Wie groß muß nicht vollends der Schade für die Guthsherrschaft werden, wenn dieselbe einem von Natur zur Nachlässigkeit geneigten und einem bloßen Empiriker, der zugleich von Stolz und Eigendünkel aufgeblasen ist, ihr Vertrauen schenket.

Ohn-

Ohnstreitig halten Sie mich für den ehrlichsten und thätigsten Mann, welches ich auch von Ihnen und von allen, die mich kennen oder gekannt haben, mit Fug und Recht verlangen kann. Dennoch verleitete mich das unumschränkte Vertrauen meines Herrn einmal zu einer Ungerechtigkeit gegen einen meiner Mitbedienten, wodurch ich ihm auf ein Jahr, wo nicht großen Schaden stiftete, doch den Vortheil nicht verschaffte, welchen er ohne meinen Starrsinn gehabt haben würde. Folglich verursachte ich eigentlich Schaden. Die Sache war folgende:

Mein Herr hatte einen ansehnlichen Lust- und Küchengarten, die nebst dem Gärtner unter meiner Aufsicht standen. Ich war damals erst drey Jahre Verwalter, hatte hier das erstemal die Oberaufsicht über die Gärten, und verstand im Grunde nichts davon. Der Herbst kam heran, und der Gärtner verlangte zwanzig zweyspännige Fuder Dünger. Diese zu geben weigerte ich mich. Der Gärtner, ein einsichtsvoller, arbeitsamer Mann, merkte aus meinen Reden, daß ich nichts von der Gartenkunst verstand, und war so offenherzig, mir diß gerade in das Angesicht zu sagen. Anstatt daß ich diese Wahrheit hätte beherzigen sollen, — denn daß es Wahrheit war, fühlte ich nur zu gut — gerieth ich, gestützt auf die Gnade meines Herrn, in Hitze, schlug ihm den Dünger rund ab, und verwieß ihn an den Herrn. Zu meinem Vor-

theile waren dergleichen Streitigkeiten mit meinen Vorgängern schon öfter vorgefallen, und der Gärtner ward der unterdrückte Theil. Denn als mich der Herr dieser Sache wegen befragte, so bezeugte ich dem Herrn, daß ich hinter dem Hause für mich ein Gärtchen angelegt hätte, in welches ich keinen Dünger gefahren, und doch größere Früchte als der Gärtner gezogen hätte. Der Herr besah mein Gärtchen und meine Früchte; und der Gärtner hatte unrecht. Allein wäre mir sogleich eingefallen, daß dieser Fleck über zwanzig Jahre zum Holzplatze gedienet hatte, bey Gott ich würde diesen Beweis nicht für mich angeführet, sondern lieber den Mangel an Dünger vorgeschützet haben. Kurz der Gärtner litt ein für allemal darunter, und erst im folgenden Frühjahre suchte ich meinen Fehler wiederum gut zu machen, da mich während des Winters der Gärtner belehret hatte, daß ein Gartenland vier bis fünfmal mehr Arbeit und Kosten, auch beynahe dreymal so viel Dünger verlange, als ein gleichgroßes Getraidefeld. Dies hatte für mich den Nutzen, daß ich niemals mehr so viel Selbstvertrauen zu meinen Kenntnissen hatte, sondern ich fing an nachzudenken, welches mich glücklich aus der Zahl der Empiriker zog.

Schlimmere Folgen hat das unumschränkte Vertrauen der Herrschaften bey nachläßigen und betrügerischen Verwaltern. Zum Beweise dieser Behauptung mag eine ähnliche Thatsache dienen, die Sie täg-

täglich bey einem Ihrer Nachbarn in Augenschein nehmen können. Der Herr von ** hat auch den Fehler begangen, den Gärtner dem Verwalter unterzuordnen, so daß der Gärtner in allen seinen Arbeiten von dem Verwalter abhänget, weil er die Arbeiter, so wie die fehlenden Gesäme, von demselben erhalten muß. Als dieser Verwalter zu seinem Herrn kam, suchte er den damaligen Gärtner zu seinem Vertrauten zu machen, welches ihm auch dergestalt gelang, daß er und der Gärtner die besten Früchte geniessen konnten. Damit nun die Herrschaft nicht darhinter kommen möchte, so versorgte er den Gärtner auch mit dem nöthigen Dünger, ohne daß einiger Streit deswegen entstand. So ging es einige Jahre fort, bis dieser Gärtner durch seine unanständige Grobheit sich den Abschied zuzog. Der Verwalter war darüber herzlich froh, weil er einen Vertrauten verlor, der ihm nach gerade anfing lästig zu werden. Man brauchte also wiederum einen neuen Gärtner, welchen zu empfehlen sich der Verwalter große Hoffnung gemacht hatte. Allein dißmal hatte er sich betrogen, weil der Herr den Gärtner ohne seine Beyhülfe annahm.

Die Eigenschaften dieses Gärtners durften nur Fleiß und richtige Kenntniß von der Erzeugung der Küchengewächse und der Obstbäume seyn, weil die Gärten aus Küchen- und Obstgärten bestehen. Der Herr war auch so glücklich, einen mit diesen Kennt-

wissen reichlich versehenen Mann zu bekommen. Als nun derselbe seinen neuen Garten besah, so gab ihm der alte Gärtner die Regel, daß er es ja mit dem Herrn und der Frau Verwalterin nicht verderben dürfe, wenn er anders die Gunst seiner Herrschaft behalten wolle. Es würde die Freundschaft des Verwalters ihm auch sonst noch auf mannichfaltige Weise nützlich seyn; denn er sey zu allen Schmausereyen, und besonders zum Weinauffüllen von dem Verwalter eingeladen worden. Der neue Gärtner, der übrigens ein schlauer Mann ist, ward aufmerksam, ging spornstreichs zum Verwalter, und zeigte sich demselben. Er fand ihn in seinem Lehnstuhle ruhend, und erhielt manche Winke, wie er seine Freundschaft gewinnen könnte, welche zu befolgen er sich sehr geneigt zeigte. Er erfüllte auch die Hoffnung des Verwalters im ersten Frühjahre, denn er brachte ihm von allen Erstlingen der Mistbeete, und besonders viel Spargel, welches das Lieblingsgerichte des Verwalters war. Der Gärtner wurde auch wie der vorige zu den Feten gezogen. Allein da er bey einer solchen so unklug war, und die Ueberlegenheit seiner Wirthschaftskenntnisse dem Verwalter zu erkennen gab; so hatte die Freundschaft auf einmal ein Ende. Das freundschaftliche Betragen von Seiten des Verwalters verlohr sich, und wenn der Gärtner etwas von seinem Deputate haben wollte, so mußte er warten, bis es dem Verwalter gelegen war. Besonders arg machte es die Frau Verwalte-

rin mit der Gärtnerin. Diese Frau hatte für vier Kinder und den Mann zu kochen, die Kleidungsstücke und die Wäsche auszubessern, — was zerreißt nicht ein Gärtner! — und mußte im Garten mit jäten, so daß sie alle Hände voll zu thun hatte. Da sie nun einmal ihre Deputatbutter holen wollte, so ließ sie die Verwalterin länger als eine Stunde warten. Nicht etwa wegen nothwendiger Wirthschaftsverrichtungen, denn sie ging im Grasegarten umher und besah das Gras, sondern um sie die Abhängigkeit von ihr recht fühlen zu lassen.

Es ist wahr, die Frau hatte wenig empfehlendes, weder in ihrem Ansehen, noch in ihrem Betragen, vielmehr war sie etwas langsam im Gange und Reden, welches auch der Guthsbesitzerin äußerst misfiel. Diß war der schlauen Verwalterin nicht entgangen, und sie wußte es zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Frau von ** war einige Tage darnach in den Garten gekommen, und hatte weder den Gärtner noch seine Frau in demselben arbeitend gefunden. Es war ein brennend heisser Tag, und die Gewächse waren alle welk. Der Gärtner war mit Giessen in dem andern Garten beschäftiget, denn er hatte seine Küchengärten an drey verschiedenen Orten; die Frau desselben aber war im Hause. Hier fand sie die Frau von ** und bezeugte ihre Verwunderung über das Welkseyn der Gewächse. Die Gärtnerin

hingegen belehrte sie von dem wenigen Nutzen des Begiessens bey so großer Hitze, und die Frau von ** war besänftiget, da ihr vermuthlich eingefallen seyn mochte, daß der Gärtner, nach dem sie nicht gefraget hatte, in einem andern Garten seyn würde. Zum Unglück für den Gärtner, — denn er und seine Frau haben die Gunst der Frau von ** nie wieder erhalten — traf dieselbe bey ihrem Weggehen aus dem Garten den Verwalter mit seiner Frau, welchen sie ihre Beobachtungen mittheilte. Auf eine solche Gelegenheit hatten beyde längst gewartet. Sie brachten daher auf einmal die unverschämtesten Lügen von der Trägheit der Leute vor. Sie klagten beyde, daß sie oft nicht einmal hinlängliche Gartenfrüchte für das Gesinde erhielten; denn wenn auch etwas da wäre, so gäben sie es nicht, sondern verkauften es und berechneten leider wenig dafür. Allein diß waren die unverschämtesten Lügen. Denn ich habe in eben demselben Frühjahre, troz der dürren Zeit, mehrmals gesehen, daß ganze Körbe voll Sallat für die Truthühner sind aus dem Garten geholet worden. Doch that es seine Wirkung.

Hatte der Verwalter schon bey dem vorigen Gärtner im letzten Herbste den Dünger gemindert, so gab er nunmehr bey diesem weiter gar keinen als zu den Mistbeeten. Es war hiermit noch nicht genug, sondern er entzog dem Gärtner im Herbst und Frühjahr noch dazu die nöthigen Arbeiter. Ueber-

ber-

berhaupt muß ich jedem Guthsbesitzer anrathen, dem Gärtner die Wahl der Arbeiter zu überlassen, wenn dieselben auch, um Unterschleif zu verhüten, aus der Wirthschaftskasse bezahlet werden. Nur muß es nicht so zugehen wie bey dem gedachten Gärtner. Wenn dieser ja so glücklich war, von dem Verwalter einen oder zwey Arbeiter zu erhalten, so waren es größtentheils solche, die das Graben nicht verstanden, und auch nicht lernen wollten. Er beklagte sich deswegen einmal bey seinem Herrn, welcher ihm die Erlaubniß gab, sich die Arbeiter nach seinem Gefallen zu wählen. Diß that er, und nahm sich zwey Arbeiter, welche schon ehedem in der Gartenarbeit gebrauchet worden waren. Einer von diesen ging aber vorher zum Verwalter, welchen beynahe alle Unterthanen fürchteten, und suchte dessen Genehmigung. Er erhielt sie auch. Allein der andere hatte dieses unterlassen, welches ihm den größten Schaden that. Die Unterthanen dieses Guthes mußten ihren ganzen Unterhalt auf dem herrschaftlichen Hofe verdienen, weil sie kein Feld hatten, sie auch wegen der Frohndienste in der Erndte, im Frühjahr und Herbste keine anderweitige Arbeit annehmen konnten, und in der dasigen Gegend wegen gleichförmiger Einrichtung die Handarbeit in der That nicht häufig war. Wenn nun ein Unterthan so unglücklich war, des Verwalters Gunst zu verlieren; so erhielt er außer der Frohnarbeit, die schlecht bezahlt wurde, keine Arbeit, wenn er auch der fleis-

sigste

sigste Arbeiter gewesen wäre. So ging es dem guten Manne, der ohne des Verwalters Einwilligung bey dem Gärtner, obgleich auf Befehl des Herrn, gearbeitet hatte. Er erhielt das ganze Jahr keine Arbeit auf dem Hofe, welches alle übrigen hinlänglich abschreckte, sondern der Verwalter ließ seine Freunde arbeiten, unter welchen einige waren, die der Herrschaft allen Tort anthäten. Besonders zeichnete sich einer derselben darunter aus, der täglich nebst seiner Tochter, einem hübschen Mägdchen, und seinem zwölfjährigen Jungen seine Arbeit auf dem Hofe hatte. Der Junge ward zum Schotenhüthen gebraucht; und ich habe oft gesehen, daß er halbe Tage nicht dabey war, so daß in die Schoten gehen konnte wer da wollte, ja das Mädchen selbst pflückte oft Schoten und trug sie weg. Allein es war ein vertrauter Freund des Verwalters, der oft Stunden lang bey ihm saß, und seines Rathes sich erhohlte. Mein heutiger Brief würde alzulang werden, wenn ich ihn nicht eher endigen wollte, als bis ich Ihnen den ganzen Schaden beschrieben hätte, den zu großes Vertrauen der Herrschaften zu den Verwaltern bey der Aufsicht über die Gärten mehrentheils verursachet. Sie werden sich es daher gefallen lassen, noch einen Brief von dieser Materie zu lesen.

Zwey-

Zweyter Brief.

Moys im September 1786

Bis hierher waren über das tägliche Bedürfniß noch aus dem Küchengarten jährlich funfzehn bis zwanzig Thaler für verkaufte Waaren eingekommen, das Obst ungerechnet, welches mit dem aus dem Obstgarten verkauft wurde. Im andern Jahre des neuen Gärtners hingegen fiel diese Einnahme bis auf einige Thaler herunter, so daß es in den meisten Monathsrechnungen in dem Kapitel: aus dem Küchengarten eingenommen, Vacat hieß. Natürlicher Weise fiel dies dem Herren in die Augen; allein alle Schuld ward auf den Gärtner geschoben. Der Herr setzte ihn zur Rede, und dieser klagte über Mangel an Arbeitern und Dünger, weswegen ihn der Herr an den Verwalter wieß.

Alle Einwohner des Orts hatten die Folgen gesehen, welche es auf den Arbeiter im Garten gehabt hatte. Dieser Mann erhielt keine Arbeit auf dem Hofe, und in dem Garten durfte ihn der Gärtner auch nicht immer nehmen, weil der Verwalter behauptete, es sey nicht nöthig. Kein Wunder war es daher, wenn Obst- und Küchengarten täglich schlechter wurden.

Am deutlichsten fiel diß bey den Obstgärten in die Augen. Diese waren in drey auf einander folgenden Jahren zu drey Wochen hinter einander durch das ausgetretene Wasser überschwemmet worden. Länger als sechs Jahre hatte man an kein Aufhacken um die Bäume herum gedacht; denn der vorige Gärtner war in diesem Stücke eben so nachlässig als sein Verwalter. Durch das Wasser war der Boden ausgesogen, und die Bäume nebst dem Grase verloren alle Nahrungssäfte. Hierzu kamen ein paar harte Winter, welche verursachten, daß ein großer Theil der entkräfteten Bäume vollends abstarben. Hätte nun hier der Verwalter seine Schuldigkeit gethan, so wäre dieser so langsam zu ersetzende Schaden verhütet worden, und die Nutzung der Obstgärten würde nimmermehr von hundert bis höchstens auf vierzig Thaler gefallen seyn. Doch dies wird Sie weniger wundern, wenn ich Ihnen die Fehler dieses nachlässigen Mannes bey der Feldwirthschaft, die doch seine Hauptsache seyn soll, werde beschrieben haben. Einmal war dieser Schaden geschehen, welchen der Guthsherr, ein großer Freund von Bäumen, mit Wehmuth betrachtete, und denselben durch Anpflanzung neuer Bäume so geschwind als möglich wiederum zu ersetzen suchte. Allein auch hierin war ihm sein treuer Verwalter hinderlich. Der Herr hatte hundert Stück junge Bäume nach dem Vorschlage des Gärtners erkauft, welche in dem folgenden Frühjahre verpflanzet werden

sollten.

sollten. Der Gärtner verlangte deswegen im Herbste von dem Verwalter vier Arbeiter zum Löchermachen, weil er selbst nicht Hand anlegen konnte, indem er die Gartengewächse einzuschlagen hatte. Aber er erhielt — keine. Die Löcher blieben also ungehackt. Der Gärtner verlangte hierauf, als der Guthsherr im November aufs Guth kam, einige Mann und einige Fuder Dünger, die er bey dem Aufhacken um die Bäume anwenden wollte. Er erhielt abermals nichts, weil der Verwalter die Arbeiter selbst brauchte. Der Herr hatte hiervon den Schaden, daß seine Obstbäume zwar blüheten, aber aus Mangel an Nahrung keine Früchte trugen. Endlich kam das Frühjahr, und mit demselben die mit fünf und zwanzig Thaler erkauften Bäume. Wären nun im Herbste die Löcher gemacht worden, des Nutzens dieser Sache nicht einmal zu gedenken; so hätte der Gärtner die hundert Stück Bäume, wenigstens in fünf Tagen verpflanzen können. Die Verpflanzung hätte auch itzt noch befördert werden können, wenn der Gärtner statt zwey Mann deren sechse bekommen hätte. Da das Frühjahr warm war und die Bäume bereits seit sechs Tagen außer der Erde lagen; so hätte diß auch nothwendig geschehen müssen. Allein der Verwalter wollte nun einmal nicht, damit er in Zukunft noch Gelegenheit haben wollte, den Gärtner zu tadeln. Diese both sich ihm auch reichlich dar, nur daß es ihm nicht so viel nutzte, als er wohl geglaubt haben mochte.

Denn sein Plan war, den Gärtner außer Brodt zu setzen. Ehe dieser Gärtner auf diesem Guthe diente, hatte man auch hier, wie in der ganzen dasigen Gegend geschah, die jungen Bäume in Löcher von einer Elle im Durchmesser und einer halben Elle tief gepflanzet. Jeder Sachkundige muß einsehen, daß solche Pflanzungsart höchst schädlich ist. Denn wenn der junge Baum Wurzel treibt, so können die zarten Wurzelfäserchen weder in die Tiefe noch in die Seiten treiben, weil die Erde zu fest für sie ist. Sie müssen folglich alle in einen Kreis wachsen und der Baum erhält keinen Trieb, wie es die vor zehen und mehr Jahren in dasigen Obstgärten gepflanzten Bäume deutlich beweisen. Der neue Gärtner machte daher die Löcher mit seinen zwey Männern zwey Ellen im Durchschnitt und eine Elle tief. Ganz unten auf den Boden streuete er eine Viertelelle Dünger, welchen er erhielt, weil der Guthsherr gerade zugegen war. Auf diesen Dünger kam eine Viertelelle Erde, auf welche wiederum etwas Dünger gestreuet und mit Erde überschüttet wurde, so daß das Loch über Dreyviertelelle hoch wiederum ausgefüllet ward. Hierauf wurden nun die jungen Bäume gepflanzt und mit einer halben Elle Erde bedeckt. Auf diese Weise konnte er mit seinen zwey Arbeitern in einem Tage nicht mehr als zehn Bäume verpflanzen, daß also die letzten auf zwanzig Tage außer der Erde bleiben mußten. Diß hatte die schädliche Folge, daß an

dreyßig Bäume eingingen und der Guthsherr durch die Nachlässigkeit seines Verwalters an sieben Thaler Schaden leiden mußte, weil binnen sechs Wochen kein Regen erfolgte. Man wende mir hier nicht ein, daß die Bäume hätten begossen werden sollen. Dieses geht wohl bey kleinen Pflanzungen an, wo das Begießen täglich wiederholt werden kann, allein bei großen ist diß Verfahren so wenig anzurathen, als es bey sparsamen Handdiensten anwendbar ist. Denn ein solcher neugepflanzter Baum muß bey großer Hitze wenigstens acht und vierzig Dresdner Kannen Wasser täglich erhalten, wenn das Begießen dem Baume Nutzen stiften soll. Gewöhnt man nun die Bäume einmal an das Begießen, so muß dasselbe bey trockener Witterung jährlich wiederholet werden, wenn die Bäume in der Folge nicht noch absterben sollen, wie ich oft gesehen habe. Alles dieses wäre nicht geschehen, wenn der Verwalter dem Gärtner nicht so muthwillig entgegen gehandelt hätte. Die offenen Löcher wären den Winter hindurch durchwittert worden, und hätten Feuchtigkeit genug für die Bäume eingesogen; die Bäume aber konnten bey vorgefundenen Löchern höchstens in vier Tagen verpflanzt werden.

Zum Beschluß dieses Briefes will ich Ihnen nur noch ein Betragen des Verwalters hersetzen, und ich hoffe Sie von der Wahrheit meines Satzes

zu überzeugen: daß zu viel Vertrauen auf den Verwalter höchst schädlich sey, wenn er auch wirklich, welches doch hier der Fall nicht ist, der ehrlichste Mann wäre.

Da der Gärtner aus zweyjähriger Erfahrung wußte, wie schwer von dem Verwalter Dünger zu erhalten war, wenn er schon seine Gartenbeete des Jahres zweymal reichlich düngete; so schlug er dem Guthsherrn vor, den im Garten befindlichen und auf der Bodenfläche 1440 □Ellen enthaltenden Wasserbehälter zu schlämmen. In dem trockenen Sommer war er bis auf den Grund ausgetrocknet, und der Schlamm lag durchaus drey Viertelelle hoch. Der Herr genehmigte dieses. Als aber die Sache an den Verwalter kam, so sagte dieser: der in dem Wasserbehälter befindliche Schlamm tauge nichts. Dieser Behauptung widersprach der Gärtner mit Recht, und jeder Wirthschaftskundige, der jemals dergleichen aus Deichen hat ausfahren lassen, würde bekennen müssen, daß er den Schlamm nie von besserer Güte gehabt habe. Weil nun aber der Guthsherr einmal auf dem Ausfahren des Schlamms beharrte, der für seinen Garten überaus nützlich war, weil der größte Theil des Bodens aus Kiessand bestand; so gab sich endlich der Verwalter, und sagte dem Gärtner: er könne sich Arbeiter bestellen soviel als er wolle. Allein hätte der schlaue Mann nicht im voraus gewußt, daß der Gärtner

keine

keine erhalten würde, er hätte ihm gewiß nicht diese Erlaubniß gegeben. Der Gärtner ging bey allen Einwohnern herum, erhielt aber nur den Einen, der ohnehin schon keine Arbeit mehr von dem Verwalter erhielt. Alle übrigen schlugen ihm die Arbeit aus Furcht für dem Verwalter ab. Beyde fingen daher die Arbeit an, und man merkte nach acht Tagen kaum, daß sie gearbeitet hatten. Hierauf fiel Regenwetter ein und der Schlamm ersoff größtentheils. Nun schickte der Verwalter, aus Besorgniß für dem mit Recht zu befürchtenden Unwillen seines Herrn, sechs Arbeiter; allein es war zu spät. Sie brachten den Schlamm noch wohl heraus, aber er war dergestalt erweicht, daß er nicht nur nicht rein herausgebracht werden konnte, sondern auch auf acht Tage länger darüber zugebracht werden mußte, als bey trockener Witterung nöthig gewesen wäre. Hier wurde also durch des Verwalters Schuld die Arbeit selbst nicht allein unvollkommen, sondern der Guthsherr mußte sie auch mit einem größern Kostenaufwand erkaufen, als es nöthig gewesen wäre, wenn sich der Verwalter nicht so sicher auf Gnade und unumschränktes Vertrauen verlassen durfte.

Durch dergleichen Verfahren muß am Ende der arbeitsamste Gärtner in seinem Eifer erkalten, zumal wenn er siehet, daß sein Fleiß nur mit Kälte belohnet, und ihm nicht einmal so viel Macht gelassen

wird, das herrschaftliche Obst abzunehmen und dem Verwalter zu überliefern. Es ist diß der größte Fehler, den Guthsbesitzer bey ihren Obstgärten begehen können. Unter hundert Verwaltern findet sich kaum einer, der eine gründliche Kenntniß von dem Zeitigwerden und Reifen des Obstes hat. Gleichwohl maßen sie sich gemeiniglich unbefugt das Recht an, das für die Herrschaft und deren Wirthschaft bestimmte Obst abnehmen zu lassen, welches doch im eigentlichsten Verstande ein Geschäft des Gärtners ist. Die gewinnsüchtigen Verwalter würden keinesweges so sehr nach dieser Arbeit streben, wenn sie nicht den größten Vortheil davon hätten. Ich fordere hier alle Guthsbesitzer, bey denen die Verwalter diese Verrichtung an sich gerissen haben, zu Zeugen auf, ob sie bey gleicher Anzahl tragbarer Bäume eben so viel an grünem und trockenem Obste erhalten, als diejenigen, bey denen der Gärtner das Obst abnimmt, dasselbe unter der Oberaufsicht des Verwalters trocknet und Rechnung darüber führet. Ich bin überzeugt, daß sie um die Hälfte weniger erhalten.

Um dieses einträgliche Geschäft zu erhalten, suchen die Verwalter die Treue des Gärtners verdächtig zu machen. Sie suchen gelegentlich ihre Herrschaft darauf aufmerksam zu machen, wenn der Gärtner oder die Seinigen von dem abgefallenen Obste etwas genießen, und bereden dieselbe, daß

dieses

dieses unaufhörlich geschehe. Natürlicher Weise werden Herrschaften nach gerade so unwillig auf den Gärtner, daß sie ihm diß Geschäft abnehmen lassen. Von Vorurtheil geblendet, trauen sie dem Verwalter nicht zu, daß er oder die Seinigen ein gleiches thun werden. Sind es sachkundige Guthsbesitzer, — von welchen aber hier die Rede nicht ist — bey denen gelingt den Verwaltern dieser Kunstgriff ohnehin nicht. Jeder billig denkende Guthsbesitzer wird das abgefallene Obst dem Gärtner ohne Bedenken überlassen, wenn nicht Windstürme ganze Scheffel voll herunter werfen, weil der Gärtner die meiste Arbeit mit den Obstbäumen hat. Man kann diese kleine Ergötzlichkeit einigermaßen mit dem Meßgelde der Verwalter vergleichen. Welcher Verwalter würde sich dieses wohl von dem Gärtner nehmen lassen? Also einem jeden, was ihm sein Amt bringt, gelassen, und das Ganze wird den größten Vortheil davon haben. Wer übrigens weiß, was für Mühe und Arbeit es kostet, einen Baum aus dem Saamen bis zum Tragen zu bringen, der wird den Gärtnern diese Verrichtung mit ihren kleinen Vortheilen gern lassen. Aber leider! verleitet Gewinnsucht die meisten ungerechten Verwalter zu dieser Unbilligkeit.

Ein Beyspiel mag von den vielen, die ich erlebt habe, zum Beweise dienen, warum die Verwalter so sehr nach dieser Verrichtung geitzen. Der

Verwalter des Herrn von O** hat ebenfalls durch jenen elenden Kunstgriff die Besorgung des reifen Obstes an sich gerissen. Der Obstgarten, welcher niemals verpachtet wird, enthält gegen hundert und funfzig tragbare Bäume von den besten Birn- und Aepfelsorten, die beträchtliche Anzahl der Pflaumen- und Kirschbäume ungerechnet. Kein Jahr vergehet, daß nicht die Hälfte dieser Bäume Obst liefert, und doch ist nach Verlauf des Jahres kein getrocknetes Obst im Vorrathe. Fast jährlich muß der Guthsbesitzer für seine Küche dasselbe erkaufen. Eine besonders reiche Obsterndte an Aepfeln, Birnen und Pflaumen gab das Jahr 1786 in der dasigen Gegend. Der billige Guthsherr zog sich daher fünf bis sechs Aepfelbäume für seine Küche aus, von welchen ihm ein Drittheil des Obstes grün, die übrigen zwey Drittheile aber getrocknet überliefert werden sollten. Was geschah? Der Guthsherr konnte nicht so lange auf seinem Guthe verbleiben, bis das Obst zur Reife gelanget war, denn sonst würde er es in seiner Gegenwart haben abnehmen lassen, und wenigstens zwanzig Scheffel Aepfel erhalten haben. Der Verwalter konnte also außer dessen Gegenwart, die ihm überhaupt lästig war, das Obst abnehmen lassen. Der Herr empfing daher vier Scheffel grünen, und von acht Scheffel grünem, sechs Viertel getrockneten Obstes! Freylich war dieses dem Herrn zu wenig, besonders bey dem getrockneten, aber der Verwalter wußte sich heraus

zu helfen. „Das Obst habe zu vielen Saft gehabt, und wenn dergleichen saftiges Obst getrocknet werde, so falle es dergestalt zusammen, daß man nicht einmal ein Viertel vom Scheffel behalte.“ Hätte der Verwalter nicht gewußt, daß der Herr alles, was er sage, für ein Evangelienbuch annehme, er würde diese Ausrede gewiß nicht gewagt haben. Denn wäre der Herr nur auf den Einfall gekommen, seinen Gärtner zu fragen; so würde er von demselben erfahren haben, daß drey Männer ganzer drey Wochen hindurch mit Abnehmen des Obstes beschäftiget gewesen wären; daß mehrere Scheffel grün Obst verkauft und verschenket worden wären, wovon in der Rechnung doch keine Spur zu finden war; und daß endlich bis im Januar, außer dem wöchentlichen Backen noch einmal wenigstens der Ofen zum Abtrocknen des Obstes geheitzet worden wäre. Dennoch waren nicht mehr als acht Scheffel getrocknetes Obst in Rechnung gebracht worden. Nach des Verwalters Vorgeben waren freylich hierzu mehr als zwey und dreyßig Scheffel grünes Obst nöthig. Rechnet man nun noch das grüne Obst hinzu, das unter der Rubrik: für das Gesinde verspeiset, und demselben zum Weyhnachtsgeschenke gegeben; aufgeführt war; so kam allerdings eine ansehnliche Summe grünen Obstes heraus, das aber größtentheils von dem Verwalter und seinen Gastfreunden verzehret worden war.

Das Abnehmen des Obstes ließ dieser Mann niemals verrichten, wenn die Herrschaft zugegen war, damit sie die erhaltene Quantität nicht bemerken sollte. Traf es sich nun, daß das zeitige Obst abgenommen werden mußte, so wußte er sich schon so einzurichten, daß es zu einer Zeit geschah, wenn die Herrschaft bey Tische saß, oder ausgegangen, oder wohl gar in der Kirche war. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, diß zu bemerken, da ich mich Geschäften halber einige Sommer daselbst aufhalten mußte. Hierdurch erhielt er einen doppelten Vortheil. Der erste war, die Herrschaft wurde außer Stand gesetzt, die Quantität des gewonnenen Obstes zu taxiren. Zwar mußte es vor ihrem Zimmer vorbeygetragen werden, aber — er bedeckte es sorgfältig, oder legte das schlechteste oben auf, oder trug es auf einem andern Wege aus dem Garten. Der zweyte Vortheil war, die Herrschaft lernte nie die Güte des Obstes kennen, weil sie niemals das gute, sondern höchstens nur das mittelmäßige bekam.

So gar in der Aufbewahrung des grünen Obstes hinterging er seine Herrschaft! Er schüttete es an mehrern Orten, in seinem Wohnhause, in dem Gesindehause und auf den Böden auf, und behielt also immer Obst im Hinterhalte, wenn auch die Frau von O ** den Einfall bekam, sich das Obst zeigen zu lassen. So wie man in Aufbewahrung

rung der Getraidesorten von dem Verwalter verlangen kann, daß er jede Sorte an einem Orte beisammen aufschütten muß; eben so sollte keine Herrschaft verstatten, daß das Obst an drey, vier oder fünf Orten aufbewahret würde. Der ehrliche Verwalter bringt es gewiß von selbst an einen Ort.

Der Guthsherr hatte einige Lieblingsbäume von Kirschen, Birnen und zeitigen Aepfeln in seinem Garten, die vorzüglich schmackhaftes Obst trugen. An diesen durfte sich nun der Verwalter so gerade zu nicht vergreifen, und doch war er lüstern genug, Früchte von denselben zu begehren. Seine Lüsternheit zu befriedigen wendete er folgendes Mittel an. Die Mägde mußten aus diesem Garten Gras holen, damit auf diese unschuldigen Verdacht gebracht werden konnte. Früh (sein Geschmack hatte ihn schon belehrt, daß alles Obst am besten schmecke, wenn man es abnimmt, ehe es von der Sonne beschienen wird) früh, ehe noch der Guthsherr aufgestanden war, ging er, oder der Seinigen einer, in den Garten und pflückte von den Kirsch- und andern Bäumen so viel als sein Appetit verlangte. Nun kam der Guthsherr zu seinen Lieblingsbäumen, und fand sie beraubt. Als er deswegen den Verwalter zur Rede setzte, so schob dieser den Diebstahl auf die Mägde und auf die herrschaftlichen Bedienten, welches für letztere die Folge hatte, daß jedem untersagt wurde, in die Gärten zu gehen. Hätte

der

der Herr lieber befohlen, daß die Mägde nie ohne Aufsicht der Verwalterin in dem Garten grasen sollten; so würde er seinen Zweck eher erreicht haben, weil alsdenn die Schuld auf den Thäter fallen mußte. Doch vielleicht hätte der Verwalter alsdenn einen Pfahl im Zaune locker gemacht, um die Schuld auf die Dorfbewohner zu bringen. Es würde ihm dieses um so viel leichter gelungen seyn, weil er überzeugt war, daß sein Herr nur ihn allein für den einzigen Treuen hielt. Nehmen Sie sich daran ein Beyspiel, und halten jedesmal denjenigen Ihrer Leute für den Erzschelmen, der alle Ihre übrigen Bediente und Unterthanen der Untreue bezüchtiget. Ich versichere Ihnen, daß Sie niemals fehl gehen werden.

Dritter Brief.

Görlitz im October 1786.

Kaum trauete ich meinen Augen, als ich in Ihrem letzten Schreiben las, daß Sie einen Weinberg aus Ihren sechs Aeckern oder zwölf Scheffeln Berglehne machen wollten; und doch war es richtig gelesen. Ehe ich Sie noch mit den Schwierigkeiten bekannt mache, die der Weinbau in Ihrer und überhaupt in den nördlichen Gegenden Deutschlandes zu überwinden hat, muß ich Ihnen sagen: lieber

lieber auf diesem Platze einen Obstgarten angelegt als einen Weinberg. Denn freylich sind dergleichen Felder sehr schwer zu bestellen, welches die Gebürgischen Bewohner nur zu sehr empfinden, da sie aus Noth gedrungen ihre Berge als Feld benutzen müssen. In Schlesien, der Niederlausitz, der Mark Brandenburg und Thüringen würde es für die Besitzer der Weinberge größtentheils vortheilhafter seyn, nach und nach Obstpflanzungen aus denselben zu machen, zumal wenn sie selbst die Obstbäume aus Kernen erzögen und veredelten. Dergleichen Bäume haben den Vortheil, daß sie des Klimas und des Bodens gewohnt sind, folglich bey den Verpflanzungen besser gedeyhen als die von andern Orten erkauften. Wollen Sie etwas gründliches, und auf die Erfahrung gegründetes über die Erziehung der Obstbäume lesen, so kaufen Sie sich: Henne Anweisung, wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen und unterhalten soll. Zweyte Auflage, Halle 1773 in 8. (Ob eine neuere Auflage erschienen ist, weiß ich nicht.) Lesen Sie ferner fleißig in Reicharts Land und Gartenschatz; so werden Sie hinlänglich in diesem Stücke belehret werden. Sie können dem darinn befindlichen Unterrichte um so mehr trauen, da ich Ihnen sagen muß, daß ich beyde in meiner Ausübung mit Nutzen gebraucht habe und von denselben niemals irre geführt worden bin. Freylich müssen Sie Ihren

Boden

Boden und Ihre Lage niemals aus den Augen lassen. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Weinstock ursprünglich ein Product des wärmern Asiens ist, das von da in die südlichen Gegenden von Europa gebracht wurde. Daher kann er auch nicht in einer Polhöhe gedeyhen, die den funfzigsten Grad übersteigt. Er verlanget einen milden gebürgigen Boden, der den ganzen Tag von der Sonne erwärmt werden kann, weshalben man immer die Mittagsseite dazu wählt. Auf der Mitternachsseite muß er, wie gegen Morgen, für den Winden sicher liegen, wenn nicht ein einziger Nordostwind im Frühjahre alle unsere Hoffnung größtentheils zerstöhren soll, wie Ihnen jeder Weinbergsbesitzer mit Wehmuth bezeugen wird.

Boden und Lage würde also bey Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, weil beydes gleich geschickt zu einem Weinberge ist. Allein ich will Ihnen zuvor eine kurze Erzählung von der Arbeit machen, welche ein Weinberg verlangt; ich will Ihnen dann die Menge Dünger sagen, die bey der ersten Anlage und alsdenn jedes Jahr nöthig ist; und will Ihnen zuletzt den möglichen Gewinn berechnen, den Sie hoffen können, ehe ich Sie frage, ob Sie noch Willens sind, einen Weinberg anzulegen.

Ehe Sie den Weinstock anpflanzen können, müssen Sie das ganze Land rein von Unkraut, besonders

sonders von Quecken, — triticum repens — und von der Winde — convolvulus arvensis und convolvulus sepium — machen lassen. Wegen der tief gehenden Wurzeln dieser Unkräuter, besonders des letztern, kann diß nicht anders als durch rigolen geschehen, welche Arbeit unter Aufsicht des Gärtners mit Lohnarbeitern verrichtet werden muß. Da nun wegen des sorgfältigen Auslesens aller Wurzeln wenigstens vier Grabstiche tief rigolet werden muß, so kann der fleißigste Arbeiter des Tages nicht mehr als eine □Ruthe bearbeiten, und würde also die Bearbeitung der 1800 □Ruthen Sie wenigstens dreyhundert Thaler kosten. Wollen Sie das Land auf eine weniger kostbare Art bearbeiten lassen, so gehet dieses allerdings an; allein es würde fehlerhaft seyn, und der Schaden würde sich Ihnen in der Folge sehr deutlich zeigen.

Könnte in dieses fertige Land sogleich der Weinstock gepflanzt werden, so möchte es noch angehen. Aber so ist eine Menge Dünger nöthig, wofür Sie erschrecken werden, zumal da ich nicht einsehe, woher Sie denselben nehmen wollen. Auf jede 300 □Ruthen, oder auf jeden Acker, müssen achtzig zweyspännige Fuder, das Fuder zu fünf Centner gerechnet gefahren, und dann jedes folgende Jahr, der ganze Acker mit achtzig Fuder zu düngen, fortgefahren werden, damit der ganze

Weinberg alle sechs Jahre völlig neu gedünget sey. Ihr ganzer neuangelegter Weinberg erfordert also im ersten Jahre vier hundert und achtzig Fuder Dünger, welche Summe jede sechs Jahre wiederum in denselben verwendet werden muß, wenn er den möglichen Nutzen geben soll, den wir in unserm kalten Klima erwarten können. Sie werden mir zwar einwenden: ich habe ja nicht nöthig, alle sechs Acker auf einmal in einen Weinberg umzuschaffen, sondern ich will nur jährlich einen Acker zum Weinberge machen. Allein ich sage Ihnen, und jeder erfahrne Landwirth muß mir beypflichten: wer einen Weinberg anlegen will, der muß ihn auf einmal anlegen. Sie müssen ja doch einen Winzer haben, der unter hundert Thaler jährlich nicht gehalten werden kann!

Die Anpflanzung, welche entweder durch Rebenhölzer, oder durch Senker, oder auch durch Ableger geschiehet, werde ich Ihnen hier nicht weitläuftig beschreiben, da Sie dieselbe bey Sprenger und bey Ossenfelder nachlesen können. Allein das muß ich Ihnen sagen, daß Sie auf keine Weise vor dem vierten Jahre hoffen dürfen, einigen Nutzen von einer Anlage zu ziehen, die Ihnen so viel Kosten verursachet. Wollten Sie nun vollends sechs Jahre mit der Anlage zubringen, wie weit hinaus schöben sie dann erst diesen anfangs nicht die jährlichen Kosten des Winzers bringenden Nu-

tzen. Nicht zu gedenken was die Weinreben, die Erbauung einer Winzerwohnung, einer Kelter, eines Kellers, die Anschaffung des Gefäßes und der übrigen Geräthschaften kostet, so werden Sie von selbst einsehen, daß eine solche Anlage auf einmal geschehen müße.

Tritt denn endlich der Fall ein, daß die Weinstöcke zu tragen anfangen; so können Sie nach den ersten vier Jahren jährlich nicht mehr als vier und zwanzig Eymer im Durchschnitt rechnen, und Sie können glauben, daß ich noch zu viel annehme. Von diesem Wein wird der Eymer nach drey Jahren höchstens zu sechs Thaler verkauft. Wenn gleich um Meissen herum in einigen Bergen der Eymer theurer bezahlt wird, so ist doch mein angenommener Preis die Regel. Allein Sie wissen selbst, daß der Wein in unserer Gegend nicht jedes Jahr zur Reife kommt und der Eymer selten mit sechs Thaler bezahlet wird. Denn daß 1781 und 1783 zwey gute Weinjahre so bald auf einander folgten, war eine Ausnahme; und der in gedachten Jahren gemachte Gewinn wurde durch die Jahre 1785, in welchem der Wein gar nicht reif wurde, und 1786 in welchem er nur halb reifte, wiederum verringert, wo nicht ganz verzehrt.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Churfürst von Sachsen in mehrern Gegenden seiner Lande Weinberge besitzt, von welchen ich die aus fünf und zwanzig Ackern bestehenden zu Rößlitz im

Stifte Merseburg genau habe kennen lernen. Die Lage und der Boden dieser Weinberge sind gut zum Weinbau. Der Churfürst hat auch noch den Vortheil dabey, daß er die Arbeiter in demselben nicht bezahlen darf, weil er Frohndienste hat; das Ablesen ausgenommen, zu welchem manchmal Arbeiter ums Lohn gehalten werden. Der Dünger hingegen muß erkaufet werden. Unter diesen Umständen sollte der Gewinn also sehr beträchtlich seyn, Sie werden aber aus dem Folgenden das Gegentheil davon ersehen. In der Kellerey dieses Weinberges befinden sich Tafeln, auf welche die jährliche Weinerndte aufgezeichnet wird. Aus der Uebersicht derselben erhellet, daß vom Jahre 1647 an gerechnet bis zum Jahre 1786 jährlich im Durchschnitt nicht mehr als ein hundert Eymer Most, den Eymer zu 72 Dresdner Kannen gerechnet, folglich von dem Acker 4 Eymer, eingeerndtet worden sind. Da Sie vielleicht selbst nicht Gelegenheit haben, diese Tafeln durchzulesen, so will ich Ihnen die gesegnetesten Weinjahre von denselben überschreiben.

Im Jahre	1687	erhielt man	731	Eymer	
—	1701	—	1003	—	
—	1707	—	1014	—	
—	1712	—	900	—	
—	1727	—	1082	—	
—	1739	—	986	—	

Allein

Allein es befinden sich auf dieser Tafel sehr viel Jahre, in welchen nur 20, 30 und 40 Eymer geerndtet worden sind. So ist er 1740 ganz erfrohren, und 1785 sind nur 30 Eymer Essigsaurer Most ausgekeltert worden. Rechnet man nun die vielen Personen, als da sind Kellermeister, Weinküfer, Böttcher, Winzer u. d. gl. welche besoldet, und das Gefäße, welches so wie die Gebäude und Keller im baulichen Wesen erhalten werden müssen; so glaube ich kaum, daß diese 25 Acker Weinberge jährlich hundert Thaler reinen Ertrag bringen. Wollte ich nun den Wein bey dem Auffüllen, den Most bey dem Keltern, und die Weintrauben, die vorhero ausgeschnitten und theils als Geschenke gegeben, theils von andern Personen entwendet werden, welches bey dergleichen Weinbergen häufiger als bey Weinbergen der Privatpersonen zu geschehen pfleget, in Anschlag bringen; so möchte sich der jährliche Ertrag noch um ein beträchliches verringern.

Der Landesherr würde weit mehr Nutzen davon haben, wenn das Land dieses Weinberges, so wie die Felder der übrigen Aemter, den Einwohnern des nahe dabeyliegenden Dorfes Röglitz in Erbpacht überlassen würde, weil es viel Einwohner in demselben gibt, welche keine □Elle Land besitzen. Diesen müßte aber erlaubt seyn, das erhaltene Land zu benutzen wie sie es für das vortheilhafteste hielten. Ich bin gewiß überzeugt, daß

sie es als Gartenfeld oder Ackerland benutzen würden, welches ihnen mehr Vortheil, als der ungewisse Weinbau, verschaffen könnte.

Denn wenn man diese 25 Acker nur mit Korn besäete, den Waitzen und Rübsen will ich nicht einmal in Anschlag bringen; so würde der reine, und weniger Gefahren ausgesetzte Ertrag, den Ertrag des Weinberges bey weitem übersteigen. Zur Einsaat würden 50 Schfl. Drßdn. erfordert, von welchen im Durchschnitt, ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich 250 Schock geerndtet würden. Man macht zwar kleine Garben, aber gewöhnlich beläuft sich in diesen Gegenden der Gewinn so hoch. Von diesen kann man das Schock zu 1 Schfl. und 2 Vrtl. Ausdrusch rechnen, welches 375 Schfl. beträgt. Ziehe ich von diesen die künftige Einsaat 50 Schfl. ab, so bleiben zum Verkauf übrig 325 Schfl. Nimmt man hier abermals einen Mittelpreis zu 2 Rthlr. den Schfl. an, so würde der reine Ertrag des Getraydes 650 Rthlr. betragen. Außer dem ist noch das Stroh zum Verkauf übrig, welches, das Schock nur zu 1 Rthlr. 12 Gr. gerechnet, 375 Rthlr. ausmacht. Also wäre der reine Ertrag 1025 Rthlr. Der Kostenaufwand bey diesen 25 Ackern würde folgender seyn, wobey ich Besitzer annehme die keine Viehzucht treiben:

Für Dünger alle drey Jahre auf den Acker 30 Fuder, beträgt 15 Rthlr. folglich die ganze

Sum-

Summe 365 Rthlr. In der dortigen Gegend ist das Fuder überall für 12 Gr. und noch darunter zu haben.

Zur Anschaffung des Zugviehes, des Schiff und Geschirrs, rechne ich das erste Jahr 200 Rthlr. und zur Erhaltung in jedem der folgenden Jahre 75 Rthlr.

Für Arbeiter in der Erndte 50 Rthlr. jährlich. Das Dreschen muß von den Knechten im Winter geschehen, so daß nur wenig Lohndrescher gehalten werden dürfen.

Für Futter würde ebenfalls nicht über 100 Rthlr. jährlich ausgegeben werden, weil dergleichen Felder mit Ochsen besser zu bearbeiten sind, als mit Pferden.

Auf diese Art ist leicht einzusehen, daß der jährliche reine Ertrag den Ertrag des Weinberges bey weitem übersteigt, zumal da der Absatz der erworbenen Produkte sogleich gewiß geschehen kann, der bey dem Weine ungewiß ist. Denn wer trinkt gerne den sauren Landwein, der überdiß nicht einmal der Gesundheit der Einwohner zuträglich ist. Nun machen Sie einmal die Anwendung auf Ihren neu anzulegenden Weinberg. Noch einmal sage ich Ihnen, wenn Sie diese 6 Acker nicht als Feld benutzen wollen, so machen Sie einen Obstgarten daraus, der Ihnen bey weniger Kosten gewissern Nutzen liefern wird, als der Weinberg.

Der Ertrag der Weinberge wird auch noch durch die Betrügereyen der Winzer und der Verwalter sehr verringert. Jener kann den Weinberg durch schlechtes Bearbeiten verschlimmern, zumal wenn kein thätiger und mit dem Weinbau vollkommen bekannter Verwalter die Aufsicht hat. Hierzu kommt noch das Ausschneiden der Trauben, der Betrug bey dem Senken; welche Stücke sehr schwer zu übersehen sind, wenn man auch gleich alle Wochen den Weinberg die Länge und die Breite durchgehet. Tritt nun vollends der Fall ein, daß sich der Guthsherr nicht auf dem Guthe aufhält, sondern nur selten, wohl nur zur Weinlese dahin kommt; so wird der Schaden, den ihm Verwalter und Winzer zufügen, noch größer.

Ein mir und Ihnen bekannter Guthsbesitzer hat auch einen Weinberg von fünf Acker, welche ihm in den besten Jahren nur 36 Eymer Most geben. Dieser Herr nahm einen neuen Verwalter an, der nichts von dem Weinbau verstand, ohngeachtet er bey seiner Annahme die vollkommenste Kenntniß davon zu besitzen vorgab. Sein braver und gutmüthiger Herr übergab ihm daher zu seinem größten Schaden die Oberaufsicht über Weinberg und Weinkeller. Dieser Mann, der ganz aus Bequemlichkeit zusammengesetzt war, bemühte sich auch nicht einmal, die ihm fehlende Kenntniß sich zu erwerben. Daher kam es auch, daß sein Winzer ihm

bey

bey dem Hacken, als er ihn fragte: wie weit seyd Ihr? die Antwort gab: bis hierher Herr Verwalter; und der Verwalter mußte gehen.

Im ersten Jahre gleich verursachte dieser nachlässige Mann seinem Herrn einen Schaden von mehr als dreyßig Thaler. Der Vorgänger desselben hatte den gekelterten rothen Weinmost auf zwey Stückfässer gefüllet, in welchen ungarischer Wein gewesen war. So lange als er da war, füllte er diesen jungen Wein alle Wochen auf, und hielt die Fässer vom Schimmel rein, so daß der Wein im besten Zustande war, als ihn der neue Verwalter erhielt. Allein dieser ließ ihn ohngeachtet der Erinnerung des Winzers den Sommer hindurch ruhig liegen, ob er gleich fleissig den Weinkeller besuchte, um den Füllwein zu verbrauchen. Die Folge war, daß der rothe Wein aus beyden Fässern die Boden aussprengte, und über die Hälfte in den Keller lief. Der Herr erfuhr davon nichts. Der Verwalter berichtete ihm, der Wein wäre kahnicht geworden, weswegen er den guten auf ein kleineres Faß habe füllen müssen. Diese Nachricht hat mir der Böttcher und der Winzer des Orts mitgetheilt, welche zugegen waren, als der Verwalter in den Keller ging. Allein der Herr hatte einmal zuviel Vertrauen auf seinen Verwalter gesetzt, und dieses machte ihn nachlässig. Seine Nachlässigkeit wuchs daher von Jahre zu Jahre. Gewöhnlich ist

der meiste Wein kahnicht, alle Fässer haben eine weisse Haut von Schimmel, und die Gefäße, welche man bey dem Keltern gebraucht, müssen immer erst vor der Weinlese gereinigt werden, so daß es kein Wunder ist, wenn sie insgesammt dumpfig geworden sind. Das Auffüllen geschieht von diesem, wie von jedem nachlässigen Verwalter, alle halbe Jahre einmal, wenn er gleich monatlich Wein zum Auffüllen verrechnet. Mit diesem füllt er sich selbst auf, und der Herr hat noch außerdem den Schaden, daß Niemand seinen Wein kauft.

Eine andere unverzeihliche Nachlässigkeit, wobey doch der Schaden des Herrn nur gering war, ist, daß eben dieser Mann drey Jahre hintereinander die Senker nicht zählte, sondern dem Winzer hier ganz allein trauete. Es wird zwar nur ein Pfennig für einen Senker bezahlt; allein wer weiß nicht, wie leicht 288 Senker zuviel angegeben werden können, und dann beträgt der Schade schon einen Thaler. Dieser Verwalter war dabey noch so unverständig, daß er dem Winzer das Senkermachen untersagte. Daher kam es, daß ganze Flecke im Weinberge von Stöcken leer wurden, welches den Schaden des Herrn noch mehr vergrößerte.

Wollen Sie nunmehro Ihren Vorsatz in Ansehung des Weinberges noch ausführen, so habe ich nichts dagegen. Anrathen mag ichs Ihnen aber

 nicht.

nicht. Denn wer stehet Ihnen dafür, daß Sie nicht eben einen solchen schlechten Verwalter bekommen, deren es weit mehr als ehrliche thätige Männer gibt. Es ist auch diesem Uebel auf keine andere Weise abzuhelfen, als daß die Guthsbesitzer ihre sämmtlichen Bediente mit unpartheyischem Vertrauen behandeln, und besonders die Verwalter damit nicht überhäufen. Dem betrügerischen Manne wird ein solcher Vorschlag freylich mißfallen; weil er ihn der Mittel beraubt, seine Herrschaft durch falsche Nachrichten zu hintergehen: hingegen der ehrlich denkende und thätige Verwalter wird mir Dank dafür wissen, weil sein Werth durch das genauere Aufmerken der Herrschaft noch mehr erhöhet werden muß, da er sich nie anders finden läßt, als wie es der größte Vortheil für die Verwaltung ihres Eigenthums verlanget. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Dresden im Junius 1787.

Ihr Vorhaben, den Flachsbau im Großen auf Ihrem Guthe zu betreiben, hat ganz meinen Beyfall, nur müssen Sie den Anbau desselben nicht so weit treiben, daß es Ihnen an Stroh und folglich auch an Dünger fehle. Sind Sie gesonnen Stroh

zum Dünger zu kaufen, so kann es noch hingehen; ob es gleich nicht so vortheilhaft für Sie ist, als wenn Sie in dem gehörigen Verhältnisse bleiben. Ich habe Ihnen zwar schon einmal im allgemeinen etwas von der Erzeugung des Flachses geschrieben;* allein Sie wollen diese Sätze von mir weitläuftiger erklärt haben. So trage ich denn kein Bedenken, Ihnen meine gemachten Erfahrungen und Beobachtungen über den Lein- oder Flachsbau mitzutheilen, obschon manche gute Abhandlung dieser Art in ökonomischen Schriften zu finden seyn mag.

Am meisten wird der Leinbau in Schlesien, besonders um Jauer, Liegnitz und Glogau, in der Oberlausitz, in der Niederlausitz, in der Mark Brandenburg, im Erzgebürge, in einigen Gegenden von Thüringen und Meißen betrieben. In diesen verschiedenen Ländern ist, im Ganzen genommen, die Behandlung des Leins ziemlich einerley. Auch in Niedersachsen und in den braunschweigischen Landen soll der Leinbau beträchtlich seyn, wie ich von verschiedenen Cavalieren gehöret habe, welche die dasigen Gegenden bereiset hatten. Daß aber der Leinbau in allen diesen Gegenden nicht von gleichem Ertrage seyn kann, werden Sie leicht begreifen. Schon die Verschiedenheit des Bodens und des Klima's lehret dieses. Rechnet man nun vol-

lends

* S. den 7ten Brief des 1sten Bandes S. 80 und 81.

lends die Veredelung des Flachses durch das Spinnen, Weben und Zwirnmachen hierzu; so erhellet von selbst, daß Schlesien, das Erzgebürge, die Oberlausitz — denn in der Niederlausitz spinnet man zwey Drittheile weniger aus einem Kloben, als in den gedachten Ländern — den größten Gewinn von dem Leinbau haben müssen.

Den Leinsaamen müssen Sie in einen lockern, aus zwey Theilen Sand und einem Theile Lehm bestehenden Boden, oder, wenn Sie dergleichen nicht haben, in grauen oder schwarz sandigen Boden, aber keinesweges in gelben oder weißen Sandboden, oder gar in Thon oder nasses Moorland säen; denn in keinem derselben werden Sie Flachs erbauen. Das Land, worin Leinsaamen gesäet werden soll, pflegt man an einigen Orten im Erzgebürge, in Schlesien, in der Oberlausitz bey Ruhland und der angränzenden Gegend des Amtes Senftenberg zu düngen. Sonst wird dasselbe in der ganzen Oberlausitz nicht gedünget, sondern man säet hier den Leinsaamen auf den zweyten oder dritten Nutzen. Freylich wäre es besser, wenn man hier durchgängig auf den zweyten Nutzen säete; weil, wenn die Witterung nicht im Frühjahre mit Regen und warmen Sonnenschein abwechselt, der Flachs im dritten Nutzen nicht geräth. In verschiedenen Gegenden der Oberlausitz pflegt man sogar den Leinsaamen in die Haaferstoppeln zu säen.

Ich

Ich selbst war einmal aus Noth gedrungen, den Leinsaamen in Land zu bringen, das drey Korn- und zwey Hafererndten gegeben hatte, weil — um Ihnen die Wahrheit zu gestehen — ich mich mit meinem Ackerlande verrechnet hatte. Ich erhielt einen sehr schönen Flachs in Härder und guten Leinsaamen, aber ich habe es in meinem Leben nicht wieder gewagt.

Die Düngung des Ackers zur Leinsaat kann ich Ihnen nicht anrathen, am allerwenigsten das Düngen mit Schaafmist und Kalk. Auch wenn Sie Krautland zur Leinsaat nehmen wollen, das Sie mit Schaafmist gedünget haben; so werden Sie zwar, wie von der Kalkdüngung sehr langen Flachs erhalten, dessen Härder aber wird keine Festigkeit haben, weil diese Düngung zu hitzig für ihn ist. Haben Sie aber vorhero von den mit Schaafmist oder Kalk gedüngten Feldern noch eine Frucht weggenommen, so rathe ich Ihnen an, Ihren Leinsaamen hinein zu säen. Sie können gewiß erwarten, daß Sie den schönsten Saamen und den besten Flachs erhalten werden.

Sie wissen wohl, daß ich eben kein Feind der Kalkdüngung bin, ich empfehle sie aber nur dem, der durch Quecken, Winde, wilde Camillen und ander Unkraut verwilderte Aecker hat. Denn wird dergleichen Acker einige Jahre hinterein-

einander stark mit Kalk gedünget, bey trockner Witterung geruhret und brav geegget; so wird der Acker rein, wäre er auch dergestalt voll gewesen, daß der Pflug kaum hineinginge. Ich habe dieses selbst bey dem Hn. von Z** und von U** erfahren. Aber auf die Weise muß man es nicht anfangen, wie es ein Verwalter an der Magdeburgischen Gränze machte. Dieser einsichtsvolle Wirth war ganz und gar kein Freund von Eggen, so daß er dieses unentbehrliche Ackerwerkzeug nur zum Eineggen des Saamens brauchte. Natürlicher weise verqueckte sein großen Theils aus Sand bestehender Acker durchaus. Als er sich hier nun nicht gleich zu helfen wußte, sich auch aus Trägheit der Eggen und des Ruhrhackens nicht bediente; so befahl ihm sein Herr mit Kalk zu düngen. Mit diesem Befehle that er ihm aber einen großen Gefallen. Weil dieser Verwalter keinesweges gewilliget war, durch das Einführen der Kalkdüngung seiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun; verrichtete er den Befehl also, daß der Herr die Kalkdüngung als unnütz aufgeben mußte. Dieser Mann ließ den Kalk, aus Mangel an Deichschlamm, in Lehmhaufen unterschlagen. Daran habe ich eigentlich nichts auszusetzen, wenn nur nicht der Kalk in diesen großen, am Hofe aufgeführten Haufen, (die gleich auf dem Platze hätten gemacht werden sollen) bis zur Saatzeit unberührt liegen geblieben wäre. Dann wurde der Haufen ohne alles Untereinandermischen

auf den Wagen geladen und auf die verqueckten Felder gefahren, die keine Ruhre und keine Egge vorhero wie jetzt erhalten hatten. Die Quecken blieben also auch nicht weg, und es war Schade um das Geld für den Kalk und um den Kalk selbst, der so sinnloß verschwendet wurde. Von verquecktem Acker sollen Sie weiter unten noch ein schönes Beyspiel von mir erhalten. Ich weiß gar wohl, daß man auch ohne Kalk die Aecker von Quecken rein erhalten kann, nur gehört hierzu ein thätiger und vernünftiger Verwalter, der nicht, wie die meisten, während der Ackerbestellung keinen Fuß aufs Feld setzet, besonders wenn der Acker durch Knechte vom Hofe selbst bestellet wird. Der Kalk befördert nur die Vertreibung der Quecken. Ohne Kalk muß man sich vielleicht sechs Jahre plagen, ehe man diß abscheuliche Unkraut loß werden kann, da hingegen mit Kalkdüngung in drey Jahren alles vertilget ist.

Die ausgeeggten Queckenwurzeln selbst verbrennen Sie ja nicht, wie es wohl von unverständigen Wirthen zu geschehen pfleget; sondern fahren Sie dieselben zur Unterlage in die Ställe, wenn Sie den Mist heraus geschaft haben, besonders in die Schaafställe. Hier verbrennen die Queckenwurzeln, oder sie verlieren durch die Schärfe des Urins der Thiere ihre wachsende Kraft. Als ich bey dem Hn. von U** Mangel an Stroh, Ueberfluß aber

an Quecken hatte; so ließ ich den ganzen Schaafstall eine ganze Elle hoch mit Queckenwurzeln überfahren, und diese den Winter hindurch mit Stroh überstreuen und die Schaafe bemisten. Im Frühjahre nahm ich allen Schaafdünger bis auf die Queckenlage, ließ ihn auf einen sehr magern, im Herbste bereits gestürzten und im Frühjahr fertig bestellten Kornstoppel vor die Furche fahren, und säete alsdenn Gerste darein. Ich erhielt Gerste, die ich niemals so schön gehabt habe. Die ganze Grundlage hingegen ließ ich auf ein mehr nasses als trockenes Stück Land fahren, das unter einem Deiche lag, dessen Damm in dem Grunde nicht gut gebauet worden war. Hierauf ließ ich Kraut pflanzen, welches zu aller Menschen Verwunderung schön wuchs, da doch sonst niemals Kraut auf diesem Platze gewachsen war, auch ohne einen hitzigen Dünger in diesem Felde nicht wachsen konnte. Warum ich aber gerade dieses nasse Feld zu meinem Queckendünger wählte, das brauche ich Ihnen wol nicht erst zu erklären. Nun noch etwas von der Düngung des Flachslandes.

Ich sagte Ihnen, daß bey Ruhland und Senftenberg das Land zur Leinsaat gedünget würde. Der Boden bestehet durchaus aus grauen oder schwarzen Sande, der, weil das Land sehr eben ist, von der durch diese Gegend fließenden schwarzen Elster öfters überschwemmt wird. Aus Mangel

an Stroh fahren die Bewohner, wie alle Haidebewohner, aus den sie umgebenden Nadelwäldern, abgefallene Nadeln und Waldmoos in ihre Höfe, überstreuen dieselben, so wie die Ställe damit, und lassen diesen Dünger höchstens vier Wochen, auch wohl nur vierzehen Tage in diesem Zustande liegen. Dann fahren sie denselben auf das zubereitete Flachsland und erhalten einen vortreflichen Flachs an Länge und an Haltbarkeit. Auch ihr Saamen ist vorzüglich gut. Diese Güte des Flachses kann keinesweges von der Fettigkeit des Düngers herrühren, weil solcher Dünger nur wenig, oder gar keine Fettigkeit hat. Sie rühret vielmehr von der Milde und Lockerheit her, die der Acker durch diesen Dünger erhält. Ich selbst habe nur ein einziges mal Leinsaamen auf Acker gesäet, dem ich mit Kuhmist nur die halbe Düngung gab. Ich erhielt zwar sehr langen Flachs, aber er fiel unter die Breche. Mein Gewinn war also feines Werk, welches ich durch die Krätzel oder Kämme mußte spinnen lassen.

Das beste bey der Leinsaat ist also: man säe ihn auf den zweyten Nutzen, nur, wie gesagt, nicht in Krautland, das mit Schaafmist gedünget ist. Sonst kann man ihn in jedes andere auch mit Schaafmist gedüngte Land bringen, weil derselbe alsdenn bereits durch zwey Winter seine Fettigkeit der Erde hat mittheilen können. Allein der

Acker zur Leinsaat muß nicht an Berglehnen liegen, weil diese Felder bey Regengüssen zu sehr leiden, und der junge Flachs mit sammt der Wurzel ausgerissen wird. Man erhält auf dergleichen Feldern nur zwey, ja gar dreywächsichten Flachs, der also ungleich reifet, und den ersten Saamen ganz verliert. Die Leinäcker müssen ebenfalls ganz frey liegen, damit die Winde die Leinsaat nach dem Regenwetter wiederum aufrichten und gehörig abtrocknen können. Besonders schädlich sind dem Leinacker nahe stehende Bäume, wegen der häufigen Blattläuse. Man belegt sie gewöhnlich mit dem Nahmen Mehlthau oder Honigthau, aber mit Unrecht. Eigentlich sind dieser Mehl- oder Honigthau nichts anders als kleine Insekten, die zwar nur die Länge einer Laus haben, aber sie an Dicke übertreffen und übrigens nicht die geringste Aehnlichkeit mit derselben haben. Sie haben einen kleinen mit einem nach der Brust zu gebogenen Saugstachel versehenen Kopf, manchmal vier Flügel und sechs Füße. Die Fühlhörner sind sehr lang im Verhältniß ihres Körpers. Es giebt schwarze, weisse, grüne, rothe, gelbe, braune und bunte schäckigte Blattläuse. Die gelben und röthlichen Kügelchen auf den Blättern der Johannisbeersträucher, der Eichen, der Büchen, der Weiden, der Ulmen, der Obstbäume und anderer Pflanzenblätter sind nichts anders als die Eyer derselben, aus welchen sie im Frühlinge hervorkriechen. Ihre Nah-

rung ist der Saft der Blätter und der zarten Stengel der Pflanzen, in welche sie mit ihrem spitzigen Saugstachel bohren, und deswegen den Pflanzen und Bäumen großen Schaden thun. Aus den Oefnungen ihres Hinterkörpers spritzen sie eine klebrige süßschmeckende Feuchtigkeit aus, der man den obigen Namen Mehlthau oder Honigthau gegeben hat.

Der zur Leinsaat bestimmte Acker muß im Herbste gestürzt werden. Im Frühlinge, so bald das Land trocken, und die Winterfeuchtigkeit aus dem Erdboden ist, lassen Sie den Stürzacker wenden, der Quere hindurch ruhren, fleissig eggen, und wiederholen diese Arbeit so lange, bis wenig Unkrautwurzeln mehr übrig sind, so daß der Acker mehr einem Staube gleichet. Es versteht sich, daß diese Arbeiten nur bey trockener Witterung vorgenommen werden dürfen; doch muß man sie auch verrichten, wie man kann, wenn besonders ein nasser Frühling ist. In diesen Umständen kann man den Leinsaamen nicht eher als bis in der Mitte, oder wohl gar am Ende des May's, nur nicht später einsäen; da er hingegen bey trocknen Frühjahren im März und April gesäet werden muß. Die Gebürgischen Gegenden müssen ausgenommen werden, weil da der Schnee länger liegen bleibt und späte Fröste einfallen, welche dem Leinsaamen sehr schädlich werden, so bald die Aecker nicht gehörig

von den Winterfeuchtigkeiten ausgetrocknet sind. Ein solcher von Frost getroffener Flachs wird an den Spitzen schwarz, erhält wenig Blüthe und fällt unter die Breche. Ums Himmelswillen aber lassen Sie den eingesäeten Leinsaamen nicht etwa gar einwalzen, wie ich von mehrern Alltagsverwaltern gesehen habe, die alles Getrayde ohne Unterschied einwalzen lassen. Der Leinsaamen muß in zwey Gängen gesäet werden, das ist: der Säemann säet allemal nur das halbe Beet, und gehet in jeder Furche einmal hin, und wieder zurück. Merken Sie aber, daß ich hier von sechs oder achtfurchigen Beeten rede, denn bey breiten Beeten muß er wohl drey bis vier Gänge machen.

Zum Saamen bedienen auch Sie sich des aus Livland, Litthauen und dem benachbarten Pohlen kommenden Leinsaamens, von welchem der Rakitische Lein aus Litthauen und der Marienburger aus Livland in Deutschland und Schlesien am meisten geschätzet wird. Es soll noch eine Art Leinsaamen aus Sibirien nach Deutschland eingeführet werden, welche von den Frühlingsfrösten nichts leiden und viel Beyhalme treiben soll; ich habe aber diesen Saamen weder gesehen noch erzeuget. Sie würden sich daher sehr verdient um Ihr Vaterland machen, wenn Sie Versuche damit anstellen wollten.

Da der ausländische Saamen außerordentlich unrein ist, so müssen Sie ihn sorgfältig auf dem Leinputzer oder Leinklapper reinigen lassen. In der Oberlausitz geschiehet diß Geschäfte gemeiniglich von den herumziehenden böhmischen Leinkläppern, welche ihr Instrument, wie die Scheerenschleifer, mit sich führen. Der jetzige Preis des ausländischen Saamens ist die Tonne zwanzig bis vier und zwanzig Thaler, welche vor ohngefähr zehen Jahren für achtzehn Thaler erkauft wurde. Das erste Jahr säen Sie ihren Saamen etwas dünne, damit Sie viel Saamen erhalten. Lassen Sie diesen Saamen wenigstens ein Jahr ruhen, so wird er nicht so geschwind ausarten und Sie werden auch bessern Flachs erhalten. Allein hüten Sie sich ja, Leinsaamen aus wärmern Gegenden als die Ihrige ist, zu kaufen, denn dieser misräth allemal. Aber aus kältern Gegenden in wärmere bringet er den größten Vortheil.

Fünfter Brief.

Dresden im Junius 1787.

Die Kennzeichen des guten und ächten Leinsaamens sind Farbe und Schwere. Jeder gute Saamen muß eine goldgelbe Farbe haben, niemals aber braungelb aussehen, welches ausgearteter und mehrmals

mals gesäeter Saamen ist. Der livländische Saamen muß in der Tonne viel unreines Gesäme haben, deren Keime gekrümmt sind, unter welchem jedoch kein Haargrassaamen, Tummel und schwarzbärtiger Hafer seyn darf: denn sonst ist es innländischer an der Elbe erzeugter Saamen. Bietet man Ihnen verschiedene Sorten goldgelben Leinsaamen zum Verkauf an, so wägen Sie alle Sorten und wählen den schwersten davon. Doch auch die Schwere ist nicht ein ganz untrügliches Kennzeichen, weil dieselbe von verschiedenen Ursachen, als Nässe u. s. w. herrühren kann, welche den Leinsaamen dumpfig, und folglich zur Saat untauglich machen. In dergleichen Fällen nahm ich gemeiniglich einen blechernen Löffel, that in denselben eine Anzahl Körner und hielt sie über das Feuer. Sprangen nun die Körner alle heraus, so konnte ich sicher glauben, daß er aufgehen würde. Woher dieses Aufspringen rühret, werden Sie besser wissen als ich, da Sie mehr von der Naturlehre und Scheidekunst verstehen. Ich bitte Sie, mich deswegen zu belehren. Einer meiner Kollegen hat mir noch folgende Probe mitgetheilt, die ich aber aus Unachtsamkeit, und weil ich selbst erzeugten Saamen säe, noch nicht versucht habe. Bey der künftigen Saat will ich es mit sechsjährigem Saamen versuchen. Man soll eine Anzahl Körner in einen feuchten wollenen oder leinenen Lappen einwickeln, diesen an einen warmen Ort legen, und Acht haben, ob alle Kör-

ner in anderthalb Tagen zugleich zu keimen anfangen. Geschieht diß, so soll der Saamen ächt seyn, im Gegentheil aber nicht. Allein das spätere Aufgehen kann auf keinen Fall ein untrügliches Kennzeichen der Schlechtheit des Saamens seyn, weil in diesem Lappen nicht ein Korn so viel Feuchtigkeit enthält als wie das andere, folglich auch nicht so zeitig keimen kann. Fällt nun nach der Leinsaat wider Vermuthen trockene Witterung ein, wie 1787 in der Oberlausitz, wo es erst 20 Tage nach der Saat regnete; so gehet der Saamen in den Furchen und auf der Furchenseite des Beetes zuerst auf. Nach erfolgtem Regen aber kommt er erst auf der Mitte des Beetes, woraus denn ein zwey und dreywächsiger Flachs auch aus dem besten Saamen wird. Im Jahre 1787 war in der Oberlausitz der Fall. Die Zeit muß es lehren, wie der Flachs sich im Brechen halten wird. Ich werde ohnstreitig keinen Schaden davon haben, weil ich meinen Flachs auf dreymal habe raufen lassen.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen hier einen Fall von dem Späteaufgehen des Leinsaamens zu geben, welcher in der Oberlausitz vor ohngefähr vier oder fünf Jahren sich ereignete, deren es auch mehrere geben kann, ob sie mir gleich nicht bekannt sind. In Horka einem Dorfe mit 2 Rittergüthern im Fürstenthume Görlitz, in dessen Gegend auf 3

Meilen

Meilen im Umkreis der schönste Flachs erbauet wird, säete der dasige Guthsbesitzer, Herr von F**, sechs Tonnen des besten livländischen Leins. Meiner Vermuthung nach war er sehr alt. Nach der Einsaat regnete es zu verschiedenen malen ein wenig, jedoch nicht so viel, daß der Regen zwey Zoll tief in die Erde gedrungen sein konnte. Der ausgestreuete Saamen lag also vier Wochen, ohne daß ein Körnchen aufgegangen wäre. Der Guthsbesitzer, der zu den einsichtsvollsten Oekonomen der Oberlausitz mit Recht gezählet wird, beschloß daher, das ganze Feld umzuackern und anderes Getrayde hinein zu säen. Die Nacht vorher, als das Umackern geschehen sollte, gab Gott einen recht warmen, durchdringenden Regen. Da sie nun am Morgen zu dem Acker kamen, so fanden sie die Spitzen der Keime auf dem ganzen Acker durchgebrochen, und das Umackern ward eingestellt. In diesem Jahre erbauete der Guthsbesitzer, seiner eigenen Aussage nach, einen so schönen und festen Flachs, als er noch niemals gehabt hatte und seit der Zeit auch nicht wiederum erbauet hat. Der Saamen war ebenfalls vortreflich und mehr als sechsfältig.

Am meisten müssen Sie sich bey dem Ankaufe desjenigen Leinsaamens in Acht nehmen, den man in den gedachten Ländern für einmal und zweymal gesäeten, und aus livländischen oder andern ausländischen Saamen erzeugten Saamen ausgibt. Hier muß

man sich ganz allein auf die Ehrlichkeit des Verkäufers verlassen, wenn man gleich ziemlich richtig urtheilen kann, daß derjenige Saamen oft hintereinander gesäet ist, der schwarzbraune Farbe, auch mehr breite als dicke Körner hat; und noch andrer Saamen, dessen Körner sehr kurz, dick und rund sind. Die Ruhe des Leinsaamens verhütet das geschwinde Ausarten. Gemeiniglich säen die gewinnsüchtigen und unverständigen Wirthe den aus neuen ausländischen Saamen gewonnenen Lein das folgende Jahr wiederum, statt daß sie zwey oder welches noch vortheilhafter ist, drey auf einander folgende Jahre neuen Saamen ankaufen und den erbaueten ruhen lassen sollten. Den oben gedachten zweymal selbst gesäeten Lein also verkaufen sie nun als einmal gesäeten, den Scheffel immer zu 14 bis 16 Thaler, und der Käufer wird betrogen. Dergleichen Saamen wird jezt zum dritten male gesäet ohne genossene Ruhe; er kann also nichts anders als kurzen Flachs und schlechten Saamen geben. Durch dergleichen Betrügereyen ist schon mancher Landwirth abgeschreckt worden, seinen Flachsbau durch Ankauf eines bessern Saamens zu verbessern. Es wäre daher eine heilsame Einrichtung, wenn jedermann, der Leinsamen verkauft und denselben für geruheten aus ausländischen Saamen erzeugten ausgibt, gerichtliche Sicherheit für sein Angeben leisten müßte. Dadurch würde dieser Betrügerey Einhalt gethan, und der thätige Landwirth zur Verbesserung aufgemuntert,

tert, der nicht im Stande ist, sich ganze Tonnen ausländischen Saamen kommen zu lassen. Die Händler des ausländischen Saamens sind ebenfalls hierher zu rechnen, weil diese viel an der Elbe erbaueten Saamen erkaufen, ihn in Tonnen schlagen lassen, und für ausländischen ausgeben. Er kommt demselben an Farbe und Schwere ziemlich gleich, gibt aber nur mittelmäßigen Flachs.

Am allerverkehrtesten wird der Leinbau in den obengenannten Ländern bey der Einsaat betrieben. Hier ist, so weit ich es selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, und von andern Praktikern gehört habe, der auf falsche Gewinnsucht sich stützende Grundsatz angenommen, daß man von ausländischem Leinsaamen auf einen Scheffel Dresdner Maas Kornaussaat ebenfalls einen Scheffel Lein, und von inländischen Saamen zwey Scheffel einsäet. Sie geben als Grund an, daß sie schwächere Halme erhielten, welche feinern und zähern Flachs geben. Sie haben hierinnen auch Recht, allein sie gestehen nicht, daß der Flachs kurz bleibt. Auch verfault bey nur mittelmäßig nassen Jahren, (die Jahre 1785 und 1786 nicht zu gedenken) der halbe Flachs; der gutgebliebene aber liefert Werg als Flachs, weil er durch die Sonnenstrahlen die ihm nöthige Festigkeit nicht hat erhalten können. Saamen wird bey dem Dickesäen selten mehr, als ausgestreuet worden, erhalten, ja die meisten Jahre

erndtet man nicht einmal so viel wieder, wie ich in meinen ersten Wirthschaftsjahren leider selbst erfahren habe. Säet man dünne, so erhält man von neuen Saamen einen mittelmäßig starken Halm, saamenreiche Knoten, und die Länge von zwey Ellen. Von geruheten, einmal gesäeten fehlet gewöhnlich eine halbe Elle an der Länge, hingegen ist er an Güte jenem gleich und manchmal sind die Härder noch fester. In nassen Jahren legt er sich ebenfalls nieder und faulet, wenn die Aecker nicht windfrey liegen. Geschiehet das Niederlegen zu der Zeit, wenn das Saamenkorn in den Knoten schon ausgewachsen ist, und er richtet sich in dreyen Tagen nicht wieder in die Höhe; so thut man am besten, man raufet den Flachs, obschon das Körnchen noch weiß aussiehet, und behandelt die Knoten wie ich Ihnen weiter unten beschreiben werde. Säet man hingegen allzudünne, das ist, auf einen Dresdner Scheffel Kornaussaat neuen ausländischen Saamen nur etwa vier bis fünf Metzen; so erhält man zwar den besten Saamen, und eine Länge, die mehrentheils zwey Ellen übersteigt, (wenn er in den zweyten Nutzen gesäet wird, welches ich fürs beste halte,) aber der Halm wird starkholzig und gibt gröbern, sprödern Flachs, der sehr unter die Breche fällt. Dergleichen Lein wird auch nicht leicht vom Regen niedergedrückt. Der Mittelweg bleibt also auch hier der beste.

Bey allen meinen Herrschaften, in deren Diensten ich gewesen bin, fand ich obiges verkehrte Verhältniß der Einsaat, welches ich, so weit als mir es dieselben erlaubten, abänderte. Ich brachte es aber nicht weiter herunter, als daß ich für die Herrschaft auf einen Dresdner Scheffel Kornaussaat, drey Viertel neuen ausländischen, eben soviel einmal und zweymal gesäeten, ordinären Landlein aber einen Scheffel auszusäen, Erlaubniß erhielt. Ich ließ nun deshalb den ordinären Landlein ganz eingehen. Als Deputat erhielt ich Land von zwey Viertel Kornaussaat. Dieses besäete ich von neuen ausländischen, einmal und zweymal geruheten Leinsaamen nur mit drey oder höchstens viertehalb Metzen. Da ich nun immer den besten Flachs erbauete, so wunderten sich meine Herrschaft und die übrigen Leute, welche Lein um Geld säen ließen. Natürlicher Weise sagte ich ihnen die Ursache, deren Wirkung sie nun nicht mehr läugnen konnten. Nun bekam ich freye Hand. Allein bey den Leuten, die den Acker bezahlen mußten, durfte ich von dem angenommenen Satze, Scheffel auf Scheffel, wegen des Gewinns der Herrschaft nicht abgehen, ohngeachtet ich es für unbillig hielt. Bey manchen dieser Leute hatte mein Beyspiel doch die Folge, daß sie lieber für ein Viertel das Land bezahlten, aber nur zwey Metzen darauf säen ließen. Sie hatten mehr Vortheil davon.

Die zunächst auf die Saat folgende Arbeit ist das Jäten, bey welchem ich außer dem Ihnen bereits Geschriebenen * nur dieses noch hinzusetzen muß: lassen Sie die Jäter stehend jäten. Auf das Beet sich niederlegen, wie es diese Leute gemeiniglich zu thun pflegen, verursacht dem jungen Lein unendlichen Schaden. Es ist dieses freylich beschwerlicher, aber für Tagelohn muß der Arbeiter arbeiten wie ich es haben will. Bey Frohndiensten ist dazu vollends weiter nichts als ein ernster Befehl nöthig. Die Jäter müssen wenigstens zwey Ellen von einander stehen. Das ausgejätete Unkraut muß von einem besonders dazu bestimmten Arbeiter beständig aus dem Acker getragen werden. Lassen Sie es nicht in den Mist werfen, denn es ist ein sehr nahrhaftes Futter, wenn es vorhero in Wasser von Sand und Erde ist gereiniget worden. Sie werden überhaupt wenig zu jäten haben, sobald Sie den Leinsaamen sorgfältig reinigen und in vollkommen ausgetrockneten Boden säen lassen. Mit Wehmuth habe ich jederzeit die Leinäcker angesehen, welche gar nicht gejätet, oder, wie es in Ihrer Nachbarschaft geschiehet, in der Blüthe gejätet werden. Beydes geschiehet häufig in dem Leipziger Kreise; man erhält daselbst auch mehr Werg als Flachs. Am besten wird der Flachs im Erzgebürge in der Oberlausitz und in Schlesien gejätet, und der Nutzen ist der schöne Flachs.

* S. den 7ten Brief des 1sten Bandes S. 81.

Bey einem mehr trocknen als nassen Jahre erlangt ihr Flachs eine gelbliche oder braungelbe Farbe, wenn er zwölf bis dreyzehn Wochen, in der Erde gestanden ist, und die Blätter von dem Stengel abfallen. Nun lassen Sie denselben raufen. In nassen Jahren, wie z. B. 1785 und 1786 waren, muß er wohl sechszehn Wochen stehen. Ich selbst habe in beyden Jahren erst in der siebenzehnten Woche raufen lassen, und erhielt doch mehr Werg als Flachs, weil die Sonnenstrahlen dem Baste keine Festigkeit gegeben hatten. Untersuchen Sie ferner bey dem stehenden Flachs die Knoten, ob die Körner in denselben völlig ausgewachsen sind. Nur sehen Sie nicht darauf, ob die Knoten braun sind, weil diese aus verschiedenen Ursachen, z. B. bey vieler Nässe, gleich nach dem Abblühen braun werden. Die Körner mögen sich schon gefärbt haben oder mögen noch ganz weiß aussehen, diß schadet nichts, sondern Sie können ihn raufen lassen. Ist es Ihnen wegen anderer Arbeit einigermaßen möglich, so lassen Sie das Ausraufen bey schönem Wetter, nur nicht bey großer Dürre, verrichten, denn bey letzterer wird viel Flachs zerrissen. Denjenigen Flachs hingegen, dessen Knoten Ihnen den künftigen Saamen geben sollen, lassen Sie eine Woche länger stehen, damit sich die Körner auf dem Halme zu färben anfangen. Sie haben den Vortheil davon, daß Sie vollkommenen und schweren Leinsaamen erhalten.

Wollen Sie Ihren Flachs gleich vom Acker weg dreschen lassen, so müssen Sie die ausgerauften Hände voll Flachs auf dem Acker dünne ausbreiten lassen, damit die Körner ihre Reife erhalten. Regnet es nun während dieser Zeit, so müssen Sie den ausgebreiteten Flachs fleissig wenden lassen. Besonders aber muß dieses sorgfältig geschehen, wenn ein Regenguß gefallen ist, durch welchen die Knoten bisweilen ganz in die Erde geschlagen werden, wodurch viele sogar aufspringen und beträchtlichen Saamenverlust leiden. Ist hingegen kein Regen gefallen, so hat man nur nöthig, den Flachs nach acht Tagen einmal zu wenden. Hierauf kann man ihn nach acht Tagen aufheben. Dieses Aufheben geschiehet auf folgende Art. Man nimmt drey bis vier Hände voll zusammen von der Erde und setzt ihn in kleine Häufchen, die Wurzeln unten, die Knoten aber oben zusammen in Form eines Kegels oder Heuhaufens. Diese Arbeit nennt man an einigen Orten, den Flachs stauchen, vermuthlich weil derselbe bey dem Aufsetzen einige mal mit den Wurzeln gegen die Erde gestoßen wird. Hat er nun einen halben Tag gestanden — es versteht sich, daß diese Arbeit an einem hellen Tage, wenn die Sonne scheinet oder der Wind gelinde wehet, vorgenommen werden muß — so können Sie ihn einfahren und dreschen lassen. Nach dem Dreschen aber muß er auf die Röste kommen, wie ich Ihnen bereits geschrieben habe; nur daß ein solcher Flachs

nicht

nicht lange rösten darf, weil er größtentheils schon geröstet ist. Jeder kluge und fleissige Wirthschafter wird brav lachen über meine ängstliche Beschreibung. Allein sie würden weinen, wenn sie so oft als ich gesehen hätten, daß viele Verwalter aus Bequemlichkeit den gerauften Flachs sammt den Knoten 14 Tage bis 3 Wochen, es mochte regnen oder die Sonne scheinen, auf einer Seite liegen ließen, und denselben alsdann bey einem schönen Tage aufrechneten, einbanden und nach Hause zum Dreschen fuhren, als wenn es Hafer wäre.

Am vortheilhaftesten für Sie und jeden Flachserbauer ist das Riffeln des Flachses, weil derselbe hier weniger verwirrt wird. In diesem Falle muß man die Körner auf dem Stengel durchaus halbzeitig werden lassen, ehe man ihn ausraufet. Der zum Saamen bestimmte muß ebenfalls, wie oben beym Dreschen, mit den Knoten auf den Acker gebreitet werden, damit der Saame mehr öhlichte Theile empfange. Aller andere hingegen wird sogleich aufgebunden, eingefahren und geriffelt, wenn auch schon noch grüne Knoten dabey seyn sollten. Ist dieses geschehen, so bringen Sie den Flachs auf die Röste. In der Oberlausitz wird er größtentheils auf Stoppel ausgebreitet, weil man für Diebstählen in der Regel sicher ist. Allein auf nasse, moosichte Wiesen lassen Sie ihn nicht breiten: denn der Flachs wird rostfleckicht, vermorscht und fällt daher

sehr

sehr unter die Breche. Je dünner er nun ausgebreitet wird, je eher röstet er, weil ihn der Thau und der fallende Regen besser und gleicher durchnässen kann. Findet man nun bey dem Untersuchen, wo man eine Hand voll aufhebt und reibet, daß sich das Bast von dem Stengel abzulösen anfängt, so muß man den Flachs umwenden, das heißt, der Flachs hat die halbe Röste. In diesem Zustande lässet man ihn liegen, bis die Knotenenden, oder die Spitzen der Halme sich von selbst von dem Baste gelöset haben. Alsdann kann man ihn aufnehmen. Bey diesem Kennzeichen werden Sie noch sicherer gehen, wenn Sie in der letzten Röste aller zwey Tage an verschiedenen Orten eine Handvoll Flachs aufheben, ihn in der Sonne oder dem Ofen trocknen und dann brechen, weil man durch dieses Verfahren vollkommen die Güte des Bastes kennen lernt. Ist man überzeugt, daß er gut geröstet ist, so lüftet man die Knotenenden mit einem Rechen- oder Harkenstiele, das ist, man hebt sie ein wenig in die Höhe, läßt ihn bis gegen Mittag liegen, alsdann bindet man ihn und fährt ihn an einen trockenen Ort, wo er hinlänglich vom Winde durchstrichen werden kann. Ich habe ihn mehrentheils statt des Lüftens gestauchet, und dann erst einbinden lassen.

Eine andere Röste im Wasser habe ich bereits am angeführten Orte verworfen, ohngeachtet sie in

Thü-

Thüringen, im Quedlinburgischen, an einigen Orten in der Lausitz und in Schlesien gebräuchlich ist. Im Erzgebürge aber ist sie ganz ungewöhnlich. Vielfältige im Kleinen von mir gemachte Versuche haben mich gelehret, daß hierzu die größte Sorgfalt erfordert wird, die man am allerwenigsten von nachläßigen Verwaltern und Wirthen erwarten kann. Einen halben Tag länger im Wasser gelegener Flachs gibt Werg, wenn gleich schöner Sonnenschein ist, daß er gleich abtrocknen kann, sobald er aus dem Wasser gekommen ist. Tritt hingegen der Fall ein, daß Regenwetter folget, so verdirbt der ganze Flachs. Ich habe dieses drey Jahre hinter einander auf einem Ritterguthe wahrgenommen, wo der, des Flachsbaues ohnehin unkundige Verwalter, den Flachs 5 Tage in Mistlauge einwässerte und dann noch acht Tage aufgestauchet stehen ließ. Dafür erhielt er nun mehr Werg als Flachs, der noch dazu keine Haltbarkeit hatte. Die Herrschaft wunderte sich darüber. Allein er belehrte dieselbe, daß der Flachs in dieser Gegend nicht Art habe, das heißt: daß er nicht wachse, ohngeachtet seine Felder größtentheils aus grauem mit Lehm vermischten Sandboden bestanden. Die eigentliche Ursache, außer seiner Unwissenheit, war seine Bequemlichkeit. Der Flachsbau machte ihm zu viel Arbeit, ob er gleich den Leinsaamen in Stürzacker säete, den er ohne alles vorherige Eggen zur Saat pflügte.

Die Knoten von dem geriffelten Flachse müssen auf folgende Art behandelt werden. Die abgeriffelten Knoten breitet man auf der Tenne auseinander, und durchrechnet sie mit einem breiten weitzähnigen Rechen oder Harken, damit die groben und durch die Riffel gegangenen Halme von den Knoten abgesondert werden. Hierauf schüttet man eine Anzahl Knoten in ein Aehrensieb, durchsiebt dieselben, und schüttet das im Siebe gebliebene weg. Diese Arbeit wird so lange fortgesetzet, bis die ganzen Knoten durchsiebt sind. Nachdem dieses geschehen ist, so wurfet man die sämmtlichen Knoten, wie anderes Getraide, und schüttet sie auf den Boden eine Hand hoch auf. Hier müssen die Knoten in den ersten acht Tagen täglich mit einem Rechen durchgerechnet oder umgewendet werden; in der zweyten Woche täglich einmal; und den Winter hindurch wöchentlich zweymal, bis die Knoten so trocken sind, daß man sie ohne Anstrengung mit der Hand zerreiben kann. Hierauf kann man sie in einen oder mehr Haufen bringen. In diesem Zustande läßt man sie bis zum Dreschen liegen; denn der Leinsaamen bleibt besser in den Knoten, als wenn er sobald ausgedroschen wird, als die Knoten trocken sind. Allein im Frühjahre muß man ihn dreschen lassen, damit man Platz auf dem Boden bekommt. Die Knotenspreu ist auch ein gutes Futter für die Ochsen und das gelde Vieh.

Der gut geröstete Flachs muß nun getrocknet oder gedorret werden, welches an einigen Orten in besondern dazu bestimmten Dorr- und Brechstuben geschieht. In der Oberlausitz ist diß nicht gewöhnlich. Hier und, wie ich glaube, an den meisten Orten trocknet man den Flachs in dem Backofen, welchen man entweder besonders dazu heitzet, oder, nachdem das gebackene Brodt herausgenommen ist, dazu benutzet, daß der Flachs hineingesetzet wird. Leute die keine Backöfen, auch keine Gelegenheit haben, in fremden Backöfen den Flachs einzusetzen, trocknen ihn auf und in den Stubenöfen. Wie gefährlich das sey, ist bekannt genug, weil schon Häuser und Dörfer dadurch angesteckt worden sind. Die Polizey sollte diesen Unfug durchaus mit aller Strenge bestrafen und dieserhalb besondere Haussuchungen anstellen lassen! Aber, es würde dieses nur eine neue Arbeit der Polizeybedienten seyn, und da weiß man schon, wie gern diese verrichtet wird! Am besten wäre es, man könnte den Flachs im Sommer in der Sonne trocknen; so hätte man keine Gefahr zu befürchten, und erhielte einen bessern Flachs. Doch dieses kann im Großen niemals angewendet werden. Damit man aber den Flachs nicht in einen zu heißen Ofen setze, wodurch das Bast wenigstens versenget, so bediene man sich des folgenden Kennzeichens, welches ich jedesmal selbst beobachtet habe. Man stecke den Kopf in den Backofen. Prellt einem nun die Hitze dergestalt in

das Gesicht, daß man den Kopf zurück ziehen muß, so ist der Ofen zu heiß; kann man hingegen den Kopf drey bis fünf Minuten in den Backofen halten, so kann man auch den Flachs ohne Gefahr einsetzen lassen. Doch ehe dieses geschieht, muß der Ofenheerd auf das sorgfältigste von allen Kohlen und aller Asche rein ausgekehret werden. Hierauf kriecht eine Magd in den Backofen und setzt den Flachs ein, welches größtentheils in der Oberlausitz geschieht; oder man setzt den Flachs mit einer Ofengabel oder Backschosse ein. Ist der Ofen voll gesetzt, so wird er gut mit Leim verschmiert, damit keine Luft hinein und keine Hitze heraus kann. In dem Ofen muß der Flachs aufs kürzeste zwey Tage stehen. Aber besser ists, er stehet drey Tage, weil er dann nicht so sehr unter die Breche fällt, sondern die Härder zäher geworden sind. Freylich sehen es die Brechweiber am liebsten, wenn der Flachs schon den zweyten Tag gebrechet wird. Dann ist er noch warm, daß sie sich im Winter daran wärmen können, und mit der Arbeit werden sie auch geschwinder fertig. Aber er fällt auch sehr unter die Breche, wenn der Bast nicht vollkommen gut ist. Man muß sich aber dieses Geschrey nicht irre machen lassen. Höchst nothwendig ist es daher, daß der Verwalter oder dessen Frau beständig bey den Brechweibern stehe, damit sie allen Flachs rein brechen. Denn wenn er sich nur einigermaßen schwer bricht, so werfen sie ihn unter die Breche

zu

zu den Ahnen, welches der Herrschaft den größten Schaden bringt. Wie wenig Aufsicht auf die Brechweiber von nachlässigen Verwaltern gewendet wird, habe ich sehr oft gesehen, und jeder thätige Guthsbesitzer wird mir Recht geben.

An manchen Orten bringet man den getrockneten Flachs unter die Schwinge oder Hilker, und dann erst unter die Breche. Die Schwinge hat unten nur zwey, oben aber eine Schneide, da hingegen die Breche unten drey und oben zwey Schneiden hat. Die Brechen dürfen auf keinen Fall zu scharf seyn, und der Verwalter hat darauf zu sehen, daß die Brechweiber die Brechen nicht scharf machen.

Der gebrechte Flachs muß ordentlich entweder eine oder zwey Hände voll, welches man Reisten nennt, zusammen gelegt und mit Flachs zusammen gebunden werden. Dreyßig solcher Reisten kommen in ein großes Gebund, das ein Kloben genennet wird. Kann man nun diesen gebrechten Flachs ein Jahr und länger liegen lassen, ehe er gehechelt werden darf, so gewinnt man sehr viel an der Güte und an der Menge des feinen Flachses, dessen Härder zäher werden. Wenigstens sollte man mit dem Hecheln, welches erst mit der groben, dann mit der mittlern, endlich aber mit der dichtern geschiehet, so lange warten, bis man wenig oder gar nichts

von dem brennbaren Geruche des Flachses empfindet.

Je zäher und fester der Flachs wird, desto feiner Garn kann daraus gesponnen werden.

Das Spinnen des Flachses geschieht ohnstreitig im Erzgebürge am feinsten. Am nächsten kommen die Oberlausitzer und Schlesier dem Erzgebürger im Spinnen, und am gröbsten spinnen die Thüringer und Niederlausitzer. Bey letztern ist der Unterschied so groß und auffallend, daß dieselben aus einem Kloben Flachs von gleicher Güte nur höchstens drey Stück Garn spinnen, woraus der Oberlausitzer, Schlesier und Erzgebürger bis zehn Stück zu spinnen verstehet. Eben ein so gleiches und feines Garn wissen dieselben aus dem feinen Werg zu verfertigen, indem sie es durch die Kämme oder Krätzel spinnen.

Daß es bey dem gebrechten und gehechelten Flachse an Unterschleif nicht fehlen wird, werden Sie wohl vermuthen, und ich will Ihnen alle mir bekannten Kunstgriffe überschreiben. Ich fürchte nicht, daß Sie mich in den Verdacht nehmen möchten, als ob ich selbst von diesen Kunstgriffen Gebrauch gemacht hätte. Sie wissen, daß ich mir kein Vermögen erworben habe, sondern bey meiner sehr genauen Haushaltung immer noch mein Brod durch Arbeiten erwerben muß.

Der gewissenhafteste Betrüger, wenn man anders einem Betrüger Gewissenhaftigkeit zutrauen kann, sucht sich, wenn er weiter nichts thut, den längsten, schönfarbigsten und festesten Flachs aus dem herrschaftlichen heraus, und thut dagegen von dem seinigen schlechtern hinzu. Ist sein Flachs von gleicher Güte, so behält er denselben, verkleinert aber die Reisten des herrschaftlichen, so daß die Kloben um ein Drittheil geschwächt werden. Diß Verfahren lehrte mich einer meiner ehemaligen Kollegen, da ich über Mangel an Flachs klagte, weil eine Mißerndte gewesen war. Ich hatte ihn bis hierher für einen ehrlichen Mann gehalten, und seine Gesellschaft gern gehabt; allein von der Zeit an verachtete ich ihn. Gott lasse ihn ruhen! denn er schläft, und kann also niemanden mehr schaden. Diesem Betruge kann, meiner Einsicht nach, durch nichts anders gewehret werden, als wenn durchgehends das Wägen des gebrechten und gehechelten Flachses, auch des Wergs eingeführet wird. Es wird ja ohnehin auf Rittergüthern, wo die Unterthanen spinnen müssen, das Gespinnste nach dem Gewichte ausgegeben! Dem Austauschen wüßte ich kein anderes Mittel entgegen zu stellen, als daß der Flachs dem Kornschreiber oder einem andern unbeweibten Bedienten in Verwahrung gegeben werde, so bald er aus der Breche kommt.

Mit dem gesponnenen Garne wird ebenfalls der christliche Tausch gemacht, dem durch das eben vorgeschlagene Mittel abgeholfen werden kann. Ich habe mehrere Verwalter gekannt, deren einer sich in Ihrer Nachbarschaft befindet, die aus Bequemlichkeit gar keinen Flachs erbaueten, noch weniger selbigen erkauften, und doch jährlich drey bis vier Schock Leinwand wirken ließen. Wie fleissig mögen diese nicht dem herrschaftlichen Flachskloben zugesprochen haben.

Wenn die Unterthanen entweder unentgeltlich oder für eine geringe Bezahlung der Herrschaft spinnen müssen, so gibt man gewöhnlich

zu einem Stück Garn, welches eine Elle lang ist — — $1\frac{1}{4}$ Pfund Flachs;
— — — 5 Pfund mittles Werg.
— — — 7 Pfund grobes Werg.

Bringen die Spinner das Garn zurück, so pflegt man dasselbe wiederum zu wägen. Allein hier wird man gewaltig hintergangen. Die Bauern legen das Garn vorher an einen feuchten Ort, und spinnen alle Ahnen oder kurze Stücke Halme, die in dem Flachse oder Werge sind, mit hinein. Hierdurch gewinnet jeder Spinner an einem Stück Garn wenigstens ein Viertelpfund Gespinnste. Noch gewissenloser bezeigen sie sich bey dem Weifen des Garnes. Hier lassen sie in den Gebinden manchmal ein auch zwey und drey Faden fehlen, welches

im Ganzen sehr viel beträgt. Unter meinen ehemaligen Spinnern hatte ich zehn dergleichen Bösewichte. Ich erhielt jährlich acht und sechszig Stück Garn von Flachs und Werg gesponnen, welches verkauft wurde. Nach dem dreyjährigen Verkauf, der gerade an einen Weber geschehen war, wollte dieser Mann das Garn nicht mehr kaufen, ohngeachtet es sehr gut gesponnen war. Ich fragte ihn daher nach der Ursache, und er sagte sie mir ganz ohne Rückhalt. Ich hätte für Aerger über diese Nachricht bersten mögen, die mir gleichwohl angenehm war, daß ich sie erfuhr. Ich bat also den Leinweber um Stillschweigen, welches er mir versprach, und versicherte ihn, diese ärgerliche Sache auf das genaueste zu untersuchen. Ich sann hin und her, wie ich es wohl anfangen könnte, damit ich den Betrug entdecken möchte. Beynahe fing ich an, an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln, als mir zu gutem Glücke folgendes zwar mühsame Mittel einfiel. Ich ließ mir nämlich eine Weife mit dem Rade machen, auf welcher ich in einer Stunde sechs Stück Garn umweifen konnte. Meinen Spinnern sagte ich von meiner Entdeckung nichts, sondern wenn mir einer sein gesponnenes Garn brachte, so schrieb ich einen Zettel mit dessen Namen, welchen er selbst auf sein gesponnenes Garn annähen mußte. Als ich das sämmtliche Garn erhalten hatte, ließ ich alle meine Spinner zusammenkommen, machte sie mit der Ursache desselben be-

kannt und fing an zu weifen. Kaum hatte ich angefangen, so meldeten sich gleich zwey derselben, welche an jedem Gebinde einen Faden hatten fehlen lassen. Diese kamen mit fünf Thaler Strafe weg, da die von mir entdeckten achte, hingegen zehn Thaler an den Gerichtshalter bezahlen mußten. Ich glaube aber, daß selten ein Wirthschafter meinem Beyspiele folgen wird.

Daß die Betrügereyen der Leinweber unergründlich sind, habe ich, leider! auch erfahren, und ich entledigte mich nach vielem Nachdenken dieses Verdrusses dadurch, daß ich drey Weberstühle kaufte, und die Leinwand auf dem Hofe in meiner oder eines andern dazu bestellten Gegenwart wirken ließ. Ich wüßte Ihnen daher auch kein besseres Mittel vorzuschlagen.

Die Oehlbenutzung des Saamens wird Ihnen bekannt seyn; und ich schließe diesen Brief um so lieber, da ich mich mit Ihnen von dieser Sache ziemlich lange unterhalten habe.

Sechster Brief.

Oberau im Oktober 1786.

Sie werden sich über den Ort meines Aufenthalts wundern, weil Sie mich längst wiederum zu Hause zu finden glauben. Allein für dißmal befinde ich mich noch in der so angenehmen Meißner Gegend, und esse in dem Hauptsitze des sächsischen Weinbaues, die Trauben mit dem größten Appetit, wenn ich mir gleich ganz und gar nichts aus dem hier erbaueten Weine mache. Einigen Vortheil werden Sie von meinem hiesigen Aufenthalte demohngeachtet haben, weil ich bey den Weinablesern einen neuen Kunstgriff entdeckt habe, vermittelst welches die Eigenthümer der Weinberge um manche Traube betrogen werden. Daß sich viele Ableser falsche Taschen annähen, deren Bevestigungsort bey den weiblichen Ablesern gemeiniglich vorn am Bauche ist, so daß ihnen der Diebssack zwischen den Beinen hänget, ist eine bekannte Sache, weswegen auch das Durchsuchen der Weinableser eingeführet ist. Dieses Durchsuchen geschieht in landesherrlichen Weinbergen besonders durch die Gerichtsdiener, aber leider auf eine solche Art, daß es eben so gut wäre, man ließe sie nicht durchsuchen. Der Gerichtsdiener ist gemeiniglich von den zur Frohne ablesenden Bauern und Weibern bestochen, so daß er zwar

jedem

jedem Ableser und jeder Ableserin an die Taschen greift, aber nichts angibt, wenn gleich ein rechter Haufen von Weintrauben zu fühlen ist. Doch der Hauptkunstgriff ist folgender. Die Ableser machen sich über den Boden ihrer Kannen kreuzweise Speiler, so daß eine Menge Trauben unten liegen bleiben. Diese Trauben fallen keinesweges bey dem in die Höhe halten der Kannen heraus, welches an einigen Orten nach vollendetem Tagewerke geschehen muß, sondern sie bleiben darinn und der Leser hat seinen Endzweck erreicht. Besser ist es daher, wenn die Leser für dem Aufseher vorbeygehen müssen, welcher alsdann in die Kannen hineinsiehet. Aber freylich müssen ihm die hübschen Bauernweiblein und Töchter des Landes die Augen nicht trübe machen, wie dieses bey einem Ihrer Nachbarn, zwar nicht beym Weinablesen (dazu nimmt er seine Favoritinnen nicht) sondern bey dem Wiesenausgrasen geschieht. Doch nun zur Sache, deren Beantwortung Sie eigentlich von mir erwarten.

Es ist nicht zu läugnen, daß die wilde wie die zahme Fischerey in Deichen für die Landwirthschaft ein wichtiger Gegenstand ist, besonders wenn die Deiche bereits vorhanden sind. Die Erhaltung derselben kostet alsdann nur sehr wenig, die Ernährung der Fische hingegen gar nichts, indem man sie der Natur und ihrem eigenen Fortkommen überläßt. Allein wo weder die Lage des Orts, noch

die Beschaffenheit des Bodens sich für die Deichwirthschaft schicken, und aus der wilden Fischerey ein Ueberfluß von Fischen aller Art zu erlangen ist, welcher Fall bey Ihnen eintrift, da muß man jedem Guthsbesitzer von der Anlegung neuer Deiche eher ab- als zurathen. Ohne die in der That großen Kosten in Anschlag zu bringen — denn es kann kein Deichgräber in Streichdeichen die □Ruthe unter zwey Thaler ausgraben — will ich nur diß noch hinzusetzen, daß sich besonders in protestantischen Ländern der Absatz an Fischen sehr vermindert hat. Doch hat sich derselbe seit zwey bis drey Jahren, aus Mangel an gutem Fleische, etwas vermehret. Am auffallendsten ist die Abnahme des Absatzes in denjenigen römischkatholischen Ländern, in welchen viele Klöster und Fasttäge aufgehoben worden sind. Aus den angeführten Gründen werden Sie bereits meine Meinung in Ansehung Ihrer neuanzulegenden Deiche ersehen können. Sobald Sie besser mit der Deichwirthschaft bekannt sind, werden Sie gewiß von selbst von Ihrem Vorsatze abgehen.

Soll die Deichwirthschaft die auf dieselbe verwendeten Kosten reichlich und bald wieder ersetzen, so müssen die Lage und die Eigenschaften des Bodens nebst dem Wasser zur Nahrung für die Fische geschickt seyn. Auch muß man für Ueberschwemmung der Deiche, so wie für Mausereyen sicher

seyn,

seyn, und einen vortheilhaften Verkauf der erzeugten Fische mit Gewißheit hoffen können. Zu diesem allem gehöret auch noch, daß bey einer vollständigen Deichwirthschaft Streichdeiche oder Laich-deiche, Streckdeiche und Satzdeiche in verhältnißmäßiger Anzahl vorhanden sind; damit man nicht nur selbst hinlänglichen Karpfensatz oder Karpfensaamen hat, sondern auch von selbigem in die fehlerhaften Deichwirthschaften, denen Streich- und Streckdeiche mangeln, verkaufen kann. Sind diese Umstände nicht alle bey einer Deichwirthschaft anzutreffen, so ist dieselbe eine eben so unnütze Spielerey, als die Ziergärten in der Landwirthschaft, wenn nicht große Städte in der Nähe sind, wohin die Blumen mit Vortheil verkauft werden können.

Die beste Lage der Deiche ist, wenn um dieselben herum nichts als Felder sind, von welchen bey Regengüssen, die von den Feldern fortgeschwemmte Düngung in die Deiche geführet wird. In dieser Rücksicht muß man die Wasserfurchen allemal so führen, daß der Ausfluß derselben in die Deiche gehet. Schlechter ist die Lage der Deiche, wenn um dieselben Wiesen oder Sandfelder liegen, oder wenn die Felder mit Laub und Nadeln gedünget werden. Am allerschlechtesten hingegen liegen diejenigen Deiche, welche von Bergen eingeschlossen werden, die mit Bäumen bewachsen sind: denn diese erhalten weder nahrhaften Zufluß, noch den ihnen unentbehrlichen Sonnenschein.

Der

Der beste Boden für Streichdeiche ist der Lehm, wie überhaupt für die Karpfen, nur mit dem Unterschiede, daß man alsdann in Streichdeichen die Randflächen mit Sand, Kies oder Kieselsteinen befahren muß, wenn anders in dem Deiche selbst keine dergleichen Oerter befindlich sind. Das Wasser dieser Deiche muß durchaus klar und warm, nicht aber hartes Quellwasser seyn, welches überhaupt für die Karpfenerzeugung und für das Wachsthum derselben schädlich ist. Die sämmtlichen Deiche müssen, wenn es anders die Lage des Orts einigermaßen möglich macht, bey neuen Anlagen hintereinander angelegt werden; die Streichdeiche zuerst, dann die Streckdeiche und endlich die Karpfen- oder Satzdeiche. Allein hier ist noch nothwendig, daß jeder Deich für sich besonders abgelassen werden könne, damit man bey Regenwetter das Wasser in den untersten Deichen nicht überhäufe, und die Deiche abgelassen werden können, ohne das Wasser in die unterhalb liegenden Deiche fliessen zu lassen. Die Deiche müssen auch durch ordentlich fliessende Bäche gewässert werden können. Die sogenannten Himmelsdeiche, oder solche, die von dem fallenden Regenwasser gewässert werden, taugen darum nichts, weil sie in trockenen Jahren auszutrocknen, bey harten Wintern aber auszufrieren pflegen. Zum Besten in der Meßkunst unerfahrner Guthsbesitzer und Verwalter sollten die neuangelegten Deiche gleich nach ihrem Flächeninhalte ausgemessen werden, so

wie überhaupt jedem Guthsbesitzer anzurathen ist, daß er seine Ländereyen ausmessen lasse. Allein dieses ist nur von wenigen geschehen, auch sind die Deiche größtentheils nur ihrem Umfange nach bestimmt worden, welches so viel als gar nichts nutzet. Wollen thätige Verwalter wissen, wie viel Flächeninhalt ihr Deich enthält, so kann ich ihnen, wenn sie keine Meßkunst verstehen, diesen leichten Weg anrathen. Man messe im Winter die fest gefrohrne Fläche des Deiches, oder, welches noch richtiger ausfallen wird, den Deich, wenn er abgelassen ist, mit Schnuren der Länge und der Breite nach. Werden nun beyde Summen mit einander multipliciret, so erhält man den ohngefehren Quadratflächeninhalt. Doch genau ist diese Ausmessung auf keinen Fall; weil der Deich am Damme immer breiter ist, als bey dem Einfluße des Wassers, woselbst er mehrentheils gespitzt zugehet. Richtiger wird die Ausmessung freylich mit der Meßkette geschehen. Allein wie viel Verwalter, ja ich muß sogar sagen, wie viel Guthsbesitzer verstehen so viel Geometrie, daß sie die Ausmessung von den Seiten und Winkeln anfangen, solche aufs Papier bringen, und daraus die Oberfläche des Erdreichs bestimmen könnten! Die Ausmessung der Deiche ist um so mehr nöthig, weil die meisten, aus Mangel derselben, übersetzet werden. Allein bey der Deichausmessung muß jedesmal die Beschaffenheit des Bodens genau angemerkt

werden, weil in gutem Boden mehr als im schlechten auf die □Ruthe gesetzet werden kann.

Bey Anlegung neuer Deiche hat man vorzüglich auf die vorhergenannten Eigenschaften des Bodens und des Wassers zu sehen. Sind diese nicht vorhanden, sondern es treten vielmehr an deren Stelle hartes kaltes Quellwasser, und der Boden ist eisenschüssig, moderich oder torfartig, so ist aller Kostenaufwand verlohren. Auf dergleichen Boden können keine gute Karpfen gezogen werden. Das Ausgraben der Deiche muß nach der Wasserwaage geschehen, jedoch dergestalt, daß bey dem Damme nicht über eine Elle in die Erde gegraben wird. In den Gegenden, wo viel Deichfischerey ist, wird dagegen nicht so oft gesündiget, als in Ihrer Gegend, wo man, ohne alles Nivelliren oder sanften Abhang Löcher zwey bis drey Ellen tief in die Erde gräbt, und diese alsdann zu Karpfendeichen benutzet. Ja der Unverstand einiger dortigen Verwalter ging, und gehet vielleicht noch, so weit, daß sie in solche Löcher Streichkarpfen setzten. Sie erhielten aber von sechs Rögenern und vier Milchern in einem Loche von höchstens zwölf □Ruthen noch nicht sechszig Schock Brut oder Strich. Der erste Fehler war hier nach dem Loche, das Uebersetzen. Auf einen solchen Flächeninhalt darf man höchstens nur fünf Stück setzen, als drey Rögener und zwey Milcher, welche in einem ordentlichen Streichdei-

che über hundert Schock Strich geben, und in diesem Loche gewiß mehr als sechszig Schock gegeben haben würden. Das nach dem Damm zu abhängende Ausgraben muß bey allen Deichen geschehen. Die Hauptsache, worauf man am meisten sehen muß, ist der Damm. Sehr viel Deichgräber, besonders wenn ihnen die Arbeit verdinget worden ist, verwahrlosen in diesem Stücke die Deiche, zumal wenn der Guthsbesitzer nebst dem Verwalter nichts davon verstehen, oder der letztere zu nachlässig ist, unaufhörlich nach der Arbeit zu sehen. Bey dergleichen Umständen schütten diese Leute das ausgegrabene Erdreich ohne Unterschied auf, es mag Sand, Kies oder Lehm seyn. Ueberdiß sind sie noch so nachlässig, daß sie das aufgefahrne Erdreich nicht einmal mit dem Rammel feststoßen, sondern es dem Regenwetter überlassen, welches den Damm schon fest zusammensetzen wird. Die Folge von solchem Dammbauen ist, daß die Dämme von dem Wasser abgespühlet, und bey freyer Lage des Deiches durch die Wellen durchgebrochen werden. Unsere Vorfahren waren in diesem Stücke weit vorsichtiger als die besten neuen Dammbauer. Daher kommt es, daß die alten Dämme bis jetzt noch dauern. Ich habe selbst in der Oberlausitz zu Quitzdorf einen Deichdamm gesehen, der über zwey hundert Jahre gestanden hatte und noch stehet, ohne daß ein Durchbruch zu befürchten ist, wenn nur der Verwalter genaue Aufsicht darauf hat. Auf die

Fischer darf sich in solchen Fällen kein Verwalter verlassen.

Wer einen festen und mehrere Jahrhunderte dauernden Damm erbauen will, muß auf folgende Art verfahren. Daß sie kostbarer ist, wird jeder Sachkundige mit Recht vermuthen. Wenn der Damm oben acht Ellen breit seyn soll, so muß er im Grunde sechszehn Ellen Breite haben. In der Mitte desselben muß ein Graben, zwey Ellen breit und eben so tief, ja eher noch eine Viertelelle tiefer als der Deich ist, ausgegraben werden, wenn gleich der Boden thonicht oder lehmicht ist. Diesen Graben muß man aufs neue mit dem ausgegrabenen Thon oder Lehm sehr fest einrammeln, und senkrecht bis über die Höhe hinaus, welche das Wasser des Deiches erhalten soll, fortführen. Da nun die ausgegrabene Erde nicht hinreichen wird, so muß wo anders her Thon oder Lehm herzugefahren werden. Ist dieser gar zu weit entlegen, so kann man auch gleich vom Anfange eine Schicht fester Rasen, dann eine Schicht Lehm darauf u. s. w. dazu anwenden, wie ich es selbst bey dem Ausgraben eines Streichdeiches in sandigem Boden machen mußte. Ich weiß zwar wohl, daß man in holzreichen Gegenden in Ermangelung guten Thons oder Lehms Pfosten auf beyden Seiten dieses Grabens einschlägt, und zwischen dieselben recht derb Erde einrammelt; allein da ich kein Freund von

solchen holzfressenden Arbeiten bin, so kann ich diese Art keinem Menschen anrathen. Wenn man in dergleichen Gegenden bedächte, daß auch die größten Waldungen ein Ende nehmen; so würde man diese kostbare, dabey noch dazu verderbliche Bauart von selbst aufgeben. Allein dergleichen Bewohner, welche selten aus ihren Wäldern kommen, denken gemeiniglich, die ganze Welt sey so reich an Holze. Hier würde die Polizey dem kommenden Menschengeschlechte die größte Wohlthat erzeigen, wenn sie dergleichen unnützen Holzaufwand auf das schärfste verböte. Man müßte aber strenge darauf halten und die Uebertreter hart am Leibe strafen, sonst würde dieses Verbot das nämliche Schicksal haben, welches das Gebot, die Holzschläge von Stöcken zu räumen und neuen Anflug zu erbauen, erfahren hat. Ich will gern zugeben, daß dieses Gebot in den Landesherrlichen Forsten größtentheils gehalten werde; allein in den Wäldern der Guthsbesitzer und anderer Privatpersonen befolgen es die Meisten nicht. Diß im Vorbeygehen.

Auf beyden Seiten muß der Damm schräg von der Tiefe an nach der Höhe zu gebauet werden. Bey dem angenommenen Damme müßte diese Abdachung an der Wasserseite fünf und an der Aussenseite drey Ellen betragen. Da man nicht beständig bey den Arbeitern stehen kann, so stecke man auf beiden Seiten des Dammes Pfähle in die Erde, so

breit auseinander, als der Damm oben werden soll. Oben an die Pfähle nagele man Latten an, und befestige sie in der Tiefe des Dammes gerade in der Richtung, welche die Abdachung auf beyden Seiten erhalten soll. Ist dieses in gehöriger Entfernung geschehen, so gebe man den Arbeitern eine Latte statt des Richtstabes, und sie werden im Stande seyn, diese an sich nicht leichte Arbeit mit viel mehr Behendigkeit zu machen. Die Brustwehre an der Wasserseite muß von dem in der Mitte befindlichen ausgerammelten Graben an, durchgehends von Rasen gebauet werden; die Außenseite hingegen kann man von anderm Erdreiche aufschütten, wenn nur die ganz äußere Kruste eine Rasenwand erhält, damit das Regenwasser keine Rinnen auswaschen kann, wodurch das Erdreich nach und nach herunterrollet. Will man aber keine Rasenwand machen, so lege man kleingeschnittene Stücken Queckenwurzel in die Erde, oder säe den Saamen von der Wucherblume hinein, so wird das Erdreich auch fest.

So fest und dauerhaft ein solcher Damm auf der Wasserseite auch immer ist, so leidet er doch sehr großen Schaden von dem anspühlenden Wasser, zumal wenn der Deich windfrey lieget. In holzreichen Gegenden nimmt man wiederum seine Zuflucht zu den Wäldern. Man fället ganze Stämme und befestiget dieselben eine Elle unter dem Wasser und

eine halbe, auch eine ganze Elle über demselben, wodurch das Abspühlen des Dammes verhindert werden soll. Was für eine Menge Holz wird hier nicht abermals unnütz verschwendet? Es hilft nicht nur sehr wenig, weil das Wasser durch die Ritzen dringt und hinter den Stämmen abspühlet: sondern diese Holzverschwendung muß auch längstens aller zehn Jahre aufs neue wiederholet werden, weil das Holz, das bald im Wasser steht, bald der Sonnenhitze ausgesetzt ist, sehr leicht verfault. Zu D-hs- in der OL. fand ich größtentheils dergleichen Schutzwehren, die ich aber alle nach und nach wegnehmen ließ. Da ich Steine genug hatte, so ließ ich die Wasserseite mit denselben aussetzen, die Fugen aber mit Letten oder Moos ausfüllen, so daß keine Ritzen blieben. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich auf diese Art der Befestigung nicht würde gefallen seyn, wenn ich nicht einen Deich bereits so gebauet gefunden hätte. Dieser war ein Werk meines alten Fischers, der eine herzliche Freude darüber empfand, daß ich seinem Vorschlage folgte. Allein in Gegenden, wo keine Steine in der Nähe sind, muß man sich mit den Weiden helfen, wie ich es selbst schon gemacht habe und hier auch machen wollte. Man nehme von den zähen Wasserweiden zollstarke Ruthen einer Elle lang, und pflanze dieselben kreuzweise an der Wasserseite, wo dasselbe anspühlet. Dadurch wird man eine wohlfeilere Befestigung, als die von Stein und Holzstämmen ist,

 erhal-

erhalten, welche zugleich länger dauert, als die letztere. Man hat noch den Nutzen davon, daß man sie abholzen kann, da die Holzstämme hingegen ganz verlohren waren; nur muß man alle Jahre die eingehenden nachpflanzen. Der beste Schutz bleibt immer der Stein. Daß die Dämme jederzeit höher als das höchstmögliche Wasser gebauet werden müssen, brauche ich wohl kaum zu erinnern. Ausserordentlichen Fällen, z. B. Wolkenbrüchen, kann man nicht vorbauen, sondern muß, wenn sich dergleichen ereignen, in aller Eil, doch mit Vorsicht, die Deiche ziehen.

Während des Dammbaues muß man zugleich auch an den niedrigsten oder tiefsten Stellen des neuen Deiches das Wasserbette oder Schutzbretter, Zapfen oder Ständer erbauen, damit das Wasser kann abgelassen werden. Wird der Bau zu diesen Wasserableitungen zugleich mit dem Dammbau angefangen und fortgeführet, so kann man dergleichen Wasserablässe weit fester und auch mit wenigern Kosten erbauen, als wenn sie bey fertigem Damme in den gelassenen Zwischenraum hineingebauet werden sollen.

Die Wasserbetten, Wehre oder Schutzbretter sind vorzüglich bey Deichen, in welche achtzig und mehr Schock gesetzet werden, nothwendig; nicht weniger auch bey solchen Deichen, welche al-

les Regen- und Schneewasser aufnehmen müssen. Man findet manchmal Deiche, deren Wasserbette bis zwanzig Ellen breit ist. Bey dergleichen sehr weiten Ablässen müssen in jeder Weite von vier Ellen durch den ganzen Damm hindurch einige gefalzte Rahmen oder Landwände eingesetzet werden, so daß das Wasser durch drey vier bis fünf Abtheilungen fliessen muß, und erst ganz hinter dem Damme sich vereiniget. Ist es in einer steinreichen Gegend, wo man den Damm bauet, so pflastere man den Boden des Gerinnes mit den größten Steinen recht fest. Die äußeren Seitenwände, welche an den Damm antreffen, muß man erst mit guten eichenen Dreyzolligen, oder in Ermangelung derselben mit gleich starken fetten kühnenen Pfosten ausscheelen lassen, weil eine gerade aufgeführte Seitenmauer von Stein hier nicht so gute Dienste leistet als wie die Pfostenwand. Kann man dieselbe doppelt machen, so daß die eingerammelten Pfähle in die Mitte kommen, welche mit Thon, Lehm oder Rasen ausgerammelt wird, so ist es noch besser; denn die hintere Pfostenwand, welche ganz in der Erde stecket, wird Jahrhunderte dauern, wenn gleich die äußere, an welche das Wasser anstösset, aller fünf und zwanzig Jahre neu, wenigstens der größte Theil davon, muß verscheelet werden. Der Grundbaum eines neuen Wasserbettes muß vorzüglich fest gelegt werden, wenn man nicht bey fertigem Damme und Wasserbette das Wasser

an

an den Seiten und unter demselben durchfliessen sehen will. Dieses zu verhüten ist nöthig, daß man, so breit als wie das Wasserbette werden soll, Pfähle dicht neben einander mit dem Rammel oder Handwerke, welches in Kloben gehet, einstößet, und zu beyden Seiten über das Wasserbette drey bis sechs Ellen hinaus damit fortfähret. Diese eingestoßenen Pfähle müssen nachher verschnitten werden, damit der Grundbaum vorn dafür und darauf geleget werden kann. Zu diesem Ende muß derselbe einen Falz erhalten, damit er auch auf die Pfähle gelegt werden kann. Ist dieses geschehen, so müssen die Pfähle und der Grundbaum auf beyden Seiten mit Thon oder Lehm ausgestoßen werden. Hierzu muß ich den fettesten Thon empfehlen, weil derselbe von dem Wasser nicht abgespühlet wird. In den allermeisten Deichen sind die Grundbäume der Wasserbetten zu hoch gelegt, theils weil der Aufseher des Dammbaues, er sey Herr oder Verwalter, die Sache nicht verstand, theils weil die Zimmerleute nicht gern im Nassen arbeiten. Die Folge davon ist, daß die Stiche verschlämmen, das Wasser nicht ganz rein abgelassen und die Fische nicht rein ausgefischet werden können.

Zu Z * * * in der L. fand ich einen Deich, in welchen sechszig Schock gesetzet wurden, der bereits seit zwanzig Jahren wegen obigen Fehlers nicht ausgefischet worden war. Es blieb nach dem

Ablassen und dem mühsamsten Schöpfen immer noch eine Fläche Wasser von mehr als zwanzig Quadratruthen im Deiche zurück. Weil man nun wegen zu vielen Schlammes den Stich mit der Wade nicht ausfischen konnte, so blieben bey jedem Fischen einige Schock Karpfen drinnen. Hier war kein ander Mittel übrig als noch einen Ständer tiefer in den Deich hinein anzulegen, weil man sonst das ganze Gerinne nebst den sehr fest eingerammelten Pfählen hätte aufreissen müssen. Es wurden daher in der Mitte des Gerinnes zwey Pfosten herausgenommen, und ein zwey Ellen tiefer Graben ausgestochen, in welchen eine bedeckte Rinne geleget wurde. Als dieses geschehen war, machte man den Graben wieder zu, legte die Pfosten darauf, und durchschnitt in gleicher Tiefe die eingerammelten Pfähle dergestalt, daß das eingeschnittene Loch gerade in die Rinne traf. Hierauf durchstach man das Erdreich bis zu dem Wassertümpel hin, der nun vollkommen abgelassen werden konnte. Damit aber das Erdreich nicht in die Rinne eindringen kann, muß eine aus Weiden geflochtene Horde vor das Loch gesetzet werden. Alle diese Arbeit würde nicht nöthig gewesen seyn, wenn gleich vom Anfange der Grundbaum tief genug geleget worden wäre.

Da in dergleichen großen Deichen das Wasser einen erstaunenden Druck verursacht, so müßen die

Schutz-

Schutzbretter von vorn in den Deich hinein entweder von Thon, Lehm, oder, welches bey dem Abziehen des Deiches besser ist, von Rasen eine Brustwehr erhalten, die so hoch hinangeführt werden muß, als der Deich im Winter gespannet werden soll. Die übrigen Bretter können frey hinein gestellet werden. Um das Ueberspringen der Fische zu verhüten, ist nothwendig, daß über das ganze Wasserbette, wie überhaupt bey allen Deichabläßsen, weidene Horden oder Gitter, oder Rechen vorgesetzet werden. Denn werden solche Rechen im Wasser vor der Brustwehr angebracht, wie ich oft in Ihrer Gegend gesehen habe, so verhindern diese das Ueberspringen der Fische nicht.

Bey dergleichen großen Deichen ist es auch rathsam, außer dem Wasserbette an einer hohen Seite des Dammes einen Wasserabschlag zu erbauen, durch welchen bey außerordentlichen Fluthen das Wasser seinen Abfluß nehmen kann. Außer diesem Fall muß aber kein Wasser hier herausfliessen. Man bauet sie ebenfalls etwas breit, ohne Bandwände und Schutzbretter, vorn mit einem Rechen, der die Höhe der Säulen des Wasserabschlags haben muß, damit die Fische nicht mit durchgehen können. Bey Deichen, die aus starken Bächen oder Flüssen ihr Wasser erhalten, pflegt man auch oberhalb derselben Wasserabschläge zu erbauen. Allein diese müssen mit eben der Sorgfalt

erbauet werden, als wie die Wasserbetten; da man bey den eben genannten etwas leichter bauen kann.

Der Zapfen, der Mönch, die Ablaßrinne der Schutzkolbe, ist eine durch den Damm gelegte Rinne, in deren Oeffnung innerhalb dem Deiche ein rundes Holz, wie bey Bierbottichen, passet. Diese Ablässe taugen aber zu keinem Deiche, der im Freyen liegt, sondern nur zu Gartendeichen, Fischbehältern und Wallgräben.

Bey Streichdeichen und Streckdeichen hat man nur Ständer nöthig. Der Ständer bestehet in einer durch den Damm gelegten Rinne, an deren Oeffnung innerhalb des Deiches ein viereckigter oder ein aus einem Stamme gehauener Trichter mit Falzen befestigt wird. In die Falze setzet man Spünde, welche von vorn eine Brustwehr von Rasen erhalten. Die Breite dieser Ständer ist gemeiniglich bey Streich- und Streckdeichen 12 bis 18 Zoll; bey mittlern Satzdeichen hingegen haben sie bisweilen die Breite einer Elle.

Ist der Deich mit einem Damme versehen, so muß man ihn nunmehro inwendig vollends ausbauen. Die Haupterfordernisse eines Deiches sind die Stiche, welche letztern auch Kessel, Fischlöcher, Fischgruben oder Vertiefungen genennet

werden.

werden. Die Stiche müssen eben so tief ausgegraben werden, als der Grundbaum liegt; und flächer ist schädlich. Im ersten Falle kann man aus dem Stich das Wasser nicht rein ablassen, folglich auch weder rein ausfischen noch ausräumen; im letztern hingegen sind die Fische den Diebstählen und dem Erfrieren ausgesetzt. Die Größe des Stichs richtet sich nach dem Besatze und der Größe des Deiches. Bey Deichen, in welche achtzig und mehr Schock gesetzet werden, muß man mehr als einen Stich anlegen. Der Hauptstich wird am besten dem Wasserbette oder Ständer gegen über angebracht; die übrigen Nebenstiche hingegen müssen in denjenigen Graben, der längst dem Damme hingehet, ausgegraben werden. Nach jedesmaligen Ausfischen ist es nothwendig, alle Stiche auszuräumen, wenn gleich der Deich nicht geschlämmt wird, damit sie immer tief genug bleiben. Denn wird es hierin versehen, so können sich die Fische in denselben ihr Winterlager nicht bereiten, sondern müssen sich auf der Fläche des Deiches anlegen, wo sie in harten Wintern leicht ersticken.

Die Graben in den Deichen erfordern so viel Aufmerksamkeit als die Stiche. Der Hauptgraben wird von dem Stiche der Länge nach gerade durch den Deich geführt. Nach dem Hauptgraben muß man auf beyden Seiten des Dammes von dem Wasserbette oder Ständer an auch einen Gra-

ben

ben führen, der wie der Hauptgraben bey mittlern Deichen wenigstens sechs, bey großen aber acht bis zehn Ellen breit seyn muß. In Streich-, Streck- und mittlern Satzdeichen sind diese Graben hinlänglich; allein wenn in die Satzdeiche mehr als zwanzig Schock gesetzet werden, so sind mehrere Graben nöthig. Die Breite und Tiefe dieser Seitengraben darf keinesweges dem Hauptgraben gleich kommen, weil sich sonst die Fische nicht würden in den Hauptgraben ziehen. Je größer der Deich ist, desto mehr Seitengraben muß er haben; weil diese Graben den Fischen nicht nur gegen die Diebe sondern auch gegen die Raubvögel zum Zufluchtsorte dienen.

Siebenter Brief.

Görlitz im Oktober 1787.

Die Besetzung der Deiche hängt ganz von der Güte des Bodens ab. Je geringer derselbe ist, desto weniger muß man in dieselben setzen.

In einen Streichdeich, der vier und zwanzig Quadratruthen Flächeninhalt hat, kann man, ohne ihn zu übersetzen, acht Stück Streichkarpfen, nämlich fünf Rögener mit drey Milchern

setzen.

setzen. Sind die Deiche kleiner oder größer, so muß man die Anzahl in diesem Verhältnisse verringern oder vermehren. Allein selten werden diejenigen Streichdeiche viel Nutzen bringen, in welche mehr als zwanzig Stück Streichkarpfen gesetzet werden. Zu Streichkarpfen muß man keine ältern als achtjährige, aber auch keine jüngern als sechsjährige Karpfen nehmen, und diese höchstens fünf Jahr als Streichkarpfen nutzen, wenn man anders gesunden und vielen Strich haben will. Ehe die Streichkarpfen in die Deiche eingesetzet werden, muß man sie austrocknen lassen. Sind die Deiche groß, so ist es sehr nützlich, wenn sie vorher mit dem Pfluge umgerissen werden. Da ich hier vornehmlich solche Streichdeiche vor Augen habe, welche einen beständigen Zufluß an Wasser haben; so muß ich jedem Wirthschafter anrathen, den Strich nicht im ersten Herbste, sondern im Frühjahre auszufischen, weil dann dieser Strich bereits größer und härter geworden ist. Der vierteljährige Strich ist so weich, und kann dabey so wenig noch die äußere Luft vertragen, daß er bey der sanftesten Behandlung, die den Fischern keinesweges eigen ist, doch unter den Händen stirbt. Bringet man nun einen so jungen Strich in die Streckdeiche, so ist der gesundgebliebene doch größtentheils so dumm, daß er selten vor dem Zufrieren in die Graben und Stiche gehet. Wie viel Strich in diesem Falle durch Raubvögel gefressen wird und erfrieret, wird jeder

Deich=

Deichverständige leicht einsehen. Allein da die wenigsten Streichdeiche von der Art sind, daß sie ausgewintert werden können, so nehme man aus denselben zwar nicht allen, aber doch den größten Strich nebst den Streichkarpfen heraus. Den übrigen lasse man in denselben auswintern, und fische diesen Strich, wenn man die Deiche nicht wiederum mit Streichkarpfen zu besetzen nöthig hat, den folgenden Herbst erst aus.

Dergleichen Deiche müssen sogleich wieder zugesetzt und wenigstens eine halbe Elle höher gespannt werden, damit sie sich durch die Herbstregen und die ersten Schneewasser mit hinlänglichem Wasser anfüllen können. Während des Winters dürfen sie keinen Abfluß des Wassers haben, sondern man muß bey dem Ständer eine große Wuhne aushauen und offen erhalten. Liegt aber der Schnee sehr dick, so kann man ein wenig Wasser ablaufen lassen. Ist ein solcher Deich groß, so sind auch auf den Seiten einige Wuhnen nöthig. Die vorzüglichsten Feinde des Strichs außer den Vögeln, von welchen ich weiter unten einige nennen werde, sind die Barsche und Hechte. Theils kommen diese bey dem Ausfischen der Streichdeiche nicht alle heraus, wenn man den Deich nicht austrocknen läßt; theils kommen sie mit dem einfliessenden Wasser in diejenigen Deiche hinein, welche einen beständigen Zufluß haben, man mag auch ein noch so dichtes Gitter machen als man

will.

will. Allein daß die Enten den Laich dieser Fische in die Streichdeiche bringen, indem sie denselben auf andern Deichen fressen, und dann ohnverdauet wieder von sich lassen, oder denselben auf den Federn forttragen sollten, ist ganz und gar unglaublich, so bald man die Hitze des Entenmagens und die Würkungen der äußern Luft bedenkt, in welcher sich der Laich während des Fliegens befindet. Ich habe mehrere male Enten von denjenigen Deichen, in welchen Hechtlaich war, geschossen, und dieselben sogleich geöfnet, aber niemals eine Spur von Laich darin gefunden. Höchst selten habe ich auch in den Himmelsdeichen Hechte oder Barsche gefunden; niemals aber in denjenigen, die ich vor dem Anspannen austrocknen ließ, ohngeachtet wilde Enten darauf gewesen waren.

Der ausgefischte Strich wird, wie Ihnen bekannt seyn muß, nicht gezählet sondern gemessen, wenn man ihn gleich Schockweise in Rechnung bringt. Die ohngefähre Bestimmung der Schocke geschieht, indem man das Maas einmal auszählet, wozu großer, mittler und kleiner Strich genommen wird. Man darf hier die Unterschleife der Verwalter eben nicht besorgen, weil ihnen so leicht niemand einjährigen Strich abkaufen wird. Aber Fischer und Helfer müssen nicht allein dabey gelassen werden: denn diese essen ihn eben so gern als

den größten Karpfen. Bis der Saame dreyjährig wird, kann dieses Messen mit Nutzen fortgesetzet, dann aber muß er gezählet werden. Um allen Unterschleif so viel als möglich zu erschweren, besonders wenn zweyjähriger Saamen verkauft wird, so kann man den Fischer, den Jäger und den Verwalter bey dem Verkaufe desselben gegenwärtig seyn, und jeden seine besondere Fischerrechnung führen lassen.

Einjähriger Saamen wird, wie oben gedacht, ausgefischet und in die Streckdeiche gesetzet, welche alle Eigenschaften eines guten Deiches haben müssen. Sie müssen ein nahrhaftes zufließendes Wasser, nebst beständigem Sonnenschein haben, wenn anders der Saamen gut wachsen soll. Je größer diese Deiche sind, je besser ist es. In einem Deich von sechs hundert □Ruthen können ein hundert und funfzig Schock Saamen gesetzet werden, wenn der Boden gut ist, und man wird finden, daß der Saame mehrentheils die Länge von vier Zoll erhalten wird. Erlauben es die Deiche; so lasse man diesen Saamen in denselben auswintern. Wird der im Frühjahre eingesetzte Saame im Herbst schon wieder ausgefischt und in einen neuen Winterdeich gesetzt, so stirbt gemeiniglich sehr viel davon. Kann dieses aber nicht geschehen, so fische man im September schon, damit der Saame sich in seiner neuen Behausung das Winterlager aus-

aussuchen kann. Muß man den ausgefischten zweyjährigen Saamen weit fortschaffen, so kann man höchstens nur acht Schock in ein Fischfaß, von der Größe eines Dresdner Viertels, hineinthun. Bey dem Einsetzen in den neuen Deich hat der Verwalter oder Fischer darauf zu sehen, daß der Saame nicht mit einem male hineingeschüttet werde. Dadurch können die Fische auf den Kopf gestürzet und leicht beschädiget werden. Man lasse sie aber aus dem Fasse sanft in einen Zober laufen, und halte denselben schief in das Wasser; so schwimmen die Fische von selbst heraus. Ein für allemal will ich hier noch erinnern, daß jeder besetzte Deich seine gehörigen Horden oder Gitter erhalten müsse.

Ist der Saame drey Jahre alt, so wird er in die Satzdeiche zur Ernährung und Mastung gesetzet. Bey recht gutem Boden kann man in einen Deich von 600 □Ruthen zwölf bis vierzehn Schock guten dreyjährigen Saamen hineinsetzen; bey schlechterm hingegen muß man verhältnißmäßig diese Anzahl ums Viertheil, Drittheil, ja wohl gar um die Hälfte vermindern. Guter Karpfensaamen muß einen kurzen Kopf, breite Bauchseiten und einen dünnen langen Körper haben; hingegen blätterichter und mit Schwämmen bewachsener taugt nichts. Es würde mich zu weit führen, wenn ich Ihnen die Ursachen erklären sollte, aus welchen diese Krankheiten entstehen. Doch eine derselben,

und zwar eine Hauptursache muß ich Ihnen hier nennen: das unvernünftige Behandeln der Fische bey dem Ausfischen und Fortschaffen. Während des Fischens wirft man die Karpfen mit aller Kraft in die Zober, wodurch sie wund gestossen werden; und bey dem Fortschaffen derselben pfropft man die Fässer zu voll, und füllet das Wasser erst hinein wenn die Fische bereits darinnen sind. Dieses lassen Sie niemals geschehen, wenn Sie einst große oder kleine Fischereyen erhalten sollten! Lassen Sie das Faß vorher mit reinem frischen Wasser anfüllen, es sey aus Brunnen oder aus Flüssen, das ist gleich viel, wenn es nur rein ist. Der Vortheil davon ist folgender: setzt man die Fische hinein, so fließt das überflüßige Wasser mit sammt dem Schlamme, den die Fische mit hineinbringen, von selbst heraus und die Fische stehen in reinem Wasser. Bey weitem Fortschaffen derselben muß man die Fässer, wenn es möglich ist, alle halbe Stunden, mit frischem Wasser auffüllen, doch so, daß das Wasser wiederum eine Zeit lang oben heraus fliesset, damit der gesammelte Schleim herauskommt. In ein Faß von obiger Größe, kann man von dem größten Saamen höchstens vier, von dem mittlern fünf und von dem kleinsten sechs Schock zum Fortschaffen setzen.

Die Einsetzung in die Karpfendeiche, geschiehet nach der vorhin beschriebenen Weise auch hier,

nur

nur mit dem Unterschiede, daß der Saame genau gezählet, und auf jedes Schock sechs Stück als Zugabe gegeben werden müssen, weil die Karpfendeiche durch Raubthiere und Menschen vielen Abgang haben. Dem ohngeachtet fischet man oftmals nicht alle Schocke richtig wiederum heraus, doch darf alsdann die fehlende Summe bey zwölf Schocken von Rechts wegen nicht über eine Mandel steigen. Besonders muß darauf gesehen werden, daß sich keine Fischotter einmischet: denn diese verzehren ein Jahr lang viel Fische. Wird diese gemerkt, so muß der Verwalter den Jäger anhalten, daß er sie ohne Zeitverlust zu tödten sucht, und sollte er eine Woche lang auf sie lauern müssen.

Da die Karpfendeiche nicht alle auf gleich lange Zeit besetzt werden, sondern manche auf einen Sommer, manche auf zwey Sommer und manche wohl gar auf drey, welches die fehlerhafteste Art ist; so muß man sich auch mit dem Besetzen darnach richten. Denn je länger man sie stehen lässet, je stärker kann man sie besetzen. Z. B. man besetzte einen Deich auf einen Sommer mit zwölf Schock, so kann man den nämlichen Deich auf zwey Sommer mit funfzehen bis sechszehen Schock, auf drey Sommer aber ohne Bedenken mit zwanzig Schock besetzen. Wer bey diesem merklichen Unterschiede die letztere Art der erstern vorziehen wollte, würde troz der mehrern Fischzahl

statt eines doppelten Nutzens eher dreyfachen Schaden haben. Ich will annehmen, daß die auf einen Sommer ausgesetzten zwölf Schock beym Ausfischen vier und zwanzig Centner Fische liefern. Wird der Centner zu 5 Thaler gerechnet, so beträgt der Nutzen eines Jahres ein hundert und zwanzig Thaler; der Nutzen dreyer Jahre aber von dreyen einsömmrigen Besetzungen müßte sich an drey hundert und sechszig Thaler belaufen. Nach dem nämlichen Preise und der Annahme, daß 16 Schock 32 Centner geben, beträgt die zweyjährige Benutzung nur 150 Thaler, und die dreyjährige Benutzung der 20 Schock zu 40 Centner gerechnet 200 Thaler; durch einsömmrigen Besatz aber gewinnt man in zwey Jahren 240 und in dreyen 360 Thaler. Ich habe während meiner Verwaltung alle dreysömmrige Deiche in zweysömmrige verwandelt, weil der Ueberfluß an Fischen mir es nicht erlaubte, lauter einsömmrige daraus zu machen. Allein hätte ich ein Guth in der Nachbarschaft solcher Städte wie Breslau, Dresden, Leipzig u. a. m. so wäre mir der Absatz gewiß und ich würde nur einsömmrige Deiche halten.

Wenn Ihre Deiche von der Beschaffenheit sind, daß sie genugsamen Wasserzufluß haben, so werden Sie am besten thun, wenn Sie dieselben nach dem Ausfischen im Herbste sogleich wieder anspannen und mit Saamen besetzen. Können die Deiche

aber nicht mit genugsamen Wasser versehen werden, so muß man sie erst im folgenden Frühjahre besetzen. Im erstern Falle hat man folgenden Vortheil: die eingesetzten Fische bekommen gegen den Winter eine neue Wohnung, und machen sich vor und während desselben mit derselben bekannt, weil sie im Winter weniger als im Sommer Nahrungsmittel brauchen. Naht sich nun der Frühling, so sind die im Herbst eingesetzten Fische bereits ihrer Wohnung kundig, und schwimmen an die Oerter, wo sie die beste Nahrung finden. Dagegen brauchen die im Frühlinge erst eingesetzten wohl einen Monath Zeit, ehe sie ihrer Wohnung kundig werden. Sie werden den Vortheil der Herbstbesetzung für der Frühlingsbesetzung sehr groß finden, wenn Sie mit zwey Deichen von gleicher Größe und Güte den Versuch machen wollen.

Das Besetzen der Deiche muß keinesweges von dem Fischer oder Verwalter allein besorgt werden; weil man dadurch Gelegenheit zu Unterschleif geben würde. Dreyjähriger Saamen ist sehr schmackhaft! So überließ z. B. der Herr von K***, der keine eigentliche Fischerey, sondern nur ein Paar in die Erde gegrabene Löcher hatte, seinem Verwalter das Besetzen des einen sogenannten Deichs, in welchen der Verwalter vier Schock setzen wollte. Die Größe dieses viereckichten Loches beträgt ohngefähr 300 □Ellen; der Boden war Lehm und an eini-

gen Orten Kiessand; das Wasser mußte vom Himmel fallen, oder aus einem nahe vorbey fließenden Bache in das höher liegende Loch geschöpft werden. Von der ganzen Fläche dieses Deichs war ohngefähr ein Platz von 10 □Ellen frey; auf der übrigen wuchsen Schilfrohr, Kalmusstauden und andre Wassergewächse. Der Herr hatte den Einfall, dieses Loch räumen zu lassen; der Verwalter aber sagte: die Karpfen wüchsen besser in dergleichen Deichen; des Winters erhielte das Wasser durch das Schilf mehr Luft, und die Fische erstickten niemals. Doch bis zum Ersticken kam es dißmal nicht. Der schlaue Mann berechnete nicht nur seinen Fischaussatz mit 4 Schock, welche er mit 6 Rthlr. bezahlt hatte, richtig ein; sondern rechnete seinem Herrn schon im Voraus den daraus zu erhaltenden Nutzen vor. Was geschah? Es kam ein trockener Sommer. Der Herr befand sich nicht auf dem Guthe, folglich pflegte der treue Haushalter der Ruhe und sahe nicht nach seinem Deiche, ob er gleich nicht mehr als etwa 100 Schritte von seiner Wohnung entfernt war. Täglich verlohr sich das Wasser mehr. Ich gab mir Mühe, die eingesetzten vier Schock Fische zu sehen, aber es war vergebens. Denn als das Wasser bereits so weit ausgetrocknet war, daß die kleinen Karpfen mit den Rückenflossen ausserhalb des Wassers schwammen, zählte ich deren funfzehen Stück statt vier Schock, welche niemals von dem Verwalter hineingesetzt worden

waren.

waren. Nunmehro konnte ich meinen Schmerz nicht länger unterdrücken, sondern bezeigte meinen Unwillen über die Faulheit des Verwalters einem seiner Freunde. Allein hätte ich nur eine Stunde früher die Ankunft des Herrn erfahren, so hätte ich geschwiegen, und selbst den Herrn von K*** zu dem Deiche geführt. Der Verwalter mochte vermuthlich Nachricht davon gehabt haben, denn er ging mit einer Kanne in den Deich, fing die vorgeblichen 4 Schock in dieselbe und setzte sie in einen etwas größern. Der Herr wurde also muthwillig um 6 Rthlr. betrogen, welches bey wenigerm Zutrauen nicht geschehen seyn würde.

Ohne erst die Sommerverrichtungen der Deichwirthschaft weitläuftig durchzugehen, überschreibe ich Ihnen gleich die Deichpflege des Winters, weil sie beyweitem die wichtigste ist, und ich von jener bereits das nöthige an seinem Orte gesagt habe. Denken Sie aber ja nicht, daß dasjenige, was ich Ihnen von der Deichwirthschaft überschrieben habe und noch überschreiben werde, ein vollständiges System der Deichwirthschaft ist. Dieses wollte ich hier nicht schreiben, sondern meine Absicht ist nur, Sie mit den nothwendigsten allgemeinen Kenntnissen bekannt zu machen, von welchen ich auch nichts übergangen zu haben glaube. Sollte ich aber im künftigen Jahre Muße genug haben, so bin ich Willens, eine vollständige Anleitung zur Deich-

wirthschaft und zum Wasserbau zu schreiben, welche auf die Bemerkungen gegründet seyn wird, die ich in Sachsen, in der Lausitz und in Schlesien bey der Deichwirthschaft gemacht habe. Um dieses Werk aber auch für andere Gegenden nützlich zu machen, haben mir ein paar Deichverständige Kavaliere, die Niedersachsen durchreiset sind, ihre Bemerkungen mitzutheilen versprochen. Auf diese Weise hoffe ich etwas vollständiges zu liefern.

Aus Nachlässigkeit wird von den meisten Verwaltern und Fischern beym Anfange des Herbstes nach dem Ausfischen der Deiche ein großer Fehler begangen, der ihnen nicht nur im Winter viel Arbeit und Noth macht, sondern auch dem Guthsherrn oft großen Schaden verursacht. Dieser Fehler ist das zu niedrige Anspannen der Deiche, welches ich bereits oben erinnert, und zugleich bemerkt habe, wie hoch die Deiche anzuspannen sind. Denn ist es hierinnen versehen worden, so wird man die Fische selten durch den Winter bringen. Dann geht es einem wie jenem Guthsbesitzer im Merseburgischen, dessen Karpfen aus Mangel an Wasser und wegen unterlassener Aufeisung insgesammt ersticken. Der Schade war für diesen Herrn um desto größer, da er nur einen Karpfendeich hatte. Sie werden gleich erfahren, wie nothwendig im Winter das Wasser in den Deichen ist.

Das

Das Hauptgeschäft der Winterdeichpflege ist das Aufeisen, welches beynahe in jedem Deiche auf eine andere Art geschehen muß. So ist z. B. bey Deichen, durch welche ein Bach fliesset, oder die überhaupt starken Zufluß an Wasser haben, das Aufeisen ganz überflüssig, oder es darf nur bey dem Ausflusse des Wassers geschehen. In dieser Rücksicht brauche ich von dieser Art von Deichen nichts weiter zu erinnern, als daß Sie sorgfältig darauf zu sehen haben, daß das Wasser bey dem Einfluß in den Deich nicht auf das Eis trete. Diese Vorsicht muß auch bey den übrigen Deichen gebraucht werden. Ist man in diesem Stücke nachlässig, so entstehet Doppeleis, die ganze Masse von Eis benimmt wegen der übergroßen Schwere den Fischen die Luft, die Fische stehen wegen Mangel derselben auf und finden dann ihren unvermeidlichen Tod, wenn nicht gänzliche Aufthauung des Eises erfolget.

Ganz anders muß man sich bei dem Aufeisen solcher Deiche verhalten, die nur einen mäßigen Zufluß von Wasser haben, welcher bey harten Wintern, wie 1783 und 1784 waren, wohl gar ausfriert. Hier muß der Verwalter oder der Fischer bey dem Ablaufe des Wassers eine dreyellige Wuhne, und bey großen Deichen an den Seiten nach Beschaffenheit der Umstände noch eine oder zwey aushauen, welche Arbeit am bequemsten in den Mittagsstunden verrichtet wird. Er muß ferner

ner dahin sehen, daß der Abfluß nicht stärker als der Zufluß ist, weil sich das Eis sonst niedersenkt und aufplatzet. Das Niedersenken des Eises erfolgt auch, wenn die Wuhnen in die Mitte des Deiches gemacht werden, wie ich oft von unvorsichtigen Deichwärtern gesehen habe. Es ist diß auch ganz natürlich, weil die Mitte des Eises eben die Dienste thun muß, welche der Schlußstein einem Gewölbe leistet. Um das rechte Verhältniß des Wasserabflusses zu treffen, rathe ich jedem Deichwärter an, daß er sich ein hölzernes Kreutz mache, und dasselbe bey der Hauptwuhne am Ständer in das Wasser stecke. Findet sich nun, daß das Querholz des Kreutzes nicht mehr auf der Oberfläche des Wassers ruhet, so ist der Abfluß stärker als der Zufluß, und man muß den erstern verringern. Stehet hingegen das Wasser über dem Querholze, so ist der Abfluß zu schwach, und man muß ihn vermehren. Mit diesen Beobachtungen muß man so lange fortfahren, bis man das Wasser in einem gleichen Zustande wiederfindet. Man halte diese Regel keinesweges für überflüssig, und berufe sich nicht auf die Erfahrung anderer, welche in diesem Stücke weniger sorgfältig sind. Denn das Gegentheil davon ist schädlicher und, leider! nur zu allgemeiner Fehler, welchen fleissige und verständige Deichwärter gewiß nicht begehen. Des hölzernen Kreutzes habe ich mich mit Nutzen bedient, hier aber dasselbe nur der Erklärung wegen angeführt, ohne zu verlangen,

daß

daß jedermann dergleichen gebrauchen solle. Wird die Absicht nur erreicht, und das rechte Verhältniß des Abflusses sicher bestimmt; so kann man die Wahl der Mittel der besten Einsicht eines jeden Deichwärters gern überlassen.

In den Himmelsdeichen hat man nur einer Wuhne und keines Wasserabflusses nöthig; wenn in den Deichen selbst keine Quellwasser sind. Allein weit größere Vorsicht ist hier bey einfallendem Thauwetter nöthig, zumal wenn sehr viel Schnee liegt. Im letztern Falle muß jeder Deichwärter das Wasser von dem Eise durch Ziehung eines Spundes wegzuschaffen suchen, damit die Fische im Lager bleiben. Das Aufstehen der Fische hat eigentlich keine üble Folgen, wenn alles Eis wegthauet. Weil man aber immer das Gegentheil vermuthen muß, so ist jene Vorsicht sehr nöthig. Jeder Deichwärter muß auf das Aufstehen der Fische sehr genau Achtung geben, damit er seinen Herrn nicht um die Fische bringe. Doch diese Leute bekümmern sich selten um den wahren Vortheil ihrer Herren! Findet man nun, daß die Fische unruhig geworden sind, welches man an der Veränderung des Wassers in den Wuhnen sehen kann, so ist kein anderes Mittel sie zu beruhigen, als den Ab- und Zufluß des Wassers zu vermehren; in Himmelsdeichen hingegen muß man alles Eis aufhauen, und wenn der Deich flach ist, die Fische herausnehmen.

Da

Da ich Sie nun lange genug mit unangenehmen und beschwerlichen Verrichtungen unterhalten habe, so will ich Ihnen zum Beschluß nur noch etwas von dem Ausfischen und dem Verkauf der Fische schreiben, damit Sie auch in diesem Stücke mit eignen Augen sehen können.

Die ganze Fischerey geschieht entweder im Frühlinge oder im Herbste. Jene bestehet, wie Sie leicht einsehen, in Saamen, diese in Karpfen, und beyde sind gleich vortheilhaft, wenn sie zur rechten Zeit geschehen. Am besten geschieht die Frühlingsfischerey gleich nach dem gänzlichen Aufthauen, weil das Wasser und die Witterung dann noch recht frisch sind, die Fische selbst aber in dieser Witterung gut fortgeschafft werden können. Bey der Herbstfischerey muß man sich größtentheils nach dem Absatz richten, zumal wenn man keine guten nahrhaften Hälter hat. Werden die Fische gesucht, so kann man schon im September zu fischen anfangen, ausserdem aber vor Ausgang des Octobers nicht.

Bey dem Ablassen der Deiche ist nöthig, daß in den ersten Tagen nur ein oder zwey Spünde gezogen werden, damit die Fische sich zusammenziehen. Dieses zu bemerken muß der Fischer oder der Verwalter den Deich täglich umgehen; und der Deich darf nicht eher, als bis dieses erfolget ist, scharf gezogen werden. So wenig auch die Fische

bis itzt dem Raube der Menschen ausgesetzt gewesen sind, so sehr werden sie nun demselben Preiß gegeben, wenn nicht die genaueste Aufsicht bey dem Ablassen gehalten wird. Ich kenne genug Wirthschaften, wo man auch hierinn die größte Nachlässigkeit zeigt, besonders wenn die Herrschaften nicht selbst zugegen sind, oder zu viel Vertrauen auf ihren fleissigscheinenden Verwalter setzen. Ich kenne aber auch Herrschaften, die ihre Vorsicht übertreiben, indem ihre Verwalter fünf bis sechs Tage bey den Deichen mit wachen müssen, da es doch hinlänglich wäre, wenn der Verwalter nur die letzten zwey Nächte mit wachte.

Weit nöthiger ist es, daß der Verwalter den Deich täglich, oder wenigstens über den andern Tag, so weit er vom Wasser frey ist, durchwade, damit er siehet, ob die Fische alle mit dem Wasser sich zurückgezogen haben. Besonders vorsichtig muß ein Verwalter am Tage der Fischerey seyn, wenn er nicht großen Verlust haben will. Am sichersten geht er hier, wenn er selbst nicht eher aus dem Deiche kommt, bis alle Fische heraus sind. Allein da die Fische gleich gezählt und fortgeschafft werden müssen, so muß er den Jäger und Voigt mit zu den Fischereyen nehmen. Der Zähltisch muß, wenn es nur einigermaßen angeht, nahe bey dem Hauptstiche stehen, damit der Verwalter die Austräger immer sehen kann. Denn diese Leu-

te bestellen gemeiniglich die Ihrigen auf die Deichdämme und werfen Ihnen manchen Karpfen zu. Gemeiniglich habe ich keinen Menschen, der nicht zur Fischerey gebraucht wurde, auf den Damm kommen lassen, und doch wurde ich von den Austrägern hintergangen. Ein Paar derselben hatten mich mehrere Jahre auf folgende Art betrogen. Da sie mit den Fischkörben immer nahe bey dem Ständer vorbey gehen mußten, so hatten sie jedesmal einen Karpfen, den Kopf voran, in das Gerinne geworfen, so daß derselbe hindurch schwimmen konnte. An der Aussenseite des Gerinnes aber waren ihre Leute, die sie auffingen.

Von dem Zähltische werden die Fische behutsam in die Fässer nach ihrer verschiedenen Größe höchstens anderthalb Schock in ein Faß gethan, und in die Hälter gefahren. Um hier allen Betrug zu verwehren, so muß man den Knechten die Zahl der Fische auf einen Zettel aufschreiben, welchen der Abnehmer bey dem Fischhälter bekommt.

Wollen Sie auch hier die Betrügereyen der Verwalter so viel als möglich abstellen, so nehmen Sie eine Fischwage zu dem Ausfischen, und lassen die Fische in dieselbe einzählen. Auf diese Weise erfahren Sie zugleich die Schocke nebst den Centnern, und der Verwalter kann seine Zuflucht nur zu den Absterbenden nehmen. Sie werden aber

hier

hier wenig Verlust leiden, weil der Verwalter von dem Artikel: in dem Fischhälter abgestanden; nicht oft Gebrauch machen darf, ohne deswegen sich Verantwortung zuzuziehen.

Ein anderes Mittel, Unterschleif zu machen, ist der einzelne Verkauf der Karpfen bey den Fischereyen und in Städten. Das wenigste, was hier gemeiniglich untergeschlagen wird, sind acht Groschen vom Centner. Hier weiß ich kein anderes Mittel vorzuschlagen, als daß man entweder dergleichen einzelnen Verkauf ganz abstelle, oder den Centner nach Beschaffenheit der Zeit und der Umstände zu einem bestimmten Preis, z. B. 5 bis 6 Rthlr. anschlage. Freylich wird der Gewinn allemal dem Verkäufer bleiben, wenn die Karpfen theuer verkauft werden; denn wohlfeiler verkauft gewiß keiner. Das sicherste und vortheilhafteste für die Herrschaft bleibt immer der Verkauf im Ganzen, welcher selten fehlen wird, wenn man billige Preise macht. Ich habe höchst selten aufs Gerathewohl Karpfen in die Städte verfahren, weil ich theils die Versäumniß, theils die Fuhren scheuete, die in diesem Falle niemals so gut bezahlt werden, als wenn man die Fische mit den Fuhren an die Fischhändler verkauft.

Jeder Streck- und Karpfendeich, wenn er nicht geschlämmet oder besäet werden soll, muß so-

gleich nach dem Ausfischen wiederum angespannet werden, nachdem man die Graben und die Stiche gehoben hat. Da das Schlämmen eine bekannte Sache ist, und die Besäung derselben zur Ackerbestellung gehört; so übergehe ich diese Stücke hier. Das geschwinde Anspannen der Streckdeiche, welches ich noch zum Beschluß anführen will, ist des zurück gebliebenen Saamens wegen besonders nothwendig, damit er nicht von den Raubvögeln gefressen wird.

Außer den Krähen stellen folgende Vögel den Fischen nach, nämlich: der Königsfischer oder der Eisbart, der Storch, der Reiher, die Rohrdommel und die Mewen. Da die nähere Bestimmung eigentlich in die Naturgeschichte gehört, so übergehe ich dieselbe hier, und beschließe zugleich mit diesem Briefe, die Materie von der Deichwirthschaft, von der Sie hoffentlich das nothwendigste nunmehro wissen werden.

Achter Brief.

Görlitz im Oktob. 1787.

Ich dachte es wohl, daß die Abschaffung des vielen Federviehes, besonders der Tauben, bey Ihrem Verwalter und der Verwalterin Widerspruch finden

finden würde. Nichts konnte wohl natürlicher seyn als dieses; denn das Federvieh bringt den Weibern zu viel Nutzen. Kein Guthsbesitzer sollte mehr Federvieh halten, als zu seiner Haushaltung nothwendig ist, wenn sein Guth nicht in der Nähe großer, volkreicher Städte liegt, die nicht über zwey Meilen weit entfernt sind. In dieser Lage kann jeder Wirthschafter Körner zur Fütterung des Federviehes verrechnen, und die Zucht des Federviehes so sehr ins Große treiben als er nur immer will. Hingegen bey weiterer Entfernung muß er die Anzahl seines Federviehes nach seinem Verbrauch und dem geringen Getrayde bestimmen. Ich will Ihnen zum Beschluße dieses Briefes eine zehnjährige Berechnung des Federviehes von den Ritterguthern O** überschreiben, woraus Sie sehen werden, wie wenig Vortheile der Herr, und wie viele die Verwalterin gezogen hat.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß das Federvieh oder die Vögel überaus geil sind, und daß diese Geilheit viel zur Vermehrung derselben beyträgt, wenn sie gleich bey den meisten Vögeln an gewisse Jahreszeiten sich bindet. Von dieser Regel scheinet mir das Hühnergeschlecht eine Ausnahme zu machen. Die Haushühner sammt ihrem Hahne übertreffen nicht nur die übrigen Vögel an Geilheit sondern auch an Fruchtbarkeit. Wollen Sie daher recht gute Eyer erhalten, so halten Sie

zu zwölf bis sechszehn Hühnern jedesmal einen Hahn, den Sie höchstens vier Jahre nutzen können. Dieser Hahn muß größer als die Hühner seyn, einen langen Hals, starke Schenkel und eine erhabene Brust haben.

Den größten Vortheil geben die Hennen. Bey mäßigem Futter, zu welchem das Haidekorn oder Buchweitzen sich am besten schicket, legt jede Henne des Monaths wenigstens sechszehn Eyer; doch höret manche Henne vom November an bis zum Februar auf, Eyer zu legen, wenn sie wenig Futter bekommen und kalte Ställe haben. Außerdem aber legen sie das ganze Jahr. Zum Ausbrüten lassen Sie nur zwey- bis vierjährige Hennen nehmen, welchen sie zwanzig Eyer unterlegen können, woraus nach zwanzig oder ein und zwanzig Tagen die Jungen kriechen. Die Pflege der jungen Hühner, von dem Anpicken der Eyer an bis zu deren Benutzung, übergehe ich als eine sehr bekannte Sache. Von 100 und mehr jungen Hühnern werden kaum fünf sterben, wenn sie recht in Acht genommen werden. Allein hierinn fehlts immer bey den meisten Verwalterinnen, die nur daran denken, wie sie die Eyer und die jungen Hühner in ihren Nutzen verwenden wollen.

Auf oben gedachten Güthern werden funfzig Hennen mit drey Haushähnen gehalten. Nehme

ich

ich nun an, wie ich es mit der größten Billigkeit thun kann, daß eine Henne des Monaths 16 Stück Eyer lege, und mit dem Eyerlegen nur acht Monath im Jahre fortfährt, so legen 50 Hennen des Monaths 800 Stück oder dreyzehn Schock und 20 Stück, welches auf acht Monath 6400 Stück oder ein hundert und sechs Schock 40 Stück ausmachet. Von diesen Eyern ließ sich die Guthsbesitzerin 8 Monath hindurch — denn vier Monath muste sie die Eyer kaufen — jeden Monath vier Schock Eyer liefern, welches 32 Schock beträgt. Der Verwalter erhielt kein bestimmtes Deputat, folglich auch keine bestimmten Eyer. Ich nehme daher im Verhältniß gegen die Herrschaft zu dessen Konsumtion des Jahrs zwölf Schock an, womit jeder Verwalter zufrieden seyn kann. Zum Ausbrüten auf diesen Güthern kann ich nicht mehr annehmen als zwey Schock, weil der Guthsherr gegen zwey hundert Stück Zinshühner oder, wie sie an einigen Orten heissen, Füllhühner von seinen Unterthanen erhält. Nach dieser Berechnung sind 46 Schock von 106 Schock abzuziehen, und sechszig Schock bleiben zum Verkauf übrig. Die Ausgabe der Eyer für die Herrschaft und zum Ausbrüten ist wörtlich in der Rechnung enthalten, aber zur Hauskonsumtion des Verwalters ist nichts angesetzet, sondern nur für das Gesinde jährlich sechszehn Schock. Die Einnahme selbst ist ganz unbestimmt ohne die Zahl der Hennen angegeben,

wie sie aus folgendem ersehen sollen, woraus zugleich erhellet, daß diese 50 Hühner bey viel verrechnetem Futter schlecht gelegt haben.

1777 sind Eyer gelegt im:

Monath	März	450	Stück od.	7	Schock.	30 Stück
—	Aprill	400	—	6	—	40 —
—	May	400	—	6	—	40 —
—	Juny	380	—	6	—	20 —
—	Julius	380	—	6	—	20 —
—	August	350	—	5	—	50 —
—	Sept.	300	—	5	—	— —
—	Oktobr.	300	—	5	—	— —
in 8 Monath.		2960	Stück od.	49	Schock	20 Stück

also sieben und funfzig Schock 20 Stück weniger, als nach obiger billigen Annahme die Hennen hätten legen sollen. Ziehe ich von diesen 49 Schock 20 Stück die Konsumtion von 46 Schock ab, so bleiben nur 3 Schock 20 Stück zum Verkauf, da oben 60 Schock verbleiben. Welcher auffallende Unterschied ist dieses nicht. In Leipzig, wohin dergleichen Artikel zum Verschleiß geschaffet werden, ist der Mittelpreiß eines Schockes Eyer zehen Groschen, welches für 60 Schock fünf und zwanzig Thaler beträgt. Für diese Summe erhält nun der obige Besitzer nur höchstens einen Thaler zwölf Groschen!! Es sind dieses keine leeren Spekulationen, sondern Thatsachen, deren Grund oder Ungrund Sie jeden Augenblick untersuchen können. In den folgenden Jahren,

als 1778 blieb. zum Verkauf übrig 4 Schock 10 St.
1779 — — 5 — —
1780 — — 3 — 30
1781 — — 2 — —

weil der Marter in dem Hühnerhause große Verwüstungen angerichtet haben sollte.

1782 blieb. zum Verkauf übrig 3 — —
1783 — — 4 — 40
1784 — — 5 — —

1785 waren laut der Rechnung die Wiesel über den Eyervorrath gekommen, so daß abermals kein Ueberschuß war.

1786 stieg die Verkaufzahl auf 5 — 30.

Dergleichen Benutzung von Eyern mag sich noch häufig finden, besonders auf Güthern, deren Besitzer keine Wirthschaftskenntnisse haben. Zur Fütterung hatte dieser Verwalter täglich eine und eine halbe Metze geringen Waitzen, Gerste, Hafer und Erbsen verrechnet, welches auf das Jahr vier und dreyßig Scheffel drey und eine halbe Metze beträgt. Man rechne jeden Scheffel nur zu 16 Gr. so kommt eine Summe von 22 Thaler 16 Gr. heraus, welche der Guthsbesitzer also jährlich für seine Eyerkonsumtion bezahlen muß, da er nach meiner auf Erfahrung gegründeten Annahme noch drey Thaler Gewinn haben sollte. So gering derselbe auch scheint, so ist es doch kein Ver-

 lust,

lust, sondern reiner Ertrag, zu welchem die Hauskonsumtion nicht einmal gerechnet ist.

Für verkaufte Hühner und Kapphähne findet sich in diesen zehnjährigen Rechnungen auch nur ein Jahr in das andere die mäßige Summe von drey Thaler. Da nun der Mittelpreiß von Kapaunen das Stück 8 Gr. und von Hennen das Stück 4 Gr. ist, so werden Sie leicht berechnen können, wie viel Stück verkauft worden sind. Gemeiniglich kommen diesem Verwalter die Hühner entweder durch Diebstahl oder durch andere Unglücksfälle weg, welche Ursachen nur bey nachsichtigen Herrschaften gelten können. Hier fällt mir eine Anekdote von dem verstorbenen Herrn von M** ein. Dieser Herr ließ alle seine Wirthschaftsrechnungen durch einen Kalkulator in Dresden revidiren. Der Revisor fand also einmal in der Decemberrechnung: sieben Stück Kapaunen gestorben. Bey diesem Artikel machte er die Anmerkung: Rechnungsführer hat zu beweisen, ob die gestorbenen Kapaune auf dem Hofe, in dem Stalle oder in der Küche auf dem Heerde gestorben sind. Als der Verwalter, welcher ein sehr rechtschaffner Mann ist, und noch auf den Güthern dienet, diese Note gelesen hatte, so ließ er sogleich seine Frau nebst der Hühnermagd kommen und fragte letztere, wo sie die todten Kapaune gefunden habe. Diese sagte ihm nun: 2 in dem

Stalle,

Stalle, 3 in dem Gesindehause und 2 auf dem Herde in der Asche sitzend. Der Verwalter schrieb also zu der Anmerkung: nach Aussage der Hühnermagd sind 2 Kapaune im Stalle, 3 im Gesindehause und 2 auf dem Herde in der Asche todt gefunden worden; worauf der Herr zurück schrieb: Rechnungsführer hat künftig seine Feder nicht so spitzig zu schneiden.

Auf den oben gedachten Güthern benutzte die Verwalterin die Hühner nicht geringer, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß sie den Ertrag in ihren Nutzen verwendete. Der Guthsherr hatte den Fehler mit mehrern gemein, daß er seinem Verwalter kein bestimmtes Deputat gab, welches für ihn die genannten schädlichen Folgen nur allein bey den Hühnern hatte, welche bey dem übrigen Federvieh nicht weniger groß sind. Die Eyer wurden gemeiniglich von der Verwalterin verspeiset oder verbacken: denn es vergehet fast keine Woche, daß sie nicht ein oder zwey Kuchen bäckt. Ist die Herrschaft zugegen, so wird das Backen so früh als möglich veranstaltet, da in der Abwesenheit der Herrschaft erst um 9 oder 10 Uhr eingeschoben wird. Den Verkauf der Eyer und Hühner läßt diese schlaue Frau nicht durch Einwohner des Orts oder durch eine Magd verrichten, sondern sie wählet dazu entfernte und fremde Personen, damit die Herrschaft nicht im Stande ist, hinter ihre Be-

trügereyen zu kommen. Es wird auch der Herrschaft nicht eher gelingen, als bis sie weniger Vertrauen in diese Frau setzet, und sich selbst während ihrer Anwesenheit mehr um das Federvieh bekümmert, oder eine besondere Haushälterin für die weibliche Wirthschaft annimmt. In diesem Falle aber muß ich jedem Guthsbesitzer anrathen, daß er keinen unbeweibten Verwalter annehme, denn sonst möchte er nach dem Sprichworte aus dem Regen unter die Traufe kommen.

Bey der Abnahme der Zinshühner litt der gedachte Guthsbesitzer ebenfalls manchen Schaden. Denn wenn die Bauern ihre Zinshühner ablieferten, und die Gunst der Verwalterin sich erworben hatten, so nahm dieselbe alle Hühner an, wenn sie auch noch so klein waren. Einmal brachte eine Bauersfrau 6 Stück, worunter 2 kaum 14 Tage alt waren. Die gegenwärtige Guthsbesitzerin verwarf beyde mit Recht, und die Bauersfrau mußte sie mit zurücknehmen. Auf dem Rückwege ging sie zur Verwalterin, und zeigte ihr die Hühner. Diese nahm sie an, und hinterging auf diese Weise ihre Herrschaft. Einen gleichen Unterschleif machte sie bey der ansehnlichen Truthühnerzucht. Bald starben einige Junge, bald hatte man einige gestohlen, bald waren einige von den Hunden zerrissen worden. Aber sie waren gemeiniglich von ihr gegessen oder verkauft worden. Die Art von

Truthühnern war vorzüglich groß, und diese Größe benutzte sie auf folgende Art. Einer ihrer Bekannten hatte kleinere Truthüner, aber von gleicher Farbe. Von diesem kaufte sie auf einmal 4 Stück, wie ich selbst gesehen habe. Diese nahm sie auf den Hof, damit die Zahl voll blieb, und verkaufte dagegen 4 Stück von den großen. Durch diesen christlichen Tausch gewann sie an jedem Stücke zwölf Groschen; denn sie hatte das Stück für 12 Gr. eingekauft, und die großen für 1 Thaler verkauft. Von den Gänsen konnte sie keinen andern Vortheil ziehen, als daß sie die Federn mit Enten und Hühnerfedern verwechselte, die sie in die Gesindebetten stopfte, weil der Guthsherr wegen der vielen Zinsgänse keine Gänse hielt. Desto stärker aber war die Entenzucht, welche gemeiniglich bis auf 200 Stück junge Enten stieg. Es würde mich zu weit führen, wenn ich Ihnen hier die specielle zehnjährige Berechnung von Futter und Geldeinnahme hersetzen wollte, ob sie gleich für manchen unkundigen Guthsherrn sehr lehrreich seyn könnte. Ich zeichne Ihnen daher nur den ganzen zehnjährigen Ertrag aus, der tausend drey hundert sieben und achtzig Thaler 12 Gr. beträgt. Aus den Rechnungen ergiebt sich, daß ein Jahr in das andere 50 Stück zur Hauskonsumtion und als Abgang kommen, und also 150 Stück jährlich zum Verkauf übrig bleiben. Das Paar nur zu sechs Groschen gerechnet, beträgt in zehen Jahren 187 Thaler;

12 Gr. Für Futter sind zwar nicht mehr als 100 Scheffel angesetzet, allein diese verringern den Ertrag schon um 100 Gulden. Eigentlich hätte aber diese Ausgabe ganz und gar nicht vorkommen sollen, weil Wasser genug vorhanden war, in welchem sich Entengries befand. Hätten auch die Enten ihren gewöhnlichen Deich ausgefressen, so war eine Viertelstunde vom Hofe ein anderer Deich, aus welchem der Verwalter den Entengries nur ausfischen und in den Hof schaffen lassen durfte. Aber dergleichen Ersparniß war diesem Manne viel zu weitläuftig, als daß er sich damit hätte abgeben sollen.

Auf keine Weise geben Sie Ihrem Verwalter in Ansehung der Taubenzucht nach, sondern schaffen Sie alle ihre Feldtauben ab. Halten Sie sich dagegen 12 Paar Mondtauben, welche Ihnen wenigstens 72 Paar junge Tauben liefern, die Sie gewiß nicht alle verzehren. Es ist unbeschreiblich, was für großen Schaden die Feldflüchter auf Feldern und Ziegeldächern anrichten, und doch sind manche von großen Städten entfernte Guthsbesitzer nicht zu der Abschaffung derselben zu bringen. In der Nähe großer Städte sind die Tauben freylich beyzubehalten, da sie einen beträchtlichen Ertrag bringen, wenn man auch nur das Paar junge Tauben zu 2 Groschen rechnet. Wird aber die Taubenzucht so benutzet wie bey dem Herrn von O**, der in der

Nähe

Nähe von Leipzig seine Besitzungen hat, dann wollte ich jedem Guthsbesitzer anrathen, alle seine Tauben todtzuschiessen. Ihr Nutzen bleibt gegen den Schaden auch bey nahen Städten noch ohnehin zweifelhaft.

Der Herr von O** fand bey seinem erkauften Guthe 100 Paar Tauben, von welchen ihm jährlich zehn Thaler Nutzung verrechnet wurden. So gering dieser Nutzen auch ist, so stehet er doch in keinem Verhältnisse mit der Berechnung des itzigen Verwalters. Dieser Mann, der das wahre Muster eines Verwalters ist, wie er nicht beschaffen seyn soll, ist ein besonders großer Gönner der Tauben. Als sein Herr dieselben abschaffen wollte, rieth er ihm nicht nur ab davon, sondern er erhielt noch dazu die Erlaubniß zur Vermehrung derselben. Er sagte zu seinem Herrn, daß durch die Vermehrung der Tauben in Zukunft während des Sommers kein Fleisch für das Gesinde zur Sonntagsmahlzeit gekauft werden dürfe, welches eine große Erspahrniß sey, den Verkauf der jungen Tauben nicht einmal zu rechnen. Es war auch sehr klug von ihm, daß er den Verkauf nicht in Anschlag brachte, denn er hat ihn nicht höher gebracht als sein Vorgänger, ob er gleich drey hundert Paar Tauben hält. Die wahre Ursache, die ihn zur Vermehrung der Tauben lockte, war sein Leckermaul. Er bekommt, wie die meisten Verwalter in der Leipziger Gegend, kein

bestimmtes Deputat, sondern soll essen, was in der Wirthschaft zuwächst, jedoch wöchentlich nicht mehr als drey Tage Fleischgerichte. So wenig ich als Verwalter mit dergleichen Beköstigung zufrieden seyn würde, so sehr misbillige ich doch, wenn der Verwalter damit nicht zufrieden ist, sobald er unter den Bedingungen seinen Dienst übernommen hat. Denn was man als ehrlicher Mann verspricht, das muß man auch als ein solcher halten. Dieses war aber der Fall bey gedachtem Manne nicht. Eyer und Tauben aß er am liebsten; und wie viel er deren verzehret haben muß, wird aus folgendem Ueberschlage ziemlich deutlich werden.

Nimmt man den sehr billigen Satz an, daß ein Paar Feldflüchter des Jahres nur vier Paar Junge aufziehen, so macht dieses eine Summe von zwölf hundert Paar. Ich weiß aber aus Erfahrung, daß gut genährte Feldflüchter 6 bis 8 Paar aufgezogen haben. Die jährlich verrechnete Geldeinnahme für Tauben beträgt nicht mehr als zwölf Thaler im Durchschnitt, zu welcher Summe 192 Paar Tauben nöthig sind, wenn man das Paar zu 1 Gr. 6 Pf. rechnet, für welche Summe in großen Städten gewiß keine verkauft werden. Rechnet man ferner für zwölf Dienstpersonen auf jede Mahlzeit 9 Paar, so beträgt dieses auf 52 Sonntagsmahlzeiten 468 Paar. Allein welcher Hauswirth darf es wagen, sein Gesinde beständig mit

Tau-

Tauben zu speisen? Selbst das Zwanggesinde würde sich darüber beschweren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß der genannte Verwalter sein Gesinde nur alle Monathe einmal mit Tauben speist. Für herrschaftliche Konsumtion sind 50 Paar verrechnet. Alle diese verrechneten Summen betragen daher 710 Paar. Zu diesen will ich noch 100 Paar für Sterbefälle hinzufügen, daß also die Ausgabe 810 Paar seyn soll. Bey dieser Berechnung kommen auf den Verwalter immer noch 390 Paar. Sie werden ohnstreitig lachen, welches ich Ihnen auch keinesweges verdenken kann. Ich weiß es selbst recht gut, daß man diese Tauben nicht alle essen kann, ohne sich den Appetit nach dieser Speise auf immer zu vereckeln. Allein verbraucht hat sie der Verwalter gewiß. Hat er gleich nicht das Fleisch derselben verzehret, so hat er doch das daraus gelösete Geld in seinen Nutzen verwendet, denn in Rechnung ist es nicht gebracht worden.

Von dem Schaden, welchen eine so große Anzahl Tauben auf den Feldern macht, will ich hier nicht einmal reden, sondern ich will nur der Zerstöhrung der Ziegeldächer gedenken. Der Herr von O** ließ vor drey Jahren alle seine Ziegeldächer umdecken, welche ohngefähr funfzehn Jahre gelegen hatten. Im zweyten Jahre darauf mußte er sie durchgehends ausbessern lassen, weil der Kalk zwischen sehr vielen Dachziegeln ausgehackt war. Sie wer-

werden die Schuld gewiß nicht auf den Ziegeldecker wälzen, wenn ich Ihnen sage, daß derselbe im ersten Frühjahre alle Dächer nochmals, laut Kontrakts, bestiegen war und dieselben ausgeglichen hatte. Die ganze Schuld fällt also auf die Tauben. Wenn diese Sache nicht als allgemein wahr anerkannt wäre, würde man es wohl einer Polizeyverordnung werth gehalten haben, in den Städten das Taubenhalten zu verbieten? Gewiß nicht. Ich kann mich daher nicht genug verwundern, daß viele Ritterguthsbesitzer ihren wahren Vortheil so verkennen. Von Ihnen hoffe ich bald die vorgeschlagene Abschaffung der Tauben zu hören, und ich versichere Sie, daß mir keine Nachricht angenehmer seyn wird als diese.

Neunter Brief.

Görlitz im Oktober 1787.

Lange schon habe ich mich verwundert, daß Sie mir keine Nachricht von Ihrem Brauurbar gaben, und nun schreiben Sie mir wider mein Vermuthen auf einmal eine Menge Verdrüßlichkeiten, welche Ihnen die Bierbrauerey verursacht hat. Ich kann es nicht läugnen, daß Ihr Verlust an Malze durch viermal misrathenes Bier ansehnlich ist; allein

darinn kann ich Ihnen nicht beystimmen, daß der Brauer allein Schuld seyn soll. Der Mann hat doch vorhero gutes Bier gebrauet. Ich würde Ihnen keinesweges zu der Verabschiedung desselben gerathen haben, wenn sie nicht bereits erfolgt wäre; nun aber mag ich Ihnen nicht anrathen, ihn wiederum in Ihre Dienste zu nehmen. Selten wird es gute Folgen haben, wenn eine Herrschaft einmal verabschiedete Leute wieder in ihre Dienste nimmt. Den Fall will ich ausnehmen, wenn die Herrschaft durch falsche Bewegungsgründe einen Dienstbothen ihrer Dienste entläßt, und derselbe dadurch um seinen guten Namen gekommen ist. Dann ist es Pflicht, ihn entweder selbst wieder in Dienste zu nehmen, oder durch kräftige Empfehlung bey andern wieder unterzubringen. Das letztere ziehe ich aber dem erstern allemal vor. Ist der gekränkte und entlassene Diener ein rechtschaffener Mann, so hat die Wiederannehmung keine üblen Folgen; allein ist er stolz, hartnäckig u. s. w. so ist es auch für ihn besser, daß er bey andern untergebracht wird, weil er daselbst die erlittene Kränkung leichter vergißt.

Zu ihrer gesunkenen Bierbrauerey weiß ich Ihnen keinen geschicktern Mann vorzuschlagen als den Brauer des Herrn von K**. Dieser Mann besitzt außer seinen gründlichen und praktischen Erfahrungen auch noch einige chymische und physische Kenntnisse, und ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sa-

gen, wie nöthig sie einem Brauer sind. Kehren Sie sich daran nicht, daß auf des Hrn. von K** Güthern gemeiniglich nach acht Tagen saueres und ungenüßbares Bier zu finden ist! Die Schuld liegt nicht am Brauer, sondern an dem einsichtsvollen Verwalter. Wenn Sie ja einigen Zweifel gegen meine Behauptung haben, so erkundigen Sie sich in W** B** und D**, wo dieser Brauer das beste Bier brauet. Alsdann nehmen Sie sich einmal die Mühe, nach O** zu reisen, wenn gebrauet wird, und beaugenscheinigen daselbst die Gefäße; so werden Sie die Bestätigung von dem, was ich Ihnen itzt überschreiben will, finden.

Der dasige Verwalter S** hat auch bey der Brauerey allein die Aufsicht über das Bier nebst der Abwartung desselben, so bald es in den Keller geschafft worden ist, an sich zu bringen gewußt. Die Bewegursachen sind Eigennutz und schlaue Vorsicht, damit keiner seiner Nebenbediente genaue Kenntniß von seiner Verwaltung bekommen soll. Selbst dem Brauer ist es nur seit einem Jahre erlaubt, das Bier während der Gährung abzuwarten, welche Erlaubniß er sich von dem Herrn ausbat, da ihm dieser mit der Abdankung drohete. Wäre ich in des Mannes Stelle gewesen, so hätte ich dem Herrn sogleich reinen Wein eingeschenkt. Aber er begnügte sich nur damit, dem Herrn zu beweisen, daß das Bier gut gebrauet sey, und daß er nachher nicht

weiter

weiter dafür stehen könne. Allein mit diesem Betragen ist so leicht kein wirthschaftskundiger Guthsbesitzer zufrieden. Wird das Bier nach acht Tagen untrinkbar, so wird die Schuld immer noch, und zwar mit Recht, auf den Brauer geschoben, wenn sich derselbe nicht auf eine bessere Art rechtfertigen kann. Doch der Herr von K** beruhigte sich damit, weil er selbst kein Bier trank und außer seinen Güthern noch so viel Kapitalia besaß, daß er von denselben auch ohne die Güther leben konnte.

Sie werden wissen, daß alle mehlreiche Saamen eine im Wasser auflösbare, süße, schleimartige Materie enthalten, welche aus entzündbarem Geiste, aus Luft und einer Essigsäure bestehen; und daß man sich aller dieser Saamenkörner zum Brauen bedienen kann. Freylich benutzet man vorzüglich Waitzen, Roggen, Hafer und Gerste in Deutschland, ja ich darf wohl sagen in ganz Europa zur Brauerey. Am häufigsten aber bedient man sich der Gerste. Von dieser wählen Sie vorzüglich völlig reife, heurige und gleich dünnschalige Gerste, welche auf einem mehr sandigen als lehmichten oder thonichten Boden erbauet worden ist. Daß Sie keinen Acker dazu wählen werden, der mit Schaafmist gedünget worden ist, kann ich von Ihren Wirthschaftskenntnissen vermuthen; nur sehen Sie darauf, daß die zum Brauen bestimmte Gerste nicht auf dem Felde durchweicht wird. Am vortheilhaf-

testen ist es, wenn die Braugerste, so wie die Saamengerste gar keinen Regen erhält, man mag von dem Gegentheile behaupten, was man will. Ich bin von dem Schaden, welchen auf dem Felde durchnäßte Gerste verursacht, aus langer Erfahrung vollkommen überzeugt worden. Jeder erfahrne Wirthschafter und Brauer wird mir auch hierinn beypflichten, und nur wenige werden das Gegentheil behaupten.

Der Hauptvortheil bey der Bierbrauerey ist das Keimen der Gerste. Im Vorbeygehen will ich Ihnen noch sagen, wenn Sie es nicht schon bemerkt haben sollten, daß die Gerste drey, der Waitzen und der Hafer aber nur einen Keim haben. Das Keimen des Getraydes muß durchaus so langsam als möglich geschehen, damit es nicht blattkeimig wird. Dieses ist auch die Ursache, warum kein vernünftiger Brauer in den Monathen May bis zum September gern malzen wird. Sehr viele Brauer versehen es in diesem Stücke schon bey dem Einweichen des Getraydes. Wenn das Wasser nicht oft genug gewechselt, und das Getrayde in den Quellstöcken oder Quellbottichen nicht allemal bey jedem frischen Wasser durchgearbeitet wird, so wird das eingequellte Getrayde leicht sauer und keimet ungleich. Diß ungleiche Keimen erfolgt auch jedesmal bey dem sorgfältigsten Einquellen bey solcher Gerste, die nach dem Abhauen bey einfallendem

Regenwetter durchnässet worden ist. Ein andrer Fehler dieser durchwässerten Gerste, — diß gilt auch von anderm zum Brauen bestimmten Getrayde — ist, daß sie meistentheils blattkeimig wird. Ich könnte noch eine Menge übler Folgen herezählen, wenn ich nicht glaubte, daß diese angeführten jedem sachkundigen und von Vorurtheilen freien Wirthschafter hinlänglich beweisen könnten, wie nöthig es sei, trockne Gerste zum Brauen zu nehmen. Diß alles mußte ich Ihnen vorhero schreiben, so bekannt es Ihnen auch immer seyn mag, damit Sie völlig überzeugt werden, daß der Verwalter S** einzig und allein Schuld an dem schlechten Biere des Herrn von K** ist.

Dieser auf das gränzenlose Vertrauen seines Herrn sich stützende Mann hat seit drey Jahren sein sämmtliches Getrayde gröſtentheils naß in die Scheunen gebracht, weil es ihm an Thätigkeit und kluger Eintheilung der Zeit gänzlich mangelt. Es ist mir zwar wohl bekannt, daß der viele Regen in den Jahren 1784, 1785 und 1786 das Einerndten sehr erschweret hat, so daß selbst der thätigste Mann kaum sein Saamen- und Braugetrayde trocken einzubringen vermochte, und ich würde daher diesem Manne keinesweges einen Vorwurf darüber gemacht haben, wenn er nicht durchgehends als ein unwissender und träger Landwirth bekannt wäre. Selbst in dem Jahre 1787, wo der Re-

gen eher mangelte, als daß wir dessen zuviel gehabt hätten, wurde auf seinem Felde ein großer Theil von dem Waitzen und der Gerste in den Mandeln durchnässet. Unter diesen Umständen litt nächst dem Herrn niemand mehr als der Brauer, welcher bereits gekeimte oder dem Keimen nahe Gerste zum Malzen erhielt, woraus der beste Brauer schlechtschmeckendes und trübes Bier brauen wird. Da es dem Verwalter so ganz an Uebersicht aller einzelnen Theile einer großen Wirthschaft fehlet, so war es ganz natürlich, daß er diese an und für sich schlechte Gerste nicht einmal zur rechten Zeit zum Malzen gab. Manchmal fehlte es ihm sogar an Gerste, weil er zuviel verkauft hatte. Denn kaum waren einige Schock eingefahren, so mußte zum Malze gedroschen werden. Dieses noch nicht abgekühlte Malz ließ er sogleich schroten. Der Brauer mochte einwenden was er wollte, das half nichts, er mußte brauen. Wer nun aber weiß, daß nur von altem Malze recht gutes dauerhaftes Bier mit Nutzen gebrauet werden kann, den wird es nicht mehr befremden, daß hier der Brauer kein dauerhaftes Bier brauen konnte. Ich habe mich manchmal verwundert, wenn ich die Würze oder Wert nebst dem gestellten Biere kostete, daß es einen so guten Geschmack hatte. Dadurch wurde meine gute Meynung von den Kenntnissen des Brauers immer bestätiget.

So wohlschmeckend das Bier auch immer war, so wurde es doch gleich vergiftet, wenn es auf die Fässer gefüllet wurde. Der Verwalter ließ seine Nachlässigkeit auch bey der Aufsicht über das Biergefäße sehr deutlich sehen. Kein Faß wurde eher aus dem Keller herausgeschafft und gereiniget, als bis es der Böttcher zum Aufschüren brauchte. Von außen waren sie verschimmelt, von innen aber versäuert: denn in den meisten befand sich noch der Bodensatz, der doch ein so gutes Futter für die Schweine ist. Der Böttcher und der Brauer machten ihm oft dagegen Vorstellungen, aber ihr Lohn war die gröbste ihm ganz eigne Behandlung. Wollten sie sich nun diese unanständige Behandlung nicht ferner zuziehen, so mußten sie entweder schweigen oder ihre Dienste verlassen. Sie wissen, wie sehr man in diesem Stücke auf die Schenkwirthe Achtung geben muß, welche gemeiniglich das Biergefäße in dem unreinlichsten Zustande zurück zu schicken pflegen. Wissen nun vollends dergleichen Leute, daß das Gefäß auf dem Hofe nicht besser behandelt wird; so unterlassen sie alle Reinigung. Ich hatte einmal einen solchen nachlässigen Schenkwirth, der übrigens das meiste Bier ausschenkte. Allein da er sich nicht zur Reinlichkeit bequemen wollte, so gab ich ihm auf einige Zeit mit Genehmigung meines Herrn kein Bier. Diß hatte die gute Wirkung, daß er mein reinlichster Wirth ward.

Die Unreinlichkeit in Ansehung des Gefäßes verdirbt nicht nur das Bier, sondern das Gefäße wird auch am Ende dadurch ganz unbrauchbar. Der Herr von K** befindet sich in diesem Falle. Denn wenn er gleich einen neuen Brauer, Böttcher und Verwalter annehmen wollte, (welches letztere wohl sobald noch nicht zu erwarten ist, ohngeachtet es sein größter Vortheil wäre,) so wird sein Bier dennoch nicht eher dauerhaft und wohlschmeckend werden, als bis er ganz neues Gefäße anschafft. Ist dieses geschehen, so kann ich ihm zwar folgenden Versuch mit dem alten Gefäße anrathen, aber für dessen gute Wirkung nicht stehen, weil ich mich niemals in dem ähnlichen Falle befunden habe. Er muß alle Fässer auseinander schlagen, die Tauben durch den Böttcher ganz rein bis auf frisches Holz abhobeln, und so verneut an einem luftigen Orte aufbewahren lassen; die Boden aber müssen weggeworfen werden. Auf diese Weise glaube ich, daß nach Jahr und Tag die eingesogene Säure ausgedünstet seyn könnte.

Während der Gährung füllte der Verwalter das Bier mit Biere auf, wie es wohl häufig noch geschehen mag; allein dieses taugt nichts. Reines Wasser macht das Bier besser. Die Herrschaft erspahrt auch noch dadurch das sogenannte Füllbier, weswegen ich freylich von eigennützigen Verwaltern und Brauern manchen Widerspruch haben werde.

Ich

Ich muß Ihnen doch auch die Art und Weise überschreiben, auf welche der Verwalter S** den übrigen Wirthschaftsbedienten das Bier gab. Er hatte in seiner Wohnung einen geräumigen Keller. Man konnte ihn freylich eher für einen Stall halten, aber das hielt ihn nicht ab, die Fässer zur Hauskonsumtion hineinschaffen zu lassen. Hier zapfte er nun frühmorgens einen Wassereymer voll Bier ab, und schöpfte daraus, wenn jemand Bier haben wollte. Dieses an und für sich schon schlechtschmeckende Bier verlohr nun vollends allen Geschmack, so daß es das arme Gesinde, dem es besonders in der Erndte zur Stärkung dienen sollte, nicht trinken konnte. Einige davon holten sich daher kein Bier, welches dem Anschein nach der Guthsbesitzer erspahrte. Allein zehnjährige Einsicht in die Wirthschaftsrechnungen hat mich belehrt, daß die Hauskonsumtion eher stärker als schwächer geworden ist. Der Verwalter selbst war kein Narr, daß er dieses Bier getrunken hätte (denn er trinkt gern was gutes) sondern er füllte sich gleich eine ziemliche Anzahl Bouteillen, ehe das Bier auf den Fässern gohr, und hatte daher immer das beste Bier zu trinken. Ein gleiches Schicksal, wie das Gesinde, erfuhren alle herrschaftliche Besuche, wenn sich Biertrinker dabey befanden. Bey dergleichen Fällen holte er sich des Tags vorher oder frühmorgens einige Flaschen und füllte sie voll, damit doch wenigstens das unschmackhafte Bier den Gästen in Bouteillen vorgesetzt werden könnte.

Es blieb jederzeit ungetrunken, und die Gäste wunderten sich höchlich über die Veränderung des Bieres. Einer von diesen fragte den Verwalter um die Ursache, und erhielt zur Antwort „der Brauer wäre äußerst nachläßig; es wäre ein rechtes Glück, wenn das Bier einmal nicht trebersauer sey. Er (der Verwalter) habe nachhero seine Noth damit. Er habe sich oft schon bey dem Hrn. darüber beklaget, und die Abdankung des Brauers vorgeschlagen, aber immer habe er es nicht erlangen können, so daß er nunmehro auch alle Hofnung zur Verbesserung der Brauerey aufgegeben habe.“ Hätten Sie die Mine, das Bedeutungsvolle und den Eifer gesehen, mit welchem der Judas alles dieses vorbrachte. Sie würden, wie der junge B** in Harnisch gekommen seyn. Spohreustreichs lief dieser zum Herrn von K** und referirte mit der größten Lebhaftigkeit alles, was er gehört hatte. Das Unvermuthete und die besondere Art des Vortrags wirkte so stark auf den Herrn von K**, daß er im Begrif war, seinem Liebling die Abdankung des Brauers zu zu sagen. Doch jetzt fiel ich demselben in die Rede und schlug vor, einen Boten nach L** zu schicken, wo er sich in der Schenke zwey Flaschen mit Bier füllen lassen sollte. Auf den Hof wollte ich ihn mit Fleiß nicht schicken lassen, weil man diesen Beweiß hätte verdächtig machen können. Würde nun dieses Bier eben so schlecht, als das hiesige seyn, so verdiente der Brauer die augenblick-

lichste

lichste Entlassung; allein wäre dieses Bier besser, so glaubte ich, daß meiner Einsicht nach die Schuld nicht an dem Brauer, sondern an etwas anderm liegen müsse. Der Vorschlag wurde genehmiget, und ich hatte das Vergnügen, die Ehre des Brauers gerettet zu haben.

Der Brauer hatte sich gleich im ersten Jahre den Verwalter zum Feinde gemacht, weil er nicht so viel giessen wollte, als dieser verlangte. Der gewöhnliche Guß war auf sechs Dresdner Scheffel acht Drsd. Viertel Bier. Da nun der Verwalter sehr viel Bier im Brauhause zu verkaufen pflegte, so sollte der Brauer so viel mehr gießen, damit er jedesmal acht Viertel in den Keller erhielte. Natürlicher Weise mußte ihm der Brauer dieses abschlagen; und die Rache war ihm bestimmt. Diese Feindschaft ward noch durch folgenden Vorfall um vieles vergrößert. Der Herr von K** fragte einmal den Brauer, woher es denn komme, daß itzt so wenig junges Bier, oder Bier aus dem Brauhause verkauft werde, da doch vorhero immer vier bis fünf Thaler für junges Bier und Kovent oder Nachbier wäre eingenommen worden; er müsse wohl iezt nicht mehr so viel giessen als sonst? — Sehen Sie hier nicht den Verwalter hervorgucken? — Den Brauer setzten diese ungewöhnliche Fragen in das größte Erstaunen. Kein Wunder also, daß er dem Herrn von K** erwiederte: er giesse

zwar nicht mehr als sonst, ohngeachtet es der Verwalter von ihm verlanget habe, allein es werde jezt mehr junges Bier und Kovent verkauft als ehedem, welches ihm die Brauknechte und der Bierrevisor bezeugen würden. Der Herr von K** schwieg und ging weg. Vermuthlich mochte er die Antwort des Brauers seinem treuen Jonathan wieder gesagt haben. Denn von der Zeit an suchte dieser den Brauer auf alle nur mögliche Art zu drücken. Er vernachläßigte daher die Abwartung des Bieres ganz. War sonst alle Monathe wenigstens zweymal gebrauet worden, so geschahe dieses itzt nur einmal, weil kein Mensch übelschmeckendes Bier zu trinken verlangte.

Bisher war es gewöhnlich gewesen, daß einige Dorfunterthanen mit herrschaftlichem Biere auf die nahe gelegenen Dorfjahrmärkte gezogen waren, und auf diese Weise einige Gebräude ausgeschenkt hatten. Weil diese Leute nun keine Zelter hatten, so lieh ihnen der Verwalter auf Befehl des Herrn jederzeit die großen Tücher, welche zum Rübseneinfahren gebraucht wurden. Allein itzt schlug ihnen dieses der Verwalter unter dem wahren Vorwande ab, daß sie zerrissen wären. Er hatte wirklich recht; denn sie waren durch die Länge der Zeit sogar zum Einfahren des Rübsen untauglich geworden, weswegen er sich bey dem benachbarten Verwalter ohne des Herrn Wissen einige Tücher dazu borgen mußte.

mußte. Sie sehen daraus deutlich, wie sehr das große Vertrauen den an und für sich trägen Verwalter nachlässig machte. Es war nichts ungewöhnliches, daß dieser Mann Handrammel, Schubkarren, Pfahleisen u. s. w. bey den Nachbarn borgen ließ. Die seinigen waren gewöhnlich durch Nachlässigkeit verdorben oder sonst von Händen gekommen, weil dergleichen Geräthschaften auf seinem Hofe in allen Winkeln herum liegen mußten. Auf diese Art hatte der Guthsherr manches erborgte Stück wiederum müssen neu machen lassen. Als derselbe itzt den Verwalter um die Ursache fragte, warum die Unterthanen nicht mehr mit Bier auf die Märkte zögen, so sagte dieser nicht, weil ich aus Nachlässigkeit keine Tücher habe machen oder ausbessern lassen, sondern: „sie sind zu faul, und wenn sie nicht die äußerste Noth drückt, so regen sie sich nicht.“ Doch es verdrüßt mich noch mehr ähnliche Ränke hier anzuführen, welche dieser Mann anwendete, alle seine Nebenbediente und die Unterthanen bey dem Herrn verhaßt zu machen. Ich werde Ihnen bei der Viehzucht noch genug davon erzählen müssen.

Zur Verhüthung des Unterschleifs bey dem Verkauf des Bieres und des Kovents im Brauhause schlage ich Ihnen vor, daß der Verwalter und der Brauer jeder besondere Rechnungen darüber führen. Ersterer misset das Bier ein, und schätzet die

Koventfässer, letzterer aber nimmt das Geld dafür ein. Auf diese Weise werden Sie gewiß so leicht keines Betrugs ausgesetzet seyn: denn keiner wird dem andern trauen, wenn Sie besonders jeden gleich vertraulich behandeln.

Zum Beschluß dieses Briefes will ich Sie doch noch auf Etwas aufmerksam machen, was in so wenigen Landwirthschaften angetroffen wird. Wie wäre es, wenn Sie eine Bieressigbrauerey einführten? Anfangs müßten Sie freylich einige hundert Thaler zur Einrichtung derselben anwenden; allein der Vortheil würde gewiß größer seyn, als die Procente, welche sie von dem ausgeliehenen Gelde erhalten. Sie müssen alle Geräthschaften der Bierbrauerey zu dem Essigbrauen anschaffen, nur mit dem Unterschiede, daß die Gefäße nicht ausgepicht, sondern mit gutem warmen Bieressig oder, welches besser ist, mit Weinessig ausgebrühet werden, ehe Sie den vollkommenen abgeklärten Essig, den man auch das Gut nennet, darauf füllen lassen. Die Behandlung des zum Essigbrauen bestimmten Getraydes ist eben so wie bey dem Bierbrauen, nur daß kein Hopfen dazu genommen wird. Nehmen Sie scharf gedörretes Malz, so erhalten Sie braunen Essig, da hingegen wenig gedörretes oder Luftmalz weissen Essig giebt.

Die Gährung des Essigs bewirkt man durch stark gesäuertes Brodt, oder noch besser mit neugebacke-

backenem Brodte, welches mit Weinessig getränket und jedesmal wiederum getrocknet wird. Der Fäulung können Sie dadurch vorbeugen, daß sie ein wenig Weinstein und Kochsalz zu den Essigmüttern mischen. Die Gefäße, auf welchen der Essig in geheitzten Stuben gähret, dürfen nicht voll gefüllet oder gar zugespundet werden. Dieses geschieht erst, wenn der völlig saure und klare Essig auf die Lagerfässer gefüllet wird, die in einem besondern Keller aufbewahret werden müssen. Noch muß ich Ihnen sagen, daß die Essigbrauerey eine noch grössere Reinlichkeit erfordert als das Bier und der Wein. Schimmel, Feuchtigkeit, faulende und stinkende Sachen machen, daß der beste Essig umschlägt. Wollen Sie eine weitläuftige Beschreibung der Essigbrauerey lesen, so lesen Sie Simons Unterricht von dem Branteweinbrennen und denselben Artikel in Ihrer Encyclopädie von Krünitz, für deren Mittheilung ich Ihnen nochmals danke. Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, so wie ich mich herzlich freue, daß Sie die Branteweinbrennerey abgestellet haben. Durch die Einführung der Essigbrauerey wird Ihnen das reichlicher an Gelde und Abfall ersetzet werden, und Ihre Schweinzucht wird wenig dabei einbüßen, wo sie nicht dabei gewinnt Es ist nicht zu läugnen, daß die Schweine von dem Branteweinspülig fett werden, aber es ist und bleibt schlechtschmeckendes und schwinden-

des Fleisch, welches von derber Mast bei weitem übertroffen wird. Sie werden dieses besonders an den Fleischern wahrnehmen. Diese werden Ihnen ihre Schweine nicht nur besser bezahlen, sondern sie werden sie auch lieber als die von der Brantweinmast kaufen.

Zehnter Brief.

Moys im November 1787.

Wenn ich Ihrem Verlangen nach der Schilderung einer recht gut eingerichteten Rindviehzucht nur einigermaßen ein Genüge leisten will; so muß ich Ihnen vorher die Beschreibung einer recht schlecht betriebenen Rindviehzucht voranschicken, damit Ihnen der Unterschied besser in die Augen fällt. Beyde Orte haben einerley Lage, Boden und Wiesenwuchs; an dem einen wie an dem andern säet man Klee. Der Unterschied ist, daß am erstern jährlich gegen hundert Thaler Heu verkauft wird, welches aber nicht die Kühe, sondern das güste oder gelte Vieh und die Schaafe entbehren müssen. Von dem Wenigen, was ich Ihnen bereits von der Rindviehzucht überschrieben habe, * erwarten Sie hier ja keine Wiederhohlung; es hängt zu wenig

* S. B. 1. Brief 4. S. 42. u. ff.

nig mit meinem heutigem Briefe zusammen. Zur Bezeichnung des Guthes, auf welchem die Rindviehzucht so äußerst elend betrieben wird, wähle ich den Buchstaben O, und zu dem andern den Buchstaben H.

In O** ist kein Mangel weder an Wiesenwuchs noch an Gartengräserey, wenn sie gehörig benutzet wird. Selbst in Jahren wie 1787, wo wenig Gras wuchs, erndtete man dennoch in O** Heu genug zur Auswinterung alles Viehes, man hätte nur nichts verkaufen sollen. Doch, wie ich vorher gesagt habe, so schadete diß den Kühen nichts. Die Wiesen enthalten 120 Acker von welchen 50 Acker einschürig sind. Uebrigens ist die Lage sämmtlicher Wiesen von der Art, daß sie eine natürliche Bewässerung erhalten können. Zu allen diesen Wiesen gehören vierzig Kühe, zehn jährige angebundene Kälber, zwanzig Rinder, acht Färsen oder Kalben, zehn Bullen, Hummel oder Zuchtochsen und zwölf Ochsen, von denen nur zwey manchmal in der Wirthschaft gebraucht werden, weil der Verwalter lieber mit Pferden arbeitet. Rindvieh also im Ganzen 100 Stück. Hierzu kommen noch ein und zwanzig Pferde und vier hundert Schaafe. Stroh zur Fütterung und zum Einstreuen würde im Ueberfluß da seyn, wenn die Mägde nicht manchmal ganze Schütten bey dem Feuer anzündeten und in den Stuben und

Backöfen verbrenneten, worauf gern 6 bis 8 Schock zu rechnen sind. Die Fleischer, welche die Kälber abholen, erhalten zu viel Stroh. So sahe ich mehrmals, daß 3 bis 4 Schütten Stroh zu einem, und bey zwey Kälbern bis 5 Schütten gegeben wurden. Freylich war der Fleischer ein guter Freund von dem Verwalter. Rechnet man nun nur 3 Schütten zu einem Kalbe, deren jährlich 30 verkauft werden, so sind der Wirthschaft 1 Schock 30 Schütten umsonst und um nichts entzogen worden. Weil der Verwalter immer über Futter klagte, so befahl der Herr, jährlich zwölf Acker mit Klee für das Rindvieh zu besäen. Zur Winterfütterung erbauet der Verwalter außer dem Heu und Grummet selbst nichts, sondern er läßt sich an den Kartoffeln, gelben Möhren, rothen und weissen Rüben begnügen, die von den Unterthanen auf herrschaftlichen Feldern erbauet und von ihm zur Hälfte eingeerndtet werden. Zu Krautland wendet er gemeiniglich 2 Acker an. So viel ich habe bemerken können, so betragen die Kartoffeln u. s. w. ein Jahr in das andere gerechnet gegen 150 Säcke. Aus den Rechnungen habe ich dieses nicht ersehen können, weil diese Früchte von dem Verwalter weder in Einnahme noch in Ausgabe gebracht werden. An Getrayde wird jährlich zur Brödtung 150 Scheffel gemahlen, von welchen die Kleyen und das Aftermehl, so wie die Hälfte der Trebern, den Kühen gleichfalls verfüttert werden.

Die Oehlkuchen und das verrechnete Getrayde sind beträchtlich; denn von letzterm kommen im Durchschnitt auf das Jahr 50 Scheffel. Aus diesem allen werden Sie sehen, daß es in O * * troß dem nicht ökonomischen Heuverkaufe keinesweges an Futter mangelt, sondern vielmehr ein Ueberfluß daran ist.

Zu den Arbeiten bey den milchenden Kühen sind drey Mägde, bey dem güsten Vieh aber eine, bestellet, die des Sommers mehrentheils mit einem Manne unterstützet werden, der das Gras nebst dem Klee hauen muß. Im Sommer, während der Anwesenheit der Herrschaft, fangen die Mägde um vier Uhr an zu füttern. Sind diese mit füttern und tränken fertig, so rufen sie die Verwalterin zu dem Melken! Allein dieses leidet eine Ausnahme, wenn die Herrschaft nicht zugegen oder auf einige Tage verreiset ist. In dergleichen Fällen kommt sie erst, wenn die Mägde die Milch in den Keller schaffen wollen. Diese Bemerkungen habe ich drey Sommer hintereinander gemacht, so daß ich das Betragen der Verwalterin in diesem Stücke noch nachlässiger schildern könnte, wenn das bereits gesagte, nicht schon den höchsten Grad von Faulheit anzeigte. Im Winter hatte sie es vollends nicht nöthig ihre Ruhe zu unterbrechen, theils weil die Herrschaft nicht zugegen ist, theils weil vom Oktober an bis in den May gegen alle physische Gründe

nur zweymal, im Sommer aber dreymal gemolken wird! Die Winterfütterung fängt daher auch um sieben Uhr an.

Sie können daraus leicht einsehen, daß die Kühe hier schlecht abgewartet werden. Wer unser itziges Gesinde kennt, wird mir dieses ohne allen Beweiß zugeben. Es ist ganz unverantwortlich, dergleichen theils unwissenden theils nachlässigen Leuten die Fütterung und das Melken allein zu überlassen. Sind die Mägde bey der Fütterung ohne Aufsicht, so werden weder die Tröge alle Tage rein ausgewaschen, noch erhalten die Kühe einen Tag wie den andern gleiche Portionen. Auch hier war der Fall; denn ehe der März kam, waren die achtzig Fuder Heu und Grummet verfüttert. Am allernothwendigsten aber ist die Aufsicht bey dem Melken. Ich habe hier gar oft gefunden, daß die Kühe nicht rein ausgemolken werden, welches macht, daß sie verseigen oder an Milch abnehmen, oder auch böse Euter bekommen. Man wird wohl selbst bey strenger Aufsicht von den Mägden betrogen; wie vielmehr muß das geschehen, wenn Niemand zugegen ist. Ich hatte einst in meinem Stalle drey vorzüglich gute Milchkühe, welche gemeiniglich nach den zwey Monathen der Kalbung täglich zwölf Kannen Milch gaben. Da ich hierauf neue Mägde erhielt, so molk die Mittelmagd von jeder der drey Kühe selten über acht Kannen.

Meine

Meine erste Vermuthung war, daß sie nicht rein ausgemolken würden. Allein bey dem Nachmelken fand ich meine Vermuthung falsch und glaubte nun, die Kühe hätten sich verschlimmert. Auf Unterschleif der Magd fiel ich nicht. Nach einem unter den Mägden vorgefallenen Zwist kam die Großmagd zu mir, und sagte: ich sollte die Mittelmagd nur nach dem Melken der ersten Kuh untersuchen, so würde ich finden, wo die Milch hinkäme. Dieses that ich. Hier fand ich nun, daß die Magd in ihrem Schubsacke einen Kannen Topf hatte, in welchen sie die fehlende Milch gemolken hatte, die nachhero von ihnen getheilt worden war. Ich gestehe es, daß ich ohne den Zank unter den Mägden nicht hinter den Betrug würde gekommen seyn, da ich ihn nicht vermuthet hatte. Allein ich glaube, daß dergleichen Betrügereyen gar oft gespielt werden mögen.

Ein anderer Fehler wird auf diesem Guthe mit der Wurzelfütterung gemacht, welche sogleich ihren Anfang nimmt, sobald diese Früchte aus der Erde genommen werden. Dieser Fehler ist um so viel größer, weil mit dem Oktober die Kühe nur zweymal gemolken werden. In keiner gut eingerichteten Wirthschaft wird man um diese Zeit, wenn gleich die Kühe von der Weyde, wie hier, genommen werden, einen so großen Abfall der Milch haben, daß man nur zweymal melken muß.

 Gesetzt

Gesetzt aber, die Milch nähme wegen der vielen trächtigen Kühe um diese Zeit ab, so bleibt es doch ein sehr großer Fehler, zu dreymaligen Melken gewöhnte Kühe, des Winters einmal weniger zu melken. Durch ein solches Verfahren werden die milchbereitenden Gefäße geschwächet, und die milchgebenden Säfte schlagen zum Fleische, wodurch die Kühe zwar fetter, aber nach und nach zur Milchbenutzung verdorben werden. Gemeiniglich ist die Trägheit und die Unwissenheit der Verwalterin an solchem verkehrten Verfahren schuld. Sie glaubt, daß man die nämliche Quantität Milch bey zweymaligem Melken erhalte, und dabey weniger Arbeit habe. Das letztere ist unläugbar; aber das Vieh wird dafür schlecht abgewartet, und verderbet. Daß in O** an kein Striegeln oder Abreiben des Rindviehes zu denken sey, werden Sie leicht vermuthen. Am allerwenigsten kann ich das so zeitige Futtern der Wurzelgewächse gut heißen, weil von dieser Winterfütterung zu wenig erbauet wird, und die kalbenden Kühe nachhero einen Mangel an dergleichen milchgebendem Futter leiden. Freylich hilft sich die Verwalterin mit dem Boden und dem für das güste Vieh bestimmten Heu. Allein wenn sie vom Anfange an durch ihre thätige Aufsicht eine bessere Eintheilung veranstaltete, so würde sie keinesweges zu solchen nachtheiligen Mitteln ihre Zuflucht nehmen dürfen. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, das gelte Vieh in O** zu besehen,

so werden Sie, statt wohlgenährten jungen Viehes, ausgehungerte, kraushaarige Gerippe finden. Es kann aber auch nicht anders seyn, weil das junge Vieh daselbst nur wenig Heu bekommt. Das beständige Winterfutter desselben ist After und Häcksel oder Siede. Salz erhalten weder die Kühe noch das gelte Vieh so viel als verrechnet wird; und ich kann mich deshalb auf die Aussage des Gesindes berufen. Sie werden aus dieser schlechten Fütterung, zu welcher noch das unordentliche und im Winter eiskalte Tränken kommt, vielleicht starkes Absterben des Viehes vermuthen. Allein der Fall ist hier wegen der gesunden Weyde und Gräsereyen nicht anzutreffen. Nur die Zuzucht ist sehr schlecht. Bey der Benutzung der milchenden Kühe selbst begeht der Verwalter noch den unverantwortlichen Fehler, daß er sie zu lange benutzet, da es ihm bey der starken Anzahl von Färsen und angebundenen Kälbern leicht seyn müßte, jährlich die schlechtesten auszubracken. Allein er verkauft das schönste junge Vieh, ehe es zu brauchbaren Färsen wird, die verputteten aber mag er vermuthlich noch schlechter in der Benutzung gefunden haben als seine alten Kühe, welches denn auch nicht anders zu erwarten ist. Auf welche Art sollen sich denn die Milchgefäße erweitern und zum Milchgeben geschickt werden, wenn das alte Vieh dergleichen Futter erhält? Ob es überhaupt vortheilhafter sey, seinen Viehstamm durch eigne Zuzucht oder durch fremden

Ankauf zu ergänzen? darüber will ich Ihnen weiter unten meine Meynung und Erfahrung mittheilen.

Sie wissen, daß die Milch außerordentlich reinlich gehalten werden muß, wenn sie nicht blaue Flecke nebst einem üblen Geschmack erhalten, und noch schlechter schmeckende Butter geben soll. Die Aufbewahrung der Milch geschieht durchgehends in hölzernen Gefäßen, in welche die Milch vier bis fünf Zoll hoch gegossen wird. Dieses ist ein auffallender Fehler! Die Milch kann nicht genug ausrahmen und wird leicht sauer, welches hölzerne Gefäße ohnehin leicht verursachen. Diese Gefäße werden in O** auch nur wöchentlich zweymal abgerahmet und gereiniget. Daß besonders im Sommer der Rahm mehrentheils sauer seyn muß, werden Sie leicht begreifen. Der Keller selbst wird selten mit frischem Wasser gereiniget, ohngeachtet es hier sehr leicht geschehen könnte; daher findet sich beständig ein saurer Geruch in demselben. Die Butter würde kaum zu genüßen seyn, wenn nicht im Winter der viele Getraydeschrot den bittern Geschmack einigermaßen milderte, und im Sommer der Geschmack derselben durch die gute Gras- und Kleefütterung verbessert würde. Allein zum Einlegen taugt sie im Sommer so wenig als im Winter. Die Verwalterin hat einen ganz eigenen Kunstgriff die Butter zu vermehren, welcher die

Ursache

Ursache von der schlechten Dauer ist. Bey dem Waschen wechselt sie das Wasser zwar oft genug, aber sie drücket es nicht rein genug aus. Ich habe mehrere male den Versuch gemacht und eine Kanne von ihr rein gewaschene ungesalzene Butter mit den Händen ausgedrücket, und meistentheils vier Loth Wasser aus derselben erhalten. Rechne ich nun das Salz noch hinzu — denn es wird daselbst keine Butter ungesalzen verkauft — so fehlet gewiß an jeder Kanne fünf Loth Butter. Sie werden sagen: das ist ja gut für den Herrn, denn dadurch wird sein Vortheil größer. Ich sage aber nein! Nicht einmal zu gedenken, daß mit solcher Butter der Käufer betrogen wird, welches die Polizey auf den Märkten untersuchen und dergleichen Butter wegnehmen sollte. Da der Preis derselben bereits sehr drückend ist, so wird Ihnen die folgende Berechnung der Butterbenutzung das Gegentheil zeigen.

Ueberhaupt ist die Milch- und Butterbenutzung eine reichhaltige Quelle des Unterschleifs für unredlich denkende Verwalterinnen, welche man schwer verstopfen kann. Wenn ich auch recht billig bin, so muß ich doch annehmen, daß, außer den Vortheilen bey dem Verkaufe, die Verwalterin in O** wöchentlich zwey Kannen, folglich 12 Gr. Butter in ihren Nutzen verwenden muß. Das Jahr über beträgt das 25 Rthlr. Den Preis zu 6 Gr.

würden Sie gewiß billig finden, da die Butter itzt im Durchschnitt in ihrer Gegend 7 Gr. gilt. Meine Vermuthung gründet sich theils auf die wenige verrechnete Butter, theils auf folgende Umstände.

Der Verwalter erhält sechszig, und dessen Frau zwanzig Thaler Lohn, nebst freyer Beköstigung. Als er vor zehn Jahren in seinen Dienst kam, war er gegen fünf hundert Thaler schuldig, und seine sämmtlichen Mobilien bestanden in drey Betten, einem Kleide für die Person, und abgenutzter Wäsche, wie jeder Ortsbewohner Ihnen mündlich erzählen wird. Er lebte mit seiner Frau und Kindern keinesweges sparsam, sondern ließ in seinen Gesellschaften manchen Thaler aufgehen. Während seiner Dienstzeit hat er aber nicht nur seine Mobilien in einen vollkommen guten ja gar überzähligen Zustand gesetzet, sondern auch seine sämmtlichen Schulden bezahlet. Jetzt fängt er an, sich das Geld zum Ankauf eines Bauerguthes zu sammeln. Wenn dieser Mann gleich die andern Wirthschaftstheile eben so gut zu seinem Vortheile anzuwenden wußte, so trug doch die Viehwirthschaft gewiß den ansehnlichsten Theil dazu bey. So mußte ihm z. B. jeder Handwerksmann ein Geschenk machen, wenn er anders die Arbeit nebst einem guten Gedinge erhalten wollte. Der augenscheinliche Beweis hiervon war bey einem Baue, den der Guthsbesitzer durch ihn aufführen ließ. Bey diesem gewann,

nach

nach einem genau nachgeschriebenen Verzeichniß der daran arbeitenden Maurergesellen, der Meister an dem Gedinge über zwanzig Thaler. Selbst der Verkauf der Butter bestätigt meine Meynung. Ehedem war derselbe durch eine Magd oder an Leute aus dem Dorfe geschehen. Allein dieser Mann suchte sich von seiner Herrschaft unter dem Vorwande, daß die Dorfbewohner immer schuldig blieben, und die Magd zu viel versäumte, einen Befehl zu erschleichen, vermöge dessen er an die Dorfbewohner keine Butter mehr verkaufen durfte. Nun hatte er seine Absicht erreicht. Die Verkaufbutter ging nunmehr durch die Hände seiner Bekannten, welche sie ihm immer nach dem Marktpreise bezahlen mußten, der nach Michaelis während der zehn Jahre fast beständig acht Groschen gewesen ist. Dieser Preis, der in der Rechnung nirgends zu finden ist, mochte ihn auch wohl bewogen haben, die Hälfte seiner Kühe so einzurichten, daß sie vor und nach Michaelis kalbten. Es ist diese Einrichtung an und für sich sehr löblich, wenn der Guthsherr nur den ganzen Nutzen davon gehabt hätte. Sogar die Kälberpreise sind mir zu gering angesetzt! Ich weiß, daß vor und nach Michaelis in dasiger Gegend kein Kalb unter drey Thaler 12 bis 20 Gr. verkauft wird. In der Rechnung aber ist der höchste Preis 3 Rthlr. Da er auch seine Kälber immer an weit entfernte Fleischer verkauft, so ist es nicht leicht, hinter die Wahrheit zu kommen. Daß

aber

aber die Rindviehzucht in O** schlecht benutzt wird, sollen Sie aus der Berechnung sehen.

Ich war zwar erst Willens Ihnen die specielle Berechnung aller zehn Jahre zu überschreiben. Allein da dieses zu viel Raum einnehmen würde, und die Berechnung so ziemlich gleichförmig ist, so glaube ich, daß es mit einem Jahre genug seyn wird. Ich wähle dazu gleich das erste, weil in diesem Jahre kein Klee gefüttert ward, welches aber in den folgenden nach obiger Bestimmung geschehen ist. Die Rechnung fängt mit dem 1ten Julius an.

Im Jahre 1776 im Monath

Julius	23	Kannen	à 6 gl.	5 rth.	18 gl.		
August	20	—	—	5 -	-	-	
Septbr.	18	—	—	4 -	12 -		
Octobr.	14	—	—	3 -	12 -		
Novbr.	12½	—	à 7 gl.	3 -	15 -	6 Pf.	
Decbr.	9	—	—	2 -	15 -	—	
			1777				
Januar	6	—	—	1 -	18 -	—	
Februar	8	—	—	2 -	8 -	—	
März	12½	—	—	3 -	15 -	6	
April	18	—	à 6 gl.	4 -	12 -	—	
May	20	—	—	5 -	— -	—	
Junius	19	—	—	4 -	18 -	—	
Macht	180	Kannen	—	47 rth.	—	hierzu	
kommen	300	—	à 6 gl.	75 -	—	welche	

des

des Jahres zur Hauskonsumtion für immer bestimmt sind, nämlich jeden Monath 25 Kannen. Wird noch Butter über diese Summe gebraucht, so muß sie nach dem jedesmaligen Marktpreise bezahlt werden. Diese 300 Kannen sind in allen folgenden Jahren gleich zur Hauptsumme gezogen worden. In diesem Jahre also ist die ganze Summe 480 Kannen, welche 122 Rthlr. an Geld betragen haben. Nach dieser Berechnung kommen auf die Kuh jährlich 12 Kannen, = 3 Rthlr. 1 Gr. und etwas drüber. Nehme ich zu dieser Summe noch 3 Rthlr. für das Kalb, so ist die jährliche Benutzung einer Kuh einige Groschen über 6 Rthlr., welches für Ihre Gegend sehr wenig ist. Sollten Sie einmal in die Gegend um Halle reisen, so werden Sie von den dasigen Kuhpachtern hören, daß die meisten 6 Rthlr. ohne das Kalb Pachtgeld geben müssen. Doch nun zu den folgenden Jahren:

1777 bis 1778:	612	Kannen für	161 rthl.	8 gl.	kommt auf	die Kuh	$15\frac{1}{4}$	Kannen
1778 , 1779:	700	—	193 -	16 -	—	—	$17\frac{1}{2}$	—
1779 , 1780:	718	—	201 -	— -	—	—	$17\frac{3}{4}$	—
1780 , 1781:	704	—	181 -	8 -	—	—	$17\frac{1}{2}$	—
1781 , 1782:	698	—	193 -	— -	—	—	$17\frac{1}{4}$	—
1782 , 1783:	653	—	171 -	16 -	—	—	$16\frac{1}{4}$	—
1783 , 1784:	700	—	176 -	— -	—	—	$17\frac{1}{2}$	—
1784 , 1785:	660	—	180 -	8 -	—	—	$16\frac{1}{2}$	—
1785 , 1786:	692	—	196 -	— -	—	—	$17\frac{1}{2}$	—

Macht in allem: 6617 Kannen für 1776 rthl. 8 gl. das Jahr 1776 bis 1777 mit dazu gerechnet.

Sie

Sie werden gleich beym ersten Anblick bemerken, daß die Butter zu 6 und 7 Gr. verkauft und daß das Verhältniß der Butter zu einer Kuh nicht von mir bis auf die kleinsten Brüche angegeben worden ist. Ich würde dieses zu erinnern nicht nöthig gehabt haben, wenn ich Ihre Genauigkeit nicht kennte, welche mich vielleicht deswegen einer Verrechnung beschuldigen möchte. Ich enthalte mich aller weitern Anmerkungen über diese Butterbenutzung, welche in zehn Jahren von vierzig Kühen nicht mehr als ein tausend sieben hundert und sechs und siebenzig Thaler acht Gröschen beträgt; sondern will Ihnen sogleich die andere überschreiben, wenn ich Ihnen vorhero die Futterungsmethode werde erzählet haben.

In H** wird die Sommerfütterung der 40 Kühe aus dem 8 Acker großen Grasegarten, und von der 12 Acker betragenden Kleebrache genommen. Auf den Winter erhält jede Kuh 2 Fuder Heu, beyde ohngefähr zu 25 Ctnr. gerechnet, und alle Wurzelgewächse nebst Kraut von 8 Acker Land, wie auch das schwarze Mehl und die Kleyen von 180 Scheffel Brodtgetrayde. Das Vieh wird hier ebenfalls vom May bis zum Oktober ausgetrieben. Junges Vieh wird nur so viel gehalten, als zur Zuzucht der Kühe nöthig ist, welche 10 Jahre benutzet werden, und zum Ersatz der 8 Zugochsen nebst 2 Bullen, die nach 6 Jahren ausgebrackt werden.

Im

Im Sommer erhalten die Kühe um 4 Uhr wechselsweise Gras und Klee. Unter währendem Fressen werden sie mit Strohwischen abgerieben, darauf mit kaltem Wasser, in welches die überflüssige abgerahmte Milch gegossen wird, getränkt, und dann gemolken. Alle Woche erhält jede Kuh eine Hand voll Küchensalz. Des Mittags wird wiederum mit Gras oder Klee gefüttert und mit Wasser getränket, in welches man etwas Branteweinspülicht gießet, das aber bezahlet wird. Dann folgt wieder das Melken. Des Abends bekommen sie das nämliche Futter, aber aufgebrühet, welches ich keinesweges im Sommer thun würde. Es versteht sich von selbst, daß das aufgebrühte Futter völlig ausgekühlet ist. Nach dem Melken wird Gras oder Klee für die Nacht auf die Rauffen gesteckt.

Im Winter erhalten sie früh um 5 Uhr das am Abend zuvor aufgebrühte Futter, welches aus Aster mit Heu vermengt, oder aus Wurzelgewächsen und Kraut bestehet, in welches jedesmal eine Metze Küchensalz gethan wird. Uebrigens verfährt man wie im Sommer. Das Mittagsfutter bestehet aus Siede angefeuchtet mit Branteweinspülicht, worauf sie mit überschlagenem Wasser getränket und gemolken werden. Nach dem Melken werden sie 2 bis 3 Stunden in den Hof gelassen. Unter dieser Zeit wird der Stall gereiniget, und Heu in die Rauffen gesteckt. Zum Abendfutter erhalten sie das nämliche wie des Morgens, nur wird jedesmal

abge-

abgewechselt; für die Nacht hingegen wird statt d. Heues Wirrstroh aufgesteckt. Sommer und Winter wird dreymal täglich gemolken.

Bey dieser Fütterung ist die zehnjährige Butterbenutzung mit Inbegriff der jährlichen Hauskonsumtion von 480 Kannen, die Kanne zu 6 Gr. angeschlagen, folgende:

1776 im	Julius	110 Kannen	à 8 gl.	verkauft für	36 rth. 16 gl.
—	August	103 —	—	—	34 - 8 -
—	Septbr.	100 —	—	—	33 - 8 -
—	October	106 —	à 6 u. 7 Gr.	—	29 - 16 -
—	Novbr.	50 —	à 6 Gr.	—	12 - 12 -
—	Decbr.	30 —	—	—	7 - 12 -
1777 im	Januar	30 —	—	—	7 - 12 -
—	Februar	40 —	—	—	10 - — -
—	März	40 —	—	—	10 - — -
—	April	60 —	—	—	15 - — -
—	May	100 —	—	—	25 - — -
—	Junius	100 —	—	—	25 - — -
	Macht	869 Kannen,		verkauft für	243 rth. 12 gl.

 Nach

Nach dieser Berechnung kommt auf die Kuh jährlich 21 Kannen und etwas drüber = 6 Rthlr. Gr. und einige Pfennige, ohne das Kalb, welches, nur zu 3 Rthlr. angenommen, die Benutzung einer Kuh jährlich auf 9 Rthlr. und also um 3 Rthlr. mehr als bey vorhergehender Viehwirthschaft bringet. Sie sehen deutlich daraus, was Treue, Ordnung und Thätigkeit vermag. Sie werden sich ohnstreitig wundern, daß die Butter in den Sommermonathen am theuersten, in den Wintermonathen hingegen am wohlfeilsten verkauft worden ist; es gehet aber ganz natürlich zu. In der Regel wird auf diesem Guthe die Sommermonathe hindurch alle Butter in Fässer gelegt, und nur so viel ausgegeben, als der nothdürftigste Hausverbrauch und die Deputate betragen. Jener wird deswegen größtentheils mit Speck ausgeglichen, die Deputanten aber erhalten nur ein Drittheil und im Winter den rückständigen Deputat in frischer und Fäßchenbutter. Auf diese Art wird nun die Fäßchenbutter theils gegen Weyhnachten, theils überhaupt verkauft, wenn der Butterpreis am höchsten stehet, so daß die Nutzung um vieles dadurch erhöhet wird. Ein Stück misfällt mir bey dieser Viehwirthschaft, nämlich, daß die sämmtlichen Kühe ihre Kälber in den Wintermonathen bringen. Wenn hierin eine andere Einrichtung gemacht würde, so könnte die Nutzung noch um einige Thaler für die Kuh steigen. Da das Kalb itzt 3 Wochen sauget, dürfte es dann nur

4 Tage saugen und man gewönne nicht nur eine ganze Woche Milchnutzung, sondern bekäme auch mehr als 3 Rthlr. für das Kalb.

Vom 1ten Julius 1777 bis den 30ten Junius 1778: 884 Kañen für 251 rth. 16 gl. komt auf die Kuh 22 Kañ.

1778 - 1779:	624 *	—	192 - 8 -	—	—	15½	—
1779 - 1780:	768	—	212 - — -	—	—	19	—
1780 - 1781:	872	—	250 - — -	—	—	21¾	—
1781 - 1782:	899	—	271 - — -	—	—	22½	—
1782 - 1783:	930	—	293 - 8 -	—	—	23	—
1783 - 1784:	938	—	294 - 16 -	—	—	23½	—
1784 - 1785:	935	—	293 - 8 -	—	—	23½	—
1785 - 1786:	930	—	291 - 16 -	—	—	23	—

Macht 8649 Kañ. für 2593 rth. 12 gl. auf alle zehn Jahre.

 Wenn

* In diesem Jahre starben 3 Kühe am Weissen- und am Glie-derbrande, 5 Stück aber mußten ähnlicher Zufälle wegen geschlach-

Wenn Sie nun beyde Viehwirthschaften mit einander vergleichen, so finden Sie in der letztern 2032 Kannen Butter und 817 Rth. 4 Gr. Geld mehr in Einnahme als bey der erstern, welches unter so gleichartigen Umständen gewiß sehr auffallend ist. Bey der erstern ward zwar erst mit dem andern Jahre Klee gefüttert, welches in der letztern gleich vom Anfang geschah, so daß diese wirklich einen scheinbaren Vorsprung hat. Dieser fällt aber durch den in der Note bemerkten Unglücksfall größtentheils weg, von welchem die erstere ganz frey ist.

Wenn ich ein Freund von Verpachtungen wäre, (welche ich aus guten Gründen keinem Guthsbesitzer anrathen kann, er mag verheurathet oder nicht, abwesend oder anwesend auf seinem Guthe seyn können) so würde ich dem Besitzer der erstern Rindviehwirthschaft dazu rathen, seine Kühe zu verpachten. In der Lage, bey dergleichen Futter wird jeder Kuhpachter 5 bis 6 Rthlr. ohne Kalb zu geben bereit seyn. Aber, wie gesagt, es hat hundert Unbequemlichkeiten, welche die Unterschleife bey weitem überwiegen. Daß der Pachter mit den Seinigen von

geschlachtet werden. Der Verwalter war gerade diese Zeit über 14 Tage in herrschaftlichen Angelegenheiten verschicket worden, sonst würde dieser erfahrne Mann den Verlust vermuthlich gemindert haben, ohngeachtet diese Zufälle schwer zu heilen sind. Daher kommt es, daß in diesem Jahre die Butterbenutzung so gering ist. Der Ersatz geschah durch eigne Färsen, welche erst im Jahre 1780-1781 ihre volle Nutzung zu geben anfingen.

von der Pacht leben muß, will ich nicht einmal anführen. Ist keine Guthsbesitzerin da, oder will sie das Amt nicht selbst verwalten; so muß eine Viehwirthin und Ausgeberin gehalten werden. Dieser Aufwand hebt sich dagegen. Ich will also nur der wesentlichen und bleibenden Mängel gedenken. Bey der größten Vorsicht nehmen die Kuhpachter nicht nur das beste Stroh aus den Scheunen zur Fütterung für die Kühe, sondern auch den für die Zugochsen bestimmten After. Die Trebern, als Schweinefutter, erhalten sie zwar, aber sie verfüttern sie größtentheils den Kühen. Mit einem Worte, die Viehpachter können niemals genug Futter erhalten. Begeht nun ein Guthsherr, wie es an vielen Orten gebräuchlich ist, den Fehler, daß er den Viehpachter zugleich als Ackervoigt gebraucht, so ist der Schaden noch größer. Dergleichen Leute pflegen dann das Getrayde zu dicke zu säen, damit das Stroh schwachhalmig wachse, weil das Rindvieh solches Stroh am liebsten frißt. Das Gesinde wird durch die Kuhpachter größtentheils verdorben, wenn es auch noch einige Arbeiten für die Guthsherrschaft verrichten muß, wohin vorzüglich das Spinnen gehört. An den meisten Orten ist bestimmt, wie viel eine Magd jährlich spinnen muß, und an solchen schadet die Verpachtung der Kühe in dieser Absicht nicht. Gemeiniglich, lesen Sie ja recht, ich sage gemeiniglich sind die Viehpachter übelgesittete Menschen und Gottesdienstverächter. Dieses hat

auf das Gesinde den schlimmsten Einfluß. Sie wissen wohl, daß der Fleiß und die Treue unter unserm Gesinde immer mehr ab- als zunimmt, und ich kann mich hier ganz sicher auf die Erfahrung berufen. Ist eine Herrschaft heut zu Tage so glücklich, einen Dienstbothen zu erhalten, der an dem Vortheile und an dem Schaden seiner Herrschaft wirklichen Antheil nimmt, so ist dieser eine Ausnahme von der Regel. Alles dieses sind Folgen von der höchst elenden Erziehung der Bauernjugend, die nicht mehr christliche Sittenlehren, sondern allerhand theologische Streitfragen lernen. Es ist in der That ein bejammernswürdiger Zustand, in welchem sich der Bauernstand in Ansehung der Religionskenntnisse befindet. Die Kraftmänner unter den theologischen Kandidaten haben ihre übelverdauten Begriffe von Aufklärung dergestalt unter das Landvolk ausgebreitet, daß es unter diesen eine eben so große Seltenheit, wie bey den vornehmern Ständen ist, einen Menschen zu finden, der an zukünftige Belohnungen und Bestrafungen guter und böser Handlungen in der Ewigkeit glaubt. Mit einem Worte, anstatt daß man hätte sollen den Aberglauben ausrotten, hat man den Unglauben eingeführet. Es ist daher eher kein besser Gesinde zu hoffen, als bis das Landvolk wiederum einen christlichern und folglich richtigern Religionsunterricht erhalten wird. Spotte darüber wer da will, jeder Rechtschaffne wird hierinn gewiß mit mir eines Sinnes

nes seyn. Sie werden selbst schon erfahren haben, wie viel Verdruß Ihnen die Faulheit des Gesindes gemacht hat; und mit Ihnen wird mir daher jedermann einräumen, daß die Aufseher des Gesindes vorzüglich ehrlich, arbeitsam und gottesfürchtig seyn müssen.

Einen andern nicht wenigen großen Schaden fügen die Kuhpachter den Guthsbesitzern in Ansehung der Kälberzucht zu. Gemeiniglich geben die Viehpachter gegen den Pachtcontrakt die schlechtesten Kälber zum Anbinden, wenn der Verwalter nicht der ehrlichste und uneigennützigste Mann ist. Selbst einen solchen suchen die Viehpachter wankend zu machen, indem sie ihm nicht nur reichlichern Deputat, sondern auch manche Geschenke an Milch, Butter u. s. w. geben, welche freylich ein ehrlicher Mann zurückweisen wird. Aber erfährt er auch alle dergleichen Geschenke? und sucht alsdann nicht die Verwalterin das Ehebette zu Gunsten des Viehpachters anzuwenden? Ganz gewiß! Wenn auch der Verwalter auf keine Weise zu gewinnen ist, so hintergehen ihn die Kuhpachter doch bey der genauesten Aufsicht. Diese eigennützigen Leute binden mehrentheils die ausgezeichneten Kälber an die Krippen, damit sie nicht immer saugen können. Der Kuhpachter melket also die Kuh. Werden sie darüber angetroffen, so führen sie zur Entschuldigung an: „das Kalb bleibe nicht bey seiner Kuh, sondern laufe

zu andern und sauge sie aus;“ wogegen man nicht viel sagen kann. In diesem Falle sehe man aber darauf, daß der Strick eine Länge von 3 Ellen habe. Ist er kürzer, so ist des Kuhpachters Absicht allemal, daß das Kalb die Milch nicht nach Gefallen saugen soll. Am allerwenigsten aber muß man erlauben, die säugenden Kühe die ersten 14 Tage mit auszutreiben. Selbst das Entwöhnen der Kälber wird bey einem Kuhpachter äußerst unordentlich verrichtet, so daß man eben so schlechte Zuzucht erhält, als wie bey dem sogenannten und viel unnütze Arbeit machendem Tränken.

In dem folgenden Briefe will ich Ihnen meine Betreibung der Rindviehwirthschaft überschreiben, und Ihnen sagen, wo ich andersgesinnet bin, als der Verfasser des mir überschickten Buches, das wirklich viel gutes praktisches, aber auch manches enthält, das nicht in allgemeine Ausübung gebracht werden kann.

Eilfter Brief.

Görlitz im November 1787.

Es würde eine eben so unnütze als undankbare Arbeit seyn, wenn ich Sie von der Möglichkeit, der größern Nützlichkeit und von der allgemein einzuführenden ganzen Stallfütterung des Rindviehes überzeugen wollte. Dieser Modeartikel ist bereits von manchem wackern Oekonomen bis in den Himmel erhoben, von nicht minder Erfahrnen ruhig und mit Einsicht eingeschränkt, von Unverständigen aber gänzlich verworfen worden. Daß ich es mit den Mittlern halte, davon werden Sie meine Gründe, die Sie aus diesem Briefe sehen, ohne deswegen eine eigne Widerlegung der Stallfütterung von mir zu erhalten, hinlänglich überzeugen. Ich habe gehört, daß die Verehrer der Stallfütterung gewaltig zornig werden sollen: aber diesen rufe ich zu: medium tenuere beati. Ich behaupte nichts, was mich die Erfahrung nicht als vollkommen gut und allgemein anwendbar hat kennen lassen; und nun zur Beantwortung Ihrer Fragen in Ansehung des mir überschickten Buches. *

* Des Ober-Bienen-Inspektors und Amtsraths Johann Riems, Mitgliedes verschiedener naturforschender und ökonomischer Gesellschaften, wie im Prodromus seiner praktisch-

Gegen die Fütterungskräuter habe ich nichts einzuwenden. Es sind die besten, die ich Ihnen auch bis auf einige wenige bereits bey der Wiesenverbesserung * überschrieben habe. Von den daselbst fehlenden habe ich keine eigne Erfahrung. Allein in Ansehung der Kälberzucht kann ich meiner Erfahrung gemäß dem Verfasser nicht beystimmen. Er behauptet, daß es gleichviel sey, ob man von großen und kleinen Kühen die Kälber wähle, und daß die letztern, wenn sie wie die erstern gleich gut gefüttert würden, ebenfalls große Kühe werden. Allein diese Behauptung ist in der Regel falsch. Von der Regel, dünkt mich doch, muß in dergleichen Fällen allemal die Rede seyn, weil Ausnahmen, die allerdings möglich sind, nichts beweisen. Es ist schon in der Regel physisch unmöglich, daß eine kleine Kuh wegen ihres innern Baues ein stark und großknochichtes Kalb gebähren kann. Die Nahrungssäfte einer solchen Kuh sind nicht in solcher Menge vorhanden, und können auch nicht in ihr zubereitet, und folglich kann das Kalb nicht größer werden.

Es

tischökonomischen Encyklopädie gemeldet worden, und nun auch von der naturforschenden Gesellschaft zu Halle in Sachsen gekrönte Preisschrift von der Ruß. Kaiserl. freyen ökonom. Gesellschaft über die dienlichste Fütterungsart der Kühe und deren Behandlung überhaupt, damit sie mehr und fettere Milch wie gewöhnlich, geben u. s. w. Man verzeihe mir die Anführung des ganzen Titels, den ich bey jedem Buche ganz anzugeben pflege, weil ich es für unbillig halte, dem Verfasser einen seiner Titel zurückzuhalten, der ihm gebührt.

* S. 1. B. 3. Br. S. 20 f.

Es streitet auch wider die Erfahrung, daß aus einem schwach und kleinknochichten Thiere je ein so großes werden kann, als wenn das ganze Knochen- und Nervengebäude bereits die Anlage dazu hat. — Daß aber ein solches bey schlechter Wartung verkrüppeln muß, wird niemand läugnen. Diß ist Regel und allgemeine Einrichtung der Natur, welche keinen Sprung macht. Tritt nun einmal der Fall ein, daß eine kleine Kuh ein großes Kalb in ihrem Leibe ernähret und ausgebildet hat, wie wird es denn mit dem Gebähren einer solchen Kuh aussehen, deren Geburtstheile nach Verhältniß zu klein sind? Von zehn Kühen wird wohl kaum eine erhalten werden können. Ich läugne keinesweges, daß man von kleinen Kühen endlich auch große Kühe ziehen könne; aber es wird dieses niemals in drey sondern in mehr als zehn Jahren erst geschehen seyn. Zur Veredelung oder Vergrößerung der Kühe ist ja ein großer starkknochichter und aus einem viel versprechenden Ansehn gebildeter Ochse nöthig, der natürlicher Weise auch mehr spezifische Schwere als ein kleiner hat, wie soll nun ein solcher Ochse die Kühe bespringen ohne denselben Schaden zu thun? Sehr wahr hingegen ist es, daß man bey der Wahl der zur Zuzucht bestimmten Kuh-Kälber nicht darauf sehen muß, ob die Kuh fleischicht oder mager ist. Hauptsächlich kommt es darauf an, ob sie eine gute milchende Kuh ist, so wie man im Gegentheil die zu Zucht und Zugochsen

ochsen bestimmten Kälber von fleischichten nehmen sollte. Es ist dieses ein allgemeiner Wirthschafts-fehler, der nicht oft genug gerügt werden kann.

Sie werden sich noch aus meinem vorigen Briefe erinnern, daß ich reichliches Füttern des güsten Viehes verlange, wenn man gute und gesunde Zuzucht haben will, sie mögen im Sommer entweder auf einen verschlossenen Platz auf die Weyde getrieben, oder in dem Stalle gefüttert werden, welches letztere nothwendig geschehen muß, so bald die ganze Stallfütterung eingeführet ist. Die zur Zucht bestimmten Kälber werden itzt auf eine doppelte Art erzogen. Man läßt sie entweder vier oder sechs Wochen an der Mutter saugen, oder man entwöhnet sie ein oder zwey Tage nach der Geburt, und gibt ihnen täglich dreymal die ausgemolkene Milch. Ob dieses abgerahmte oder gute Milch sey, darüber hat sich keiner der Vertheidiger der letztern Art erkläret. Das letztere verlangt der Verfasser in den ersten vierzehn Tagen, — wo bleibt aber da die große Milcherspahrniß? — Persönlich habe ich dieses nicht untersuchen können, weil mir keine Wirthschaft bekannt ist, wo diese Verfahrungsart allgemein eingeführt wäre. Auch habe ich selbst es nie gethan außer in Nothfällen, aus welchen ich die Unmöglichkeit der allgemeinen Brauchbarkeit dieser Methode eingesehen habe. Die Herren Vertheidiger behaupten zwar, daß man durch das

Trän-

Tränken eben so gute, tüchtige Kälber erziehen könne als bey dem Saugen; allein sie haben bey einer so wichtigen Sache außer ihrer Wortbehauptung keine wirklichen auf vieljährige Erfahrung sich gründende Beweise gegeben, welche das Saugen in Menge für sich hat. Daß der Herr Amtsr. Riem eine vorzüglich fehlerhafte und unvernünftige Art, die Kälber abzusetzen, angeführet hat, ist ohnstreitig wohl nur um des Kontrasts willen geschehen. Aber weder der ordentliche kleine Landmann, der ein, zwey und mehr Kühe hat, noch der thätige Wirthschafter großer Viehwirthschaften wird also verfahren. Mich dünkt, man hat den kleinen Landmann bey dieser Sache ganz aus der Acht gelassen, der doch in diesem Stücke bey weitem den größern Theil der Viehzucht treibenden Klasse ausmacht. Wie soll dieser, besonders wo Frohnarbeiten im Gange sind, daher ihm ohnehin die Hände zur Arbeit mangeln, eine so viel Mühe und Sorgfalt erfordernde Methode auszuführen im Stande seyn? Oder soll dieser vielleicht an einer so vortheilhaften Art keinen Antheil nehmen? Dieses läßt sich von den menschenfreundlichen Gesinnungen der Vertheidiger keinesweges denken.

Nach der Meynung der Tränkmethode sollen die Kälber in den ersten 2 Wochen alle Milch der Mutter täglich 3 mal erhalten, und wenn das Kalb dieselbe nicht saufen kann, so soll sie zur Nu-

tzung aufbehalten werden. In den darauf folgenden 2 Wochen sollen die Kälber früh und Abends die abgerahmte etwas erwärmte, des Mittags aber noch 8 Tage lang die gute Milch erhalten, welches aber in den folgenden drey Wochen ebenfalls wegfällt. In diesen Wochen tränkt man sie früh und Abends mit abgerahmter Milch, des Mittags aber sollen sie an Heu und Kornkörner gewöhnt werden, welche letztern zuvor mit heißem Wasser aufgequellt und wieder abgekühlt werden müssen. Also hier schon eine Zuflucht zu dem Kornboden, welches die Herren aber nicht in Anschlag gebracht haben. In der 6ten Woche sollen sie mit täglich frisch gekochtem Brey von Wasser und Milch, zu welchem aus Schrot gebackenes Brodt genommen wird, von der Milch entwöhnet werden. Hierauf werden sie bis in die 12te Woche mit bloßem Schrotsaufen erhalten, und endlich wird ihnen im Sommer nach der 12 Woche früh und Abends grüner Klee, des Mittags Klee oder anderes gutes Heu, im Winter aber täglich 3 mal trockenes Heu gegeben. Täglich werden sie im Sommer wie im Winter 3 mal mit reinem Wasser getränket. Wöchentlich einmal im ersten Jahre erhalten sie Salz, welches sehr zu empfehlen ist, so wie das bekannte Füttern des getrockneten Kartoffelschrotes mit nassem Grase oder Klee. Die übrige Pflege bis die Kälber Färsen und Stärken * werden, kann ich übergehen, weil sie

* Stärke heißt eine junge Kuh, die zum ersten male trägt und kalbet.

sie in jeder ordentlichen Wirthschaft angetroffen wird.

Die Vertheidiger des Tränkens der Kälber führen folgende Gründe an, die ich Ihnen nebst meinen Erinnerungen überschreiben will. Ihre Behauptung, daß man bey dem Tränken gleich gute Kälber erhalte, ist wider die Erfahrung aller Viehzucht treibenden Länder und — widernatürlich — wie der vom Hr. Amtsr. Riem angeführte Hr. Prof. Jung dargethan haben soll. — Ich selbst habe das Buch nicht gelesen. So viel ist gewiß, daß man nirgends das Tränken allgemein eingeführt finden wird, welches doch eben so gewiß geschehen seyn würde, wenn es den vorgegebenen Vortheil brächte, als es wegen der bisweilen sich ereignenden Unfälle als ein bekanntes Hülfsmittel schon längst gebrauchet worden ist. Eben so wenig ist durch die Erfahrung erwiesen — und Gott verhüte es, daß wir die traurige Erfahrung nicht machen können — daß getränkte Kälber niemals die Seuche bekommen sollen. Wer hat bereits im Großen die Erfahrungen gemacht? — Wider die Natur ist das Tränken auf jeden Fall, weil der Schöpfer dem Kalbe sonst gewiß einen natürlichen Eckel eingepflanzt haben würde. Man kann zwar nicht läugnen, daß die Entwöhnung der Kälber nach 4 Wochen — denn wer wird sie so lange saugen lassen, bis sie selbst einen Eckel daran haben

ben — ebenfalls ein Verfahren gegen den natürlichen Lauf der Natur ist. Allein sie ist eine weit sanftere, daher weniger schädliche Unterbrechung der natürlichen Einrichtung. — Der Vortheil mehrerer Milchbenutzung fällt auch weg, weil die Kälber in den ersten 2 Wochen ebenfalls alle Milch erhalten sollen. Die übrige Zeit sollen sie zwar nur abgerahmte Milch haben, dagegen aber bekommen sie einen mehr kostenden Schrot und Brey, als die von dem Rahm gemachte Butter beträgt. Jeder nur einigermaßen erfahrne Wirth wird seine Kuh melken, wenn das Kalb nicht alle Milch saufen kann; folglich erhält er die übrige Milch ebenfalls. Nun zu dem dreymaligen Tränken der Kälber. Hat denn das Kalb jedesmal gleichen Durst? Wird das Kalb nicht unter der Zeit Hunger empfinden? Ist es gut, wenn ein so junger Magen am Tage 6 bis 8 Stunden, und des Nachts wohl 10 Stunden auf die Sättigung warten muß? Ist eine dergleichen Abwartung nicht schon wider alle diätetische Regeln? Kann folglich das Gedeyhen eines solchen Kalbes eben so gut seyn als eines selbst saugenden? Darüber möchte ich doch wohl Beweise im Großen kennen! Was der Verfasser von der Plage der Kühe sagt, welche ihnen die saugenden Kälber verursachen, ist abermals Ausnahme, nicht aber Regel. Es geht hier eben so wie — man erlaube mir diese analogische Vergleichung, welche keinesweges für den Naturforscher herabwürdigend

ist,

ist, wenn sie es auch dem eingebildeten Thoren seyn mag — wie bey dem Menschen. Manche Mutter bekommt durch das scharfziehende Saugen des Kindes, welches allemal ein Kennzeichen eines gesunden Kindes ist, böse Brüste, die man in der Regel nicht antrift. Man nehme ferner Menschen, welche an keiner Brust gesauget haben, sondern mit Milch, Thee, Hafergrütze, und wie die Sachen alle heissen mögen, aufgezogen worden sind. Was für spillige, dürftige Geschöpfe sind das nicht? Glauben Sie ja nicht, daß ich hiermit behaupten will, unter den Menschen die gesauget haben, wären lauter gesunde und starke, unter der Gegenpart aber gar keine solche anzutreffen. Ich würde der erste seyn, der sich für einen eingebildeten Thoren deswegen halten würde. Berechnet man vollends die viele Mühe, die strenge und genaue Aufsicht, welche das Tränken erfordert, und hält unser Gesinde dagegen, so zeigt sich ein Hinderniß, das allein schon vermögend wäre, das Tränken als allgemein unanwendbar zu verwerfen, wenn es nicht bereits durch vorhergehende Bemerkungen ziemlich entkräftet worden wäre. Die Möglichkeit des Tränkens bleibt immer, nur die allgemeine Anwendbarkeit fällt weg, und diese sollten ökonomische Schriftsteller doch nie aus den Augen lassen. Ich möchte wohl wissen, ob man im Ganzen, doch ich verlange zu viel, ob hundert Ritterguthsbesitzer und tausend Bauern in Rußland nach des Verfassers

Methode die Kälber aufzögen. Wenn ich nicht ganz irre, so habe ich wichtige Gründe, daran zu zweifeln. So viel aber weiß ich gewiß, daß im ganzen Deutschlande im eigentlichsten Verstande, als worunter ich die zehn Kreise verstehe, diese Anzahl schwerlich aufzutreiben seyn wird, obschon der deutsche Landwirth gewiß alles versucht, was ihm Nutzen bringen kann. Mehrere Wirthschaftskundige, die wie ich, den Verf. wegen seiner guten praktischen Kenntnisse schätzen, haben oft mit mir gewünscht, daß er die ganze Methode bey der Bekanntmachung seiner Schrift in Deutschland unterdrückt haben möchte, weil sie bey dem größten Theile der Landleute den übrigen guten Sachen seiner Schrift den Eingang versperret hat.

Es ist meines Erachtens die schwerste Sache, für den Landmann zu schreiben. Nicht genug, daß man in einer ihm verständlichen Sprache schreibet, sondern man muß auch durchaus nichts falsches schreiben. Der Landmann hat ohnehin keine Achtung für Bücherweisheit und gelehrte Oekonomen. Trift er nun vollends eine übertrieben vortheilhafte Anpreisung dieser oder jener Sache, oder gar etwas an, wovon er das Gegentheil bereits empfunden hat, so verwirft er das übrige Gute, wenn er gleich weiter keinen Grund dazu hat. Der blos empirische Landmann ist nun einmal nicht anders. Ich habe mir oft alle die gedachten Eigenschaften ge-

gewünscht, damit ich dem Landmanne, jedem nach seinem Klima, ein vollständiges, auf Erfahrungen gegründetes Wirthschafts-Buch liefern könnte. Allein dazu fühle ich mich nicht stark genug. Es ist leichter, dem Gelehrten etwas zu sagen, weil dieser im Stande ist, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und dem Irrigen wieder auf den rechten Weg zu helfen.

Das Tränken der Kälber hat auch noch den Fehler, daß es zu viel Getrayde zu Schrot verlangt, welches an den meisten Orten unter das Gesinde- und Fröhnerbrodt gemischt wird, wodurch der Werth desselben ebenfalls höher steigt, als die dadurch erlangte Butter einbringen kann.

Bey dem Absetzen der Kälber habe ich jederzeit die obige Wahl beobachtet. War diese geschehen, so ließ ich das Kalb an der Kuh vier Wochen saugen; waren es Ochsenkälber, so ließ ich sie bey dem Saugen schneiden und verlängerte dasselbe noch um 2 Wochen. Dabey habe ich nie Ursache gehabt, über die Güte und Größe meiner Kälber zu klagen, so wie mir in 10 Jahren auch nur ein angebundenes Kalb gestorben ist. Während der letzten 14 Tage ihrer Saugezeit ließ ich den Zuchtkälbern des Mittags ein Gesäufe von schwarzem Mehl, halb Milch und halb Wasser machen, und vorhalten, damit sie auf diese Art etwas anders saufen

lernten, welches denn bald geschah. Da ich der Mutter die Raufen beständig voll frischen Klees oder Grases stecken, und des Tages vier bis fünfmal, so oft als eine Magd im Stalle eine Verrichtung hatte, damit abwechseln ließ, damit das Futter immer frisch war; so lernte das Kalb, ehe es 4 Wochen alt war, allemal im Sommer dergleichen Futter, wie im Winter das Heu, von selbst fressen. Zum Wassersaufen ward es von der Mutter angewiesen; weil ich derselben den ganzen Tag frisches Wasser, anfangs mit etwas abgerahmter Milch vermischt, vorsetzen ließ. Auf diese Weise, habe ich alle meine Kälber ohne Mühe abgesetzt. Ich habe auch das vom Verf. angeführte Brüllen selten länger als einige Stunden, und das nur von den Stärken, hören dürfen, weil ich im Sommer die Mutter die letzten 8 Tage austreiben, im Winter aber das Kalb an einen andern von der Mutter entfernten Platz im Stalle binden ließ. Daß ich die überflüßige Milch ausmelken ließ, brauchte ich wohl kaum zu wiederhohlen.

Wäre diese Sache nicht an und für sich klar, wenn man sie nur ohne Vorliebe für seine Meynung untersuchen will, so würde mir es leicht seyn, durch authentische Berechnungen zu beweisen, daß mich ein auf diese Art abgesetztes Kalb nicht höher als einen Thaler zu stehen komme, da es dem Gegenpart gewiß zwey Thaler, die viele Arbeit ungerech-

rechnet, kostet, wofür er doch allemal ein schlechter Kalb erhält. Ueber alles dieses habe ich, wie es der H. Amtsr. Riem auch empfiehlt, meine Kälber täglich mit einer Bürste durchbürsten lassen. Die Kühe wurden nur mit Strohwischen abgerieben, weil die Mägde zum Striegeln nicht gezwungen werden konnten. Dieses geschieht auch in sehr viel sächsischen und schlesischen Wirthschaften von langen Zeiten her; ja ich habe sogar im Gebürge, im Voigtlande und Thüringen viel kleine Landleute angetroffen, welche ihre Kühe wie die Kinder wuschen und reinigten. Am allermeisten fehlt es den kleinen Landleuten noch an guten und luftigen Ställen, welches auch wohl nicht leicht wegen der Bauart ihrer kleinen Häuser abzuändern ist: denn für die Wärme sorgen sie dadurch, daß sie die Außenwände mit Streu, Laub, Moos oder Schilfrohr versetzen.

Wegen der Fütterung der milchenden Kühe beziehe ich mich ganz auf das oben bey dem Guthe H** gesagte, und füge hier nur noch hinzu, daß man den Kühen in der letztern Tragezeit durchaus kein schlechtes Heu, sondern das beste geben muß. Vom Strohfüttern rede ich hier gar nicht; weil dieses allemal fehlerhaft ist und in alle Ewigkeit bleiben wird. So fütterte z. B. der Verwalter in O** verschiedene Jahre hindurch dumpfig gewordenes Heu, weil er gemeiniglich naß einzufahren pflegt. Die Kühe wollten es aber nicht fressen.

Hungersnoth riß ein; er ließ es daher in der Luft ausbreiten, und schnitt es nachher unter die Siede. Das war ein kluger Mann, der noch dazu wegen seiner vermeyntlichen Kenntnisse bey seinem Herrn in Ansehen stehet.

Im Winter ist bey mir die Brühfütterung im Gebrauch, die ich Ihnen nicht genug empfehlen kann, so sehr sie von einigen auch mit Unrecht verschrieen wird. Durch die Brühfütterung wird den Kühen, wie ich schon gesagt habe, das Verdauen erleichtert; nur muß das Futter, was sie frühmorgens fressen sollen, des Abends vorher, und was sie des Abends fressen sollen, früh eingebrüht und mit Salz gewürzt werden. Des Mittags fällt das Brühfutter ganz weg. Versuchen Sie es einmal mit acht Kühen von gleichem Alter und gleicher Milchreichheit; füttern Sie 4 Stück mit Brühfutter, wenn sie auch sonst dergleichen nicht gewohnt gewesen sind, und 4 Stück ohne dasselbe; so werden Sie den Vortheil bey dem Brühfutter sehr deutlich verspühren.

Wenden Sie mir ja nicht ein, daß die Kühe anfangs einen Ekel für dem Brühfutter haben, wenn sie es nicht gewohnt sind. Diese Einwendung taugt nichts; denn selbst für dem Klee haben die Kühe zuweilen auch Ekel, so wie für jedes ungewohnte Futter. Die Brühfütterung erfordert auch

weder mehr Kosten noch Menschen, da in den meisten Wirthschaften Wasser und Kessel vorhanden sind. Wo allenfalls dergleichen Geräthschaften nicht anzutreffen wären, da würde die Anschaffung derselben durch den daraus fließenden Nutzen gar bald ersetzt werden. Selbst für den kleinen Landmann ist die Brühfütterung in allen Gegenden anwendbar. Er übt sie auch allenthalben aus, weil er von der Nutzbarkeit derselben zu sehr überzeugt ist. Es können auch durch die Brühfütterung viele Gewächse für die milchenden Kühe genutzt werden, die man sonst nicht nutzen könnte.

Zum Beschluß dieser Materie muß ich Ihnen noch meinen ganzen Beyfall geben, daß sie von selbst darauf gefallen sind, die ganze Stallfütterung einzustellen. Wenn es auch ausgemacht wäre, welches ich noch nicht glaube, weil vieljährige Erfahrungen mangeln, daß die ganze Stallfütterung, besonders im Sommer, der Gesundheit der Kühe nichts schade, weil sie nahrhaftere und gesundere Kräuter fressen; so bleibt doch dieses gewiß, daß das Fleisch vom Rindvieh aus ganzer Stallfütterung weder so wohlschmeckend noch so derb ist, als das Fleisch vom Rindvieh aus halber Stallfütterung und Weydegang auf Stoppeln oder andern grasreichen Plätzen. Das beständige Weyden ist ja einzig und allein Ursache, warum das podolische und ungarische Ochsenfleisch das unsrige an Wohlgeschmack übertrifft, wenn

wir gleich durch die Mast unsere Ochsen eben so fett ja noch fetter machen können. Unser fettgemachtes Rindvieh, wenn es nicht geweidet worden ist, hat ein grinzendes übelschmeckendes Fett, welches dagegen von jenem, und unserm geweydeten und dann fettgemachten Viehe süßschmeckend und derb ist. Haben Sie einigen Zweifel, so versuchen Sie es einmal, und kaufen ein Rind aus der Stallfütterung und eins aus dem Weydegange, so werden Sie meine Behauptung nach vollendeter Mast gegründet finden.

In Ansehung der Mast der Kühe und Ochsen bin ich mit dem Hrn. Amtsr. Riem ganz einverstanden, nur habe ich jederzeit den Anfang der Mast mit Kraut, roh oder eingelegt, gleich viel, und After gemacht. Da ich Branteweinspülicht hatte, so gab ich dem Mastvieh in den ersten 14 Tagen recht viel davon zu saufen; dann aber täglich drey mal ein Gesäufe von schwarzem Mehl, Kleyen, Schrot und abgerahmter Milch. Viel gebrühte Wurzelgewächse, das beste Heu und öftere kalte Tränkung haben mir in acht Wochen recht fettes Vieh verschafft. Allein strenge Aufsicht erfordert die Mast, wenn man nicht in Ansehung der Fütterung will hintergangen werden: denn die Mahlzeiten müssen durchaus nicht groß, aber täglich wohl sechs mal vorgeleget werden. In dem vergangenen Jahre habe ich 2 Ochsen und 2 Kühe mästen

lassen. Bey dem hohen Preise des Viehes habe ich an die Viehwirthschaftsrechnung bezahlen müssen:

für 2 Ochsen — —	50	Rthlr.
für 2 Kühe — —	30	—
für Wurzelgewächse und Kraut	8	—
für Heu auf 8 Wochen —	10	—
für Branteweinspülicht und Treber	10	—
für Schrot, schwarz Mehl u. Kleyen	22	—
Die Ausgabe war also	130	Rthlr.

Für die 2 Ochsen erhielt ich nach acht Wochen — —	160	Rthlr.
Für die 2 Kühe nach eben der Zeit	100	—
Die Einnahme beträgt daher	260	—

folglich habe ich ohne den mehrern Dünger zu rechnen, in Acht Wochen an der Mast ein hundert und dreyßig Thaler reinen Ertrag gewonnen. Für die Mühe habe ich durchaus nichts anrechnen können, weil diese Arbeit von dem Kuhhirten geschehen muß, welcher in den Herbst- und Wintermonathen ohnehin nichts zu thun hat, als in dem Hofe aufzuräumen, und das Holz für das Gesindehaus zu hauen. Nehmen Sie aus diesem allen das Beste und bleiben fernerhin mein Freund. Nur Ihnen wage ich meine Meynung in Ansehung des mir überschickten Buches so offenherzig zu sagen: denn durch

meine bereits geäußerte Offenherzigkeit habe ich mir schon manche Feindschaft bey den anders denkenden zugezogen.

Zwölfter Brief.

Görlitz im November 1787.

Von keinem Theile der Landwirthschaft ist wohl in den letztverflossenen zwanzig Jahren der reine Ertrag so hoch gestiegen als von der Schaafzucht, weswegen es allerdings der Mühe werth ist, zu untersuchen, ob Sie ihren Schaafviehstand erhöhen oder vermindern, oder gar gegen die Rindviehzucht vertauschen sollen. Es ist bekannt, daß die Schaafe mit magerern Weyden zufrieden sind, als die Kühe, welche durchaus fette verlangen. In Gegenden also, wo mehr magere als fette Weyden sind, ist es freylich rathsamer, die Schaafzucht der Rindviehzucht vorzuziehen, weil in dergleichen Gegenden, zu welchen man auch die Gebürgsgegenden rechnen muß, das künstliche Futterbauen die Mühe und die Kosten nicht bezahlet. Allein dergleichen Güther trift man nicht so häufig an, als solche, wo theils fette und niedrige, theils hohe und magere Weydeplätze sind. Für solche Güther zu entscheiden, welchen von beiden Thieren man den Vorzug geben solle, ist in der That schwer.

Die Feinde der Schaafzucht sagen: das Rindvieh sey deshalb den Schaafen vorzuziehen, weil es gesunder, dauerhafter, bey Futtermangel leichter mit anderm Futter durchzuwintern, und weniger Unkosten verursachend sey als die Schaafe, bey welchen man noch obendrein den großen Betrügereyen der Schäfer ausgesetzet sey. Mir scheinen diese Gründe mehr von Vorurtheilen als von der Sache selbst herzurühren. — Die Schaafe sind freylich weniger dauerhaft in Ansehung ihrer Gesundheit, und können leichter als das Rindvieh krank geweydet werden, wo lauter nasse Weyden oder unverständige Schäfer sind. Liegt aber hier nicht die Schuld an der Oberaufsicht, die es verhüten muß, daß der unverständige Schäfer dergleichen Weyden nicht betreibe? Freylich muß man in dem Falle, wo die Weydeplätze alle naß sind, die Schaafzucht einschränken, keinesweges aber ganz abschaffen. Der Schaafdünger ist in dergleichen nassen Gegenden besonders nöthig und nützlich.

Durch die vielfältigen, glücklich ausgefallenen Versuche, die Schaafe in Ermangelung des Heues mit anderm Futter auszuwintern, wird man sichtbar überzeugt, daß die Schaafzucht darum gewiß nicht eingeschränkt werden dürfe. Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Schaafe eben so gern Kartoffeln und Möhren als Hafer fressen; und ich selbst habe im Kleinen mit 50 Stück die Fütterung der Kartof-

feln

feln und Möhren sehr vortheilhaft gefunden. Im Erzgebürge werden sogar die sämmtlichen Schaafe auf dem Guthe des Herrn Kammerraths *.* mit wilden Kastanien gefüttert, die derselbe in der ganzen Gegend, sogar in Leipzig aufkaufet, und, wie ich gehört habe, den Drsdn. Scheffel mit 16 Gr. bezahlet. Diese Fütterungsart muß also noch wohlfeiler und nützlicher seyn als jene, weil der gedachte Guthsbesitzer, als ein erfahrner und dabey gelehrter Landwirth, dieselbe sonst nicht anwenden würde. Der Wolle schadet sie in keinem Falle etwas. Ich habe sie selbst gesehen, sie ist eine der feinsten im Lande. Dieses schreibe ich Ihnen aber nicht in der Absicht, daß Sie den Schaafen künftig weniger Heu geben sollen, und glaube auch nicht, daß Sie das thun werden; sondern nur, um Sie zu ähnlichen Versuchen aufzumuntern, wenn ich gleich geneigt bin, dem guten Heu und getrockneten Klee den Vorzug einzuräumen. Die Hauptstütze der Viehzucht ist genugsames Futter. Wo dieses nicht ist, und man auch den guten Willen nicht hat, dasselbe anzubauen, da vermehre man ums Himmels Willen den Viehstand nicht, am allerwenigsten die Schaafe.

Diese guten Thiere sind ohnehin gleichsam dazu verdammt, mit wenig Futter und magerer Weyde sich zu unterhalten. Die wenigsten Verwalter sind Schaaffreunde, weil sie von diesen Thieren so ganz und gar keine Accidentia haben. Es ist daher kein

Wun-

Wunder, wenn sie nicht zur Vermehrung derselben, troz des höhern Ertrages, den Ihnen Ihre Rechnungen täglich zeigen, rathen. Man wird wenig Wirthschaften finden, wo die Schaafe verhältnißmäßig so viel Heu erhalten als die Kühe. An das beste Heu ist gar nicht zu gedenken. Selbst auf Güthern, wo die Besitzer gegenwärtig und erfahrne Landwirthe sind, giebt es beständig wegen des Futters zwischen dem Verwalter und Schäfer Streit. Jene behaupten, und nicht mit Ungrund, die Schäfer könnten niemals genug Futter bekommen; und diese suchen das Gegentheil zu beweisen. Allein giebt man dem Schäfer auf zehn Schaafe eben so viel Futter, als man auf eine Kuh giebt; so wird derselbe gewiß nicht klagen und gut damit ausreichen können, zumal wenn der Verwalter im Vorwinter ein wachsames Auge auf die Fütterung hat. Allein wenn ein Schäfer außer vierzig Schock Hülsenstroh nur neun Fuder Grummet, das Fuder zu 12 Ctnr. gerechnet, auf vier hundert Schaafe zum Winterfutter erhält; dann ist es kein Wunder, wenn er nicht auskommt. Dieser Fall ist in O** oft gewesen, wo der Verwalter alles in die Kühe füttert. Die Weydeplätze des Schäfers sind größtentheils auf feuchten Lehmboden neben dem Rindvieh, welches freylich nach Michaelis dieselben verlässet. Auch darf der Schäfer bey trocknem Froste die Saatfelder abhüthen. Fallen Winter ein, wie der von 1786 bis 1787, da kann der Schäfer bestehen; allein

fällt viel Schnee, oder ist der Winter naß, was soll dann der Schäfer machen?

Da jeder vernünftige Landwirth seine Wirthschaft nach den Bedürfnissen seines Zeitalters einrichten, folglich Speculation, wie der Kaufmann, anwenden muß, wenn er den höchstmöglichen Ertrag von seinen Besitzungen erhalten will: so folgt hieraus natürlich, daß kein Landwirth seine Schaafviehzucht einschränken, am allerwenigsten aufgeben müsse, weil itzt ohnstreitig die Schaafe einen höhern Ertrag als das Rindvieh geben. Es ist dieses eine leicht auszuführende Sache, wenn man nur guten Willen genug hat, Klee zu säen und die Wiesen zu verbessern. Will man dieses nicht thun, je nun! da vergnüge man sich an hungrigen Schaafen und an weniger Wolle. Die Kühe werden doch zu fressen genug erhalten, weil der Verwalter ihr Schutzheiliger ist, der ohne Anrufung besser hilft, als der heilige Christoph nach tausend Stoßgebethen. Haben Sie Futter genug, so hüten Sie sich nur vor dem entgegengesetzten Fehler, und halten der Schaafe nicht gar zu viel. Denken Sie immer, daß die Mittelstraße die beste ist. Neben den 36 Kühen und 30 Stück güsten Viehes können Sie den Schaafstamm auf Ihrem Guthe nach und nach von 400 bis auf 600 Stück ohne alle Gefahr erhöhen. Verkaufen Sie nur, welches ich Ihnen nicht oft genug zurufen kann, kein Heu. Lassen Sie sich

die mannichfaltigen Arten von Betrügereyen der Schäfer nicht davon abschrecken. Da Sie mehrentheils selbst zugegen sind, und einen thätigen Verwalter haben; so wird für Sie nicht viel zu befürchten seyn. Ueberhaupt ist den Schäfern das Betrügen gar sehr, und zwar mit Recht, dadurch erschweret, daß die Verwalter ihre Feinde sind. Geben Sie einmal auf alle Ihre Nachbarn Achtung, Sie werden finden, daß auf den Schäfer die größte Aufmerksamkeit gerichtet ist. So wie die Verwalter sich gegen die Schäfer betragen, sollten sie sich in allen Wirthschaftsangelegenheiten zeigen, nur aus einer reinern Quelle als bey den Schäfern.

Ohne Ihnen alle die boshaften Kunstgriffe der Schäfer anzuführen, z. B. das Schlachten und Tödten der Schaafe mit der Nadel, welches Ihnen schon bekannt ist, will ich mich blos auf die Lohnschäfer und die Knechte einschränken. Mengerschäfer sind auch selten untreu, weil sie ohnehin ein vortrefliches Auskommen haben. Die Lohnschäfer und die Knechte pflegen gemeiniglich, wenn ein Lamm ihres Vorviehs stirbt, mit dem Felle desselben ein ausgesuchtes starkes herrschaftliches Lamm zu bestreichen. Dieses hat die Folge, daß das Lamm von seiner Mutter leichter verstoßen, aber von des Knechts Schaaf wieder angenommen wird. Auch werfen Sie Ihrem Vieh immer das beste und meiste Futter vor, damit sie starkes Vieh erhalten.

Sie

Sie nehmen nicht weniger im Herbst einige Zeit- oder vierzähnigte Mutterschaafe der Herrschaft und lassen sie bedecken, damit sie ihre Lämmerzahl voll haben, wenn ihr Vieh etwa verwerfen sollte. Geschieht dieses nicht; da wissen sie auch schon, wohin sie die Lämmer bringen sollen. Hierbey fällt mir eine Betrügerey ein, die ich vor einigen Jahren in irgend einem alten Schaaf- oder Wirthschaftsbuche gelesen habe. Der Guthsbesitzer hatte einigen Verdacht gegen seinen Schäfer, und gab deswegen mehr als sonst auf ihn Achtung. Nach dem Lämmerleuchten, bey welchem ihm kein Lamm fehlte, ging der Herr mit seinem Verwalter des Tags darauf in den Stall, als die Schaafe ausgetrieben waren. Er fand den Menger mit Füttern beschäftiget und sagte ihm, daß er die geleuchteten Lämmer noch einmal zählen müsse, weil er seine gestrige Rechnung verlohren habe. Der Schäfer wollte dieses durch mancherley Einwendungen zwar abwenden; allein der Herr bestand darauf. Hier fanden sich nun 10 oder 20, (die Zahl weiß ich nicht mehr gewiß,) Stück geleuchtete Lämmer mehr als eigentlich seyn sollten. Als der Herr scharf nach der Art fragte, auf welche die Lämmer in den Stall gekommen wären, so gestand der Schäfer, daß er so viel Zeitschaafe heuer zugelassen habe, versicherte aber dabey, daß er es noch nie gethan habe, auch nicht mehr thun wolle. In wiefern diese Versicherung wahr seyn kann, werden Sie wohl einsehen.

Wäh-

Während dem Leuchten hatte er diese Lämmer in einer finstern Kammer eingeschlossen gehabt, weil sie an dergleichen Orten, seinem Vorgeben nach, nicht blöcken sollen.

Sie werden aus der beyfolgenden zehnjährigen Berechnung der 400 Stück starken Schäferey in H** deutlich sehen, wie hoch die Benutzung gestiegen sey; so wie Ihnen die von O** beweisen wird, daß selbst bey wenigem und schlechtem Futter die Schaafe mehr eintragen als die Kühe. Ich bin deshalb nicht der Meynung, daß man die letztern zu Gunsten der erstern vermindern müsse. Nein, sondern meine Meynung ist, man soll nur beyde verhältnißmäßig unterstützen, und sorgfältiger abwarten. Geschieht dieses, so wird man von beyden Theilen den höchsten Ertrag erhalten. Denn erhöht man auch itzt bey zureichendem Futter mit Recht die Schaafstämme, so kann doch wiederum eine Zeit kommen, wo die Wolle um die Hälfte weniger gelten kann. Wollte man nun die Rindviehzucht vernachläßigen, oder gar verringern, welchen Verlust würde man alsdann nicht leiden! So viele Kenntnisse, als ich während meines praktischen Lebens von der Schaafzucht nur gesammelt habe, will ich Ihnen gern überschreiben. In meinen vorigen Briefen habe ich diese Materie nur im Vorbeygehen berührt.

Von dem Unterschiede des reinen und des Schmierviehes weiß man in der Lausitz und in Schlesien nichts. Mit dem Ein- und Verkauf richtet man sich bey den Schaafen ebenfalls nach dem Alter. Dieses wird am sichersten nach der Gestalt und Wechselung ihrer acht Vorderzähne in der untern Kinnlade bestimmt. Nach Verlauf des ersten Jahres, während welches sie Lämmer heissen, wechseln sie das mittelste Paar; im zweyten Jahre aber geschieht dieses Wechseln auf beyden Seiten mit einem Zahne, daß sie nunmehro Zweyzähnige, Zweyschaufler genennet werden; so im dritten Jahre, wo man sie Vierzähnige, im vierten aber Sechszähnige nennt; und mit dem fünften höret das Wechseln auf. Wenn Sie daher ein Schaaf ohne schmale Vorderzähne finden; so können Sie gewiß glauben, daß es wenigstens fünf Jahr alt ist. In Ansehung der Thiernamen ist die deutsche Sprache sehr reichhaltig, wie Sie von dem Rindvieh wissen werden. Denn ein Bock, der das zur Bedeckung tüchtige Alter erlangt hat, heißt ein Stähr, Zeitbock, Zuchtwidder; ein Schaaf, das tragen kann, Zeitschaaf, wenn es aber bereits getragen hat, Mutterschaaf oder Schnucke. Das Alter, wenn die Schaafe mit Nutzen zur Zucht zu brauchen sind, habe ich Ihnen bereits angegeben *, und ich füge hier nur noch hinzu,

* S. 1 B. 4ter Brief.

hinzu, daß die Stähre die ältern Schaafe lieber als die jungen bespringen.

Ehedem war es beynahe in allen deutschen Provinzen gewöhnlich, die Schaafe spät zu mengen, oder, welches einerley ist, die Stähre unter die Schaafmütter zu lassen. Man erhielt dann im März und April die Lämmer, weil das Schaaf zwanzig bis ein und zwanzig Wochen trägt. Ich glaube, daß diese Methode noch bey vielen Schäfereyen im Gebrauch seyn mag, so fehlerhaft sie an sich selbst auch ist. Ihr Ursprung sind Futtermangel und kalte Ställe. Wer sich daher nicht auf einen bessern Wiesenbau befleissigen, und aus kalten Ställen warmhaltende machen will, der bleibe bey der alten Mode. Die Schaafställe müssen keinesweges Schwitzkästen ähnlich seyn, denn große Hitze bringt den Schaafen den Todt; sondern sie müssen nur nicht Mauern und Löcher haben, durch welche die kalten Winde streichen, und der Schnee hineingewehet wird. Wenn Sie daher einen neuen Schaafstall bauen; so wählen Sie einen trocknern Ort dazu. Richten Sie das Gebäude auch so ein, daß der Schäfer zugleich seine Wohnung dabey hat. Sie begehen überhaupt einen großen Fehler bey Ihrem neuen Wirthschaftsgebäude, daß Sie die Verwalterwohnung nicht über der Gesindestube, sondern in einem besondern Hause anlegen. Freylich sehen dieses die Verwalter lieber,

weil sie daselbst nicht so beobachtet werden können, wie über der Gesindewohnung. Sie aber konnten dadurch ein Gebäude erspahren, und zugleich alle Unterschleife erschweren, wenn Sie einmal so unglücklich seyn sollten, einen betrügerischen Verwalter zu bekommen. Bey dem Schäfer ist es aber vollends nothwendig, daß er den Schaafen so nahe als möglich wohne, weil diese Thiere die genaueste Wartung erfordern, wie Sie aus dem folgenden sehen werden.

Ich habe dem Schäfer jederzeit die Stähre nach Bartholomäi unter die Schaafe thun lassen, weil sich zu dieser Zeit der Naturtrieb bey den Schaafen äußert. Durch dieses Verfahren erhielt ich schöne starke Lämmer, welche bey hartem Nachwinter bereits abgehärtet und deswegen geschickter waren, die Kälte auszuhalten. Ein anderer Vortheil war auch dieser, daß ich sie im Frühjahre gleich mit den Alten konnte scheeren lassen. Doch, wie gesagt, Heufutter muß genug vorhanden seyn, wenn man dieses thun will. Denn Stroh bringt weder bey dem Rindvieh noch bey den Schaafen einen andern Nutzen, als daß es diese Thiere von dem Hungertode rettet; alles andere wird von der Strohfütterung schlechter, Milch, Fleisch, Kälber, Lämmer und Wolle. Dieses alles lehrt die tägliche Erfahrung. Dennoch sind viele Landwirthe so eigensinnig, daß Sie ihr Heu, anstatt zu verfüttern, verkaufen, und bey

dem

dem größten Futtermangel keine Braache mit Klee besäen, oder ihre Wiesen verbessern! Traurig bleibt diese Erscheinung immer für jeden rechtschaffenen und menschenfreundlichen Landwirth! Ich wollte Ihnen, wenn es darauf ankäme, einige hundert dergleichen Wirthschaften nennen, wo Sie alle die genannten Fehler beysammen antreffen können.

Allein wenn Sie künftig die Stähre unter die Mutterschaafe lassen, so sehen Sie ja darauf, daß der Menger nicht zu viel darunter läßt. Die Schäfer haben gemeiniglich den falschen Grundsatz, daß auf diese Weise kein Gelteschaaf bliebe. Aber ich behaupte, es bleiben ihrer bey zu viel Stähren mehr. Die Stähre sind einander selbst zuwider, indem sie sich stoßen und herumjagen, welches sie erstaunend abmattet, so daß sie die Lust zur Bedeckung verliehren. Gemeiniglich habe ich, da ich noch bloße Landschaafe zu verwalten hatte, zu 100 Schaafen 5 Stähre gelassen. Als aber mein Herr vor funfzehn Jahren seine Schaafe durch spanische veredeln wollte, und die Böcke in der Stolpischen Schäferey das Stück mit 10 Rthlr. bezahlt werden mußten, so kaufte er zu Anfang nur zwey Stück. Diesen gab ich 100 meiner stärksten und bestwolligsten Schaafe zur Bedeckung, und war so glücklich, 90 Lämmer davon zu erhalten. Doch den weitern Erfolg davon sollen Sie weiter unten erfahren.

Ihre ganze Aufmerksamkeit wenden Sie bey dem neuen Schäfer auf die tragenden Mutterschaafe während der Lammzeit. Ich weiß wohl, daß die Schäfer in diesem Stücke mehrentheils sorgsam sind, allein zu trauen ist ihnen doch nicht. Sie müssen so gewöhnt werden, daß sie die Ankunft des Herrn oder des Verwalters immer vermuthen. In der Lammzeit muß der Menger oder Schaafmeister beständig im Stalle seyn. In solchen Schäfereyen, wo seine Wohnung bey den Ställen ist, kann er also die Schaafe besser abwarten. Da besonders viel Schaafe des Nachts lammen; so muß der Schäfer seine tragenden Schaafe einige mal durchsehen, damit die Hülfsbedürftigen gehörig unterstützt werden. In diesem Falle nehmen die Schäfer gemeiniglich Laternen mit sich in den Stall. Allein durch die öftere und den Schaafen ungewöhnliche Lichterscheinung werden die sämmtlichen Schaafe erschröckt, welches bey den Mutterschaafen nicht selten das Verwerfen zuwege bringt. Diesem Uebel abzuhelfen, rathe ich Ihnen, an dem Orte, wo die tragenden Mutterschaafe ruhen, eine brennende Lampe aufzuhängen, welche auf einem breiten Eisenbleche stehen, und oben ein Ellenbreites Eisenblech zur Bedachung haben muß. Auf diese Weise werden die Schaafe nicht erschröcket, und man hat weniger Feuersgefahr zu befürchten, als wenn mit ben Laternen so herumgelaufen wird.

Die

Die Kosten für das Oehl könnnen hier in keine Betrachtung kommen.

Nach dem Lammen müssen die Mutterschaafe nahrhaftes Futter erhalten. Hier müssen Sie aber darauf sehen, daß die Schaafknechte wegen des bessern Futters nicht ihre Schöpse und güsten Schaafe unter dieselben werfen. Der Menger muß auch jeden Morgen Ihnen oder dem Verwalter ansagen, wie viel er Lämmer erhalten hat. Da die Lammzeit gewöhnlich vier Wochen dauert, die Lämmer daher nicht einerley Alter und Größe haben; so muß der Menger die Mütter nebst den Lämmern der ersten Woche in besondere Behältnisse stallen, und so auch mit den übrigen verfahren, damit die ältern Lämmer die jüngern nicht treten und denselben die Milch rauben, welches bey den Schaafen sehr zu geschehen pflegt. Sollte eine Mutter ihr Lamm nicht annehmen wollen; so muß sie mit dem Lamme in einen engen Verschlag, deren die Schäfer viel machen müssen, gesperret werden, und der Schäfer muß die Mutter in den ersten Tagen bey dem Saugen halten. Nichts ist den Lämmern schädlicher als zu große Hitze. In dieser Rücksicht rathe ich Ihnen, wenn die Luft heiter und die Kälte nicht zu streng ist, daß Sie den Stall öffnen, und bey mittelmäßiger Kälte die saugenden Mütter nebst den Lämmern auf den Hof lassen. Dieses stärkt die Mütter und die Lämmer. Allein darauf müs-

sen Sie sehen, daß der Platz dicht mit Stroh überstreuet und ganz trocken ist; denn sonst holen sich Mutter und Lamm den Todt. Das Aufziehen der Lämmer mit Milch übergehe ich ganz, weil es nur im Nothfall gebraucht werden kann.

Nach einem Alter von vier Wochen muß der Schäfer die Lämmer zum Futterfressen gewöhnen. Die leichteste Art ist, wenn ihnen eine Raufe voll recht guten Heues in ihren Verschlag gestellet wird. Die neugierigen Lämmer werden bald hinzulaufen, die ihnen ungewöhnliche Erscheinung beriechen, und daran zu kauen anfangen. Man kann sich dieses noch mehr erleichtern, wenn man die Mütter mit darunter läßt. So bald die Lämmer anfangen zu kauen, so lassen Sie ihnen in die Tränkrinnen des Tages einmal gequellte Erbsen, Wicken und gebrühten, aber wieder abgekühlten Hafer setzen. Dieses Futter lernen Sie sehr leicht fressen, und es bekommt ihnen auch sehr gut. Von dieser Zeit an muß den Lämmern täglich dreymal frisches reines Wasser in die Rinnen gegossen werden, weil bey dem trocknen Futter die Milch nicht mehr hinreichend ist, ihren Durst zu löschen. Sind die Tage heiter und warm, so können Sie die Lämmer ohne Gefahr mit den Mutterschaafen auf trockne Weyde, aber ja nur auf trockne, treiben lassen. Denn wenn sie auch nicht viel fressen werden, so ist ihnen doch das Herumgehen in freyer Luft weit dienlicher als das

Herumspringen in den Ställen. Es versteht sich freylich, daß dieses anfangs nicht bey strenger Kälte, welche selbst den säugenden Mutterschaafen schädlich ist, geschehen darf. Ueberhaupt sehen Sie darauf, daß die Mutterschaafe nicht zu weit herumgetrieben werden, weil durch die Sehnsucht der Mutter die Milch erhitzt wird, welches den Lämmern schädlich ist. Da bey Ihnen das Schaafmelken nicht gewöhnlich ist, wie es denn in keiner wohleingerichteten Schäferey anzutreffen seyn sollte, so können Sie die Lämmer bis gegen Johannis unter den Mutterschaafen lassen. Befürchten Sie keinesweges, daß die Lämmer bis dahin saugen werden! Sobald sie guten Fraß auf der Weyde haben, so eckelt ihnen von selbst vor der Milch, und nur wenige müssen mit Zwang von dem Saugen entwöhnt werden.

Ein Hauptgeschäft bey der Lämmerzucht ist das Leuchten, Hammeln oder Verschneiden des männlichen Geschlechts, wodurch die Größe nebst der Wolle vermehrt, und das Fleisch verbessert wird. Ich kann Ihnen hierinn keine gewisse Zeit bestimmen, wohl aber muß ich Ihnen anrathen, daß Sie die Lämmer nicht erst leuchten lassen, wenn sie ein Jahr alt sind, sondern nach einem Alter von vier Wochen, wenn es anders die zu kalte Witterung des Nachwinters nicht verbietet. Hierauf müssen Sie hauptsächlich sehen. Denn geschieht

das Hammeln bey kalter Witterung, so laufen Sie Gefahr, viel Lämmer zu verliehren. Die Schöpslämmer haben ohnehin viel auszustehen, so daß man am besten thut, man wartet bis auf gelinde Witterung, bey welcher sie nachher auch ausgetrieben werden können. Daß die stärksten und feinsten an Wolle von den männlichen Lämmern zu Stähren ausgesuchet werden müssen, brauche ich Ihnen wohl kaum zu schreiben. Sie kennen die fehlerhafte Mode, den Kibbelämmern die Schwänze abzuschneiden, und zwar aus der albernen Meynung abzuschneiden, damit man sie leichter unterscheiden und sie selbst sich besser begatten können. Schaffen Sie dieselbe ab. Sie erhalten dadurch nicht nur ein ansehnliches mehr an Wolle, sondern die Begattung leidet auch nicht darunter, wie Sie in den Schäfereyen sehen können, wo man diesen Fehler bereits verbessert hat. So bald ihre Lämmer geleuchtet sind, lassen Sie ebenfalls in Ihrer oder des Verwalters Gegenwart die Vor- oder Knechteviehlämmer leuchten, damit Sie erfahren, ob auch die Knechte mehr Schaafe zugelassen haben, als ihnen erlaubt ist. Nur gar zu gern überschreiten sie ihre bestimmte Zahl!

Zu Verhütung alles Unterschleifs müssen sowohl die herrschaftlichen Lämmer als das sämmtliche Schaafvieh mit einem Zeichen versehen werden. Gemeiniglich pflegt man dieses Zeichen mit einer

Salbe

Salbe aus Theer, Bocktalg und Kohlenstaub zu machen, weil dieselbe zwar nicht ausgerieben, wohl aber mit Seifenwasser abgewaschen werden kann. Daher ist sie auch der Wolle nicht schädlich. Allein dieses Zeichnen sichert keinesweges für Betrug. Theils waschen die Knechte von den herrschaftlichen Schaafen das Zeichen aus, wenn sie Lust haben, eines derselben mit dem ihrigen zu vertauschen, und zeichnen das ihrige damit, theils scheeren sie den ganzen Fleck kahl, und zeichnen abermal dafür eines von ihren. Dieses geschieht besonders in großen Schäfereyen, wo zwey und mehr Knechte sind, weil daselbst weder von dem Menger noch von dem Verwalter die Heerden so leicht übersehen werden können. Von dem Menger oder Schaafwirth hat man selten eine Betrügerey zu befürchten, zumal wenn er auf den achten oder gar auf den sechsten Theil stehet, in welchem Falle bey einer Schäferey von 400 sein Antheil mehrentheils 60 bis 80 rthlr. ist. Sie werden daher am besten thun, wenn Sie sich ein Eisen verfertigen lassen, in welches Sie z. B. die Buchstaben K v O in einer Zeile, und darunter die abgekürzte Jahrzahl —87 einsetzen lassen. Diese Buchstaben und Zahlen aber müssen nicht nur durch die Ohrläppchen durchschneiden, denn dieses wächst leicht wieder zusammen; sondern sie müssen so gemacht seyn, daß sie die Buchstaben und Zahlen ausstechen, daß es gleichsam zweyfach schneidende an den Enden aber zusammengelötete

Buchstaben sind. Allem Vorvieh hingegen lassen Sie das nämliche Ohr, an welchem Ihre Schaafe gezeichnet sind, halb abschneiden. Auf diese Weise, glaube ich, ist es ohnmöglich, daß die Knechte einen Tausch machen können, sie müßten sich denn von fremden Heerden ein Schaaf dazu kaufen, welches selten verschwiegen bleiben wird. Dieses Zeichnen mit dem Eisen, wenn besonders die Jahrzahl ausgestochen ist, hat auch einen großen Nutzen bey der Veredelung der Wolle in Ansehung des Begattens, wie sie weiter unten näher sehen werden.

Von der Lämmerleuchte lassen Sie sich hinführo jährlich eine tabellarische Berechnung, so wie von der Wintereinzählung, machen. Beyde sind in den wenigsten Schäfereyen des leipziger und thüringischen Kreises gewöhnlich, wenn sie gleich mit zu den nothwendigsten Stücken gehören, die in gut eingerichteten Wirthschaften längst bekannte Dinge sind. Die Tabelle des Lämmerleuchten wird hier und in Schlesien gewöhnlich folgendergestalt eingerichtet.

		Nahmen der Schäfereyen: auf dem Hofe	Summa
Michaelis 1787 im Winter eingezählet	Tragende Mutterschaafe	150	150
Dazu.	Zeitschaafe	7	7
	Jährlinge	5	5
	Summa	162	162
Abgang während des Winters: Mutterschaafe.	gelte verhalten.	1	1
	gepracket.	3	3
	gestorben.	6	6
	gelte geblieben.	8	8
	verworfen.	—	—
	Lämmer gestorben.	4	4
Geleuchtet und wirklich vorhanden: Lämmer.	Kibben.	68	68
	Hammel.	67	67
	Stähr.	5	5
	Bey dem Leuchten noch trächtig.	1	1
	Summa.	162	162

Das

Das Vorvieh wird auf gleiche Weise aufgeführet, so wie von allen Schäfereyen, die ein Besitzer hat. Schaafe, so gelte verhalten werden, nennt man alle diejenigen, zu welchen die Stähre nicht gelassen werden.

Das wichtigste bey der Schaafviehzucht ist die Huthung derselben, von welcher der Schaafmeister die genaueste Kenntniß haben muß. Anders müssen die Schaafe im Frühlinge, anders im Sommer, anders in den übrigen Jahrszeiten gehüthet werden. Ein guter Schaafmeister muß daher die genaueste Kenntniß der nützlichen und schädlichen Pflanzen so wohl, als des Bodens besitzen, wenn die Schaafzucht gedeyhen soll. Denn andere Weydeplätze müssen die Schaafe bey Regenwetter, andere bey brennender Hitze erhalten. Freylich werden die Kenntnisse dieser Art bey den Schäfern immer nur empirische seyn, und diß ist auch genug. Allein ist ein Guthsbesitzer so unglücklich, einen Menger in seine Dienste zu bekommen, dessen Kenntnisse sich ohne alle Vergleichung auf einer durch langen Umgang mit Schaafen erlangten unordentlichen Ausübung gründen, so weiß ich keinen andern Rath, als denselben zu verabschieden. Seine ganze Kunst ist nur die Wissenschaft eines einzigen Falles, den er in seinem Gedächtniß behalten hat. Schon manche Schäferey ist durch die Nichtkenntnisse des Bodens und der Grasarten größtentheils zu Tode gehüthet

hüthet worden, und das Vorgeben der Schäfer, als wären giftige Thaue gefallen, ist eine leere Bemäntelung ihrer Unwissenheit. Der Thau ist an und für sich den Schaafen tödlich, deswegen sollte kein Schäfer eher austreiben, als bis die Sonne den Thau abgetrocknet hat. Aber wie wenig wird dieses beobachtet? Sogleich im Frühjahr, wenn die Schaafe auf die Wiesen getrieben werden, fressen sie sich größtentheils an dem alten Grase faul. Und doch behüthet man die Wiesen! In flachen Gegenden, wo weder Büsche noch genug trockne Weyde ist, wird dieses Hüthen wegen des vielen stehenden, folglich stinkenden Wassers noch gefährlicher. Bis zur Erndtezeit müssen die meisten Schäfereyen hungern. Kein Wunder also, wenn die Schäfer aus unzeitigem Mitleiden alle fettbewachsene Grasplätze ohne Unterschied abweyden, welches den Schaafen, die überwintert werden sollen, schädlich ist. Kommt denn die langgewünschte Stoppelhuth, so treiben unverständige Schäfer wiederum auf die fettesten Stoppeln, wodurch sie das Zuchtvieh verhüthen. Im Herbste ist es wegen der Reife gleich gefährlich, die Schaafe zu früh aus- und des Abends zu spät einzutreiben. Ich kenne einen Schäfer, der im Frühjahre seine Schaafe sehr früh aus- im Herbste aber sehr spät eintreibet: dafür sterben auch jährlich von 300 Stück gemeiniglich 40. — Will der Schäfer endlich seine Schaafe bey dem wenigen Futter durchwintern,

tern, so ist er gezwungen, bey offnem Froste auf die Saatacker zu treiben. So häufig dieses auch geschieht, so ist und bleibt es doch schädlich, und man würde mehr erndten, wenn man das Getrayde, so wie die Kleebraachen nicht mit den Schaafen behüthen ließe. Aber es ist nun einmal so! Die klugen Leute sagen: es ist lange so gewesen; man kann also weiter nichts thun, als die Achsel zucken und sie bemitleiden. Denn schlägt man dergleichen Leuten den Futteranbau vor, oder verwirft ihren Heuverkauf, so lachen sie und glauben, man verstehe keine Wirthschaft. Da es aber einmal Mode ist, die Saat behüthen zu lassen, so sollte man dieses doch wenigstens unterlassen, wenn kein trockner harter Frost ist. Bei weichem Boden müssen ja die Schaafe das Getrayde mit sammt den Wurzeln ausreissen. Am allerwenigsten aber sollte man die Schaafe, es sey in welcher Jahrszeit es wolle, bey Regenwetter, Schneegestöber, kalten schneidenden Nord- und Ostwinden, und Glatteisen austreiben. Könnten sie sich auch im Stalle nur halb satt fressen; so schadet es warlich ihrer Gesundheit lange nicht so viel, als das Austreiben bey solcher Witterung. Die Schäfer sollten auch nicht jede Sorte Schaafe auf ein und eben dieselbe Weyde treiben. — Die Schöpse sollten die weitesten, die Lämmer nebst den Mutterschaafen die nächsten und besten, und Jährlinge mit den Zeitschaafen die mittlern Weydeplätze erhalten.

Aber

Aber leider wird wenig von allem diesen beobachtet. Ein beynahe unausrottbares Vorurtheil der Schäfer ist die Unterlassung des Tränken, wofür sie lieber auf den Thau treiben. Sind die Weydeplätze einer Schäferey von der Beschaffenheit, daß die Schaafe früh und Abends bey reinem fliessenden oder Quellwasser vorbey treiben, so können sie daraus trinken; des Mittags aber muß sie kein Schäfer saufen lassen. Eben dieses darf auch aus keinem stehenden faulen, (stinkenden oder nichtstinkenden Wasser, gleichviel) geschehen, weil sie dadurch die Egeln bekommen. Bey Schäfereyen, wo keine Bäche sind, müssen die Schaafe nothwendig täglich zweymal in oder vor dem Stalle mit reinem Wasser getränket werden. Am besten befinden sich die gebürgigen Schäfereyen in Ansehung des Trinkens, weil in dergleichen Gegenden auf allen Weydeplätzen gesundes Wasser ist, woraus die Schaafe nach Belieben trinken können.

Die traurigste Zeit für die guten Schaafe, deren Ertrag so hoch gestiegen ist, ist der Winter. Können sich die Schaafe im Sommer bey manchen Schäfereyen kaum satt fressen, so müssen sie daselbst im Winter gar hungern, weil man viel Schaafe halten, aber wenig Futter dazu geben will. Ueber die Mittel, dem Futtermangel abzuhelfen, sage ich Ihnen nichts, weil Sie sie kennen. Uebrigens haben sich die wackersten Männer

bereits heiser darüber geredet: wer also Ohren hat zu hören, der höre! Da durch die Lämmerzuzucht jede Schaafheerde in der Zahl steiget, so muß in jeder gut eingerichteten Schäferey ein genauer Ueberschlag gemacht werden, wie viel man Vieh mit dem vorräthigen Futter durchwintern kann. In dieser Absicht hat man die Wintereinzählung eingeführt, welche in hiesigen Schäfereyen nach folgender Tabelle geschieht.

Namen

Wintereinzählung zu Michaelis 1787.

Namen der Schäferey	Schaafe. Tragende	Schaafe. Verhaltene	Schaafe. Zeit-	Schaafe. Jährlinge	Schöpse. Alte oder vierzähnige	Schöpse. Zeit- od. zweyzähnige	Schöpse. Jährlinge.	Stähre. Alte oder vierzähnige	Stähre. Zeit- od. zweyzähnige	Stähre. Jährlinge.	Summa.
Auf dem Hofe	120	50	100	80	—	—	—	—	—	—	350
Auf dem Vorwerke	—	—	—	—	120	80	70	10	6	5	291
	120	50	100	80	120	80	70	10	6	5	641

Das Vor- oder Knechtevieh wird gleich darunter auf eben diese Weise aufgeführet, damit Sie sehen können, ob Sie mehr oder weniger Vieh halten, welches letztere wohl nicht leicht zu befürchten ist.

Alles Schaafvieh, das verbissene Zähne hat, wenig Wolle trägt, und von dessen Gesundheit Sie nicht die sichersten Merkmale haben, das lassen Sie noch auspracken. Die gewöhnliche Zeit des Auspracken ist vor oder nach Bartholomäi, wenn man genugsame Stoppelhüthung hat. Sie haben aber nicht nöthig, sich an diese Zeit zu binden. Wer Futter oder fette Weydeplätze hat, wird mehr Nutzen von seinem Merz- oder Prackvieh ziehen, wenn er es vor und nach Johannis auspracken kann. Daß diese Schaafe die fettesten Weyden genüßen können, wenn nur keine giftige Kräuter darauf wachsen, sehen Sie selbst ein, weil man auf ihre Gesundheit keine Rücksicht mehr nehmen darf, und der gewisse Todt ihr Schicksal ist. Je fetter also die Weyde ist, desto besser für Sie. Eine andere Frage ist es, ob Sie ihre Prackschaafe mager oder fett verkaufen sollen? Meine Meynung ist für das letztere.

Es giebt viele Guthsbesitzer, besonders in gefildischen und gebürgichten Gegenden, welche ihr Prackvieh mehrentheils mager verkaufen. Dieses ihr fehlerhaftes Verfahren gründet sich auf den Futtermangel, welchem sie doch durch Besäung einiger Braachen abhelfen könnten. Sie würden dadurch nicht allein ihre Einkünfte um vieles vermehren, sondern auch ihre Felder verbessern. Allein die Anhänglichkeit an dem Alten, wenn es auch fehler-

fehlerhaft ist, hindert sie. Gemeiniglich sind auch die Verwalter, als Gegner der Schaafe, dergleichen Abänderungen zuwider, wenn die Guthsbesitzer nicht selbst Wirthschaftskenntnisse haben. Die Schäfer schlagen dergleichen Verbesserungen oft genug vor, aber aus bekannten Ursachen werden sie gemeiniglich von den Verwaltern ab- und zur Ruhe gewiesen. Offenbar ist es übrigens, daß fettes Prackvieh nicht nur theurer bezahlt, sondern auch von den Fleischern lieber gekauft wird, weil sie es gleich schlachten, folglich ihr angewandtes Geld geschwind wiederum benutzen können. Ich weiß wohl, daß es Fleischer giebt, die wegen ihrer Grundstücke, selten anderes als mager Prackvieh kaufen; allein diese sind die wenige Zahl. Einige Guthsbesitzer begehen bey dem Verkauf des Prackviehes noch einen andern Fehler, indem sie dasselbe vor dem Verkauf abscheeren. Hierdurch glauben sie jedes Schaaf um 8 oder 10 Gr. höher zu nutzen; und irren doch gewaltig. Denn erstlich wird geschornes Prackvieh nicht so fett als ungeschornes; zweytens wird es nicht so theuer bezahlt, und wenn man auch die Wolle als Geld anschlägt, so kommt der Ertrag doch nicht heraus, welcher aus ungeschornen gewiß zu ziehen ist; endlich aber findet abgeschornes Prackvieh selten Käufer. Dieses habe ich selbst einmal erfahren, da ich den Versuch mit 50 Stück machen mußte. Ich würde dieselben ganz gewiß haben auswintern mussen, wenn nicht gerade 1778

die preußisch-sächsische Armee in der Nähe kantonirt hätte. Durch diesen Zufall gewann ich freylich beträchtlich: denn ich verkaufte sogar die bey der Wintereinzählung noch ausgeprackten gelten Schaafe eben so theuer, als sonst die fetten.

Einschürige und zweyschürige müssen vor der Wollschur bey dem Hüthen sorgfältig in Acht genommen werden, daß sie nicht auf sandigen, und mit Dornen, Wachholderstauden und andern stachlichen Sträuchern bewachsenen Weydeplätzen gehüthet werden. Auf den sandigen Weyden wird die Wolle sehr unrein, und der Käufer wird am Gewicht betrogen. An den Dorn- und andern Stacheln hingegen bleibt viel Wolle hängen, wodurch der Guthsbesitzer verliehrt, wenn gleich die Schaafknechte die Wolle sorgfältig ablesen. Hier muß ich Ihnen doch einen eigennützigen Zug eines Ihrer Nachbarn erzählen. Dieser Mann besitzt, wie Ihnen bekannt ist, in ** ein Haus. Da nun dahin die Wolle zum Verkauf gebracht werden muß, so läßt er sie einige Tage vor dem Verkauf hineinschaffen und die Zeit über in ein feuchtes Gewölbe stellen, wodurch seine Wolle immer ein paar Steine am Gewicht zunimmt. Es ist schändlich, dergleichen Kniffe reiche Guthsbesitzer gegen Menschen ausüben zu sehen, die bey dem hohen Preis ohnehin kaum bestehen können. Mehr als einmal kauft ein solcher Betrogener die Wolle gewiß nicht; und

wird

wird es erst unter den Wollkäufern bekannt, so behält der Herr von L * * gewiß seine Wolle. Gegen ihre Meynung in Ansehung des Wollwaschens auf den Schaafen in fließendem Wasser, wie es hier zu Lande allgemein geschieht, habe ich nichts einzuwenden. Allein zu der Abschaffung desselben kann ich Ihnen so gerade zu nicht rathen, weil ich keine Kenntnisse von dem Waschen abgeschorner Wolle habe. Machen Sie daher einen Versuch zum Anfange mit 100 Stück. Finden Sie dann, daß Sie weniger Kosten und weniger Arbeit dabey haben, welches ich fast bezweifle, so können Sie ja mit ihren sämmtlichen Schaafen auf diese Weise verfahren. Ueberhaupt muß ich Ihnen nochmals anrathen, niemals neue Versuche im Großen zu machen. Bey dergleichen Versuchen giebt man zu sehr Achtung. Mislingen sie nun, so geben Sie den Anhängern an das Alte freyes Feld, jede neuere Verfahrungsart zu verspotten. Was Sie mir da von der Schädlichkeit des gewöhnlichen Schwemmens in Ansehung der Gesundheit der Schaafe geschrieben haben, ist nicht so recht auf Erfahrung gegründet. Freylich sterben manchmal einige nach dem Schwemmen; allein diese sind gemeiniglich schon krank in den Eingeweyden. Das Schwemmen beschleuniget also nur ihren ohnediß unvermeidlichen Todt, bewirkt ihn aber keinesweges. Das Abfallen des Fleisches rührt auch nicht von dem Schwemmen, sondern vielmehr von dem Abschnei-

den der Wolle und der, an den meisten Orten nach der Frühlingsschur vorhandenen Hungerweyde, im Herbste aber von der Kälte her. Auf Güthern, wo gute Weydeplätze oder hinreichend Futter zur Fütterung in Ställen vorhanden sind, da werden Sie den Abfall an Fleisch wenig oder gar nicht verspühren.

Bey der Wollschur halten Sie ja strenge Aufsicht theils auf die Scheerer, theils auf die Schaafknechte. Aus Gewinnsucht schneiden jene nicht selten die Schaafe tödlich und scheeren nicht rein; diese hingegen pflegen nicht nur Wolle zu verparthieren, sondern auch ihre schlechtwolligen Schaafe unterzustecken, und dafür feinwollige von der Herrschaft für sich zu scheeren. Diesen Unterschleif zu verhüthen, lassen Sie das Knechtevieh niemals vor Ihrem Vieh scheeren, sondern den Tag darauf in Gegenwart des Verwalters und Mengers, welche genau nach den Ohrenzeichen sehen müssen. Eben so wenig lassen Sie Ihre Schaafe weder im Frühjahr noch im Herbste — denn ich setze voraus, daß Sie Ihre einschürige in zweyschürige verwandeln — sogleich nach dem Scheeren austreiben, wenn nicht sehr warme Tage sind. Denn wenn die nackenden Schaafe in Regen oder kalter Witterung ausgetrieben werden, fallen sie in mancherley Krankheiten, unter welchen das Verschlagen der Beine, die gefährlichste ist. Allen diesen Uebeln können Sie durch

das

das Nichtaustreiben ausweichen, da Sie Futter genug haben. Wenn die Schaafe auch nur Stroh bekommen, so ist es besser, als sie in gedachter Witterung auszutreiben.

Bey der Veredelung der Wolle, von der ich Ihnen bereits einiges geschrieben habe,* muß ich noch folgendes erinnern. Wenn Sie z. B. 1787 100 Stück Mutterschaafe mit zwey spanischen Böcken bedecken lassen, so müssen Sie diese hundert Stück nicht länger als bis 1790 bedecken lassen, dann aber auspracken. 1790 können Sie schon Ihre von 1787 erhaltenen Lämmer bedecken lassen, aber weder mit ihren Vätern noch mit ihren Brüdern, weil dieses die Wolle verdirbt. Die genaue Verwandschaft zu verhindern, dient Ihnen das Zeichen in den Ohren mit der Jahrzahl. Wollen Sie ihre Veredelung beschleunigen, so können Sie auch einige zweyzähnige von den veredelten bedecken lassen. Besser aber ist es, Sie kaufen noch einige Stähre. Haben Sie nicht Gelegenheit durch Ihre Bekannten englische Stähre zu erhalten? Ich glaube, daß diese bey uns noch besser als die spanischen gedeyhen würden. Ich wundere mich überhaupt, daß noch kein Guthsbesitzer den Versuch mit englischen Schaafen gemacht hat.

Zum Beschluß will ich Ihnen die versprochenen zehnjährigen Berechnungen der zweyschürigen Schä-

* S. 1. B. 1. Br. S. 46 f.

fereyen in O** und H** überschreiben. In beyden ist der Stamm 400 Stück; die nicht gemolken werden. Nur darinn besteht der Hauptunterschied, daß in O*** diese 400 Stück neun bis zehn Fuder Heu, mehrentheils aber Grummet, das Fuder zu zwölf Ctnr. gerechnet, folglich hundert und zwanzig Centner; in H** hingegen siebenzig gleich große Fuder, mithin 840 Centner erhalten. Haaser und Wicken werden in O** jährlich 12 Scheffel, in H** aber 8 Scheffel gegeben. Beyde Schäfereyen sind unveredelte, aber ihre Wolle gehört zu der besten Landwolle. In beyden endlich wird, wenn es die Witterung erlaubt, auf Felder und Wiesen, denn Wälder haben sie nicht, geweydet. Die Schäfer stehen auf den achten Theil; der Knecht hat in jeder 50 Stück Vorvieh, und erhält die Kost. Wenn Sie nunmehro auch das Getrayde für die Schaafe und die Schäfer nebst dem Salz und übrigen Deputaten zu Gelde schlagen, so beträgt diß in jeder dieser Schäfereyen nach Abzug des Mengers Achttheils 50 Rthlr. jährlich, die Sie daher in jedem Jahre von dem Ertrag abziehen müssen.

Von

Von 120 alten Schaafen,
- 60 Zeitschaafen
- 60 Jährlingen
- 100 alten und Zeitschöpsen
- 40 Jährlingen
- 20 alten und jungen Stähren

Von 400 Stück ist im Frühjahr 1777 in O** geschoren worden, an

	Rthl.	Gr.	Pf.
Winterwolle 21 Stein, den St. à 22 Pf. zu 4 rth. 16 gl. macht	98	—	—
Lammwolle 1 Stein, à	5	—	—
Sommerwolle 16 Stein à 4 rth. 20 gl. macht	77	8	—
Summa 38 Stein			
Für 60 Prackschöpse, à 1 rth. 8 gr.	80	—	—
- 20 Prackschaafe, à 1 rth. 4 gr.	23	8	—
- 12 Zeitschaafe, Schöpse und Jährlinge, weil sie auszuwintern, nicht rathsam war, à 12 gr.	6	—	—
- 8 Schöpse u. Schaafe zur Hauskonsumtion geschlachtet à 1 rth. 8 gr.	10	16	—
- Für 28 Schlacht- und Sterblingsfelle à 3 gr.			

wovon

	Rthl.	Gr.	Pf.
wovon jedoch des Mengers Achttheil bereits abgezogen ist	3 —	12 -	— -
Die Einnahme macht also	303 Rthl.	20 Gr.	— Pf.
Hiervon muß abgezogen werden für Deputat, Salz und Futtergetrayde	50 —	— -	— -
Der Achttheil des Mengers an den 289 rth. 16 gr. Wollgelde und für das Prackvieh	36 —	5 -	— -
Die Ausgabe macht	86 —	5 -	— -
Es bleibt daher von 400 Stück reiner Ertrag	217 Rthl.	15 Gr.	— -

In dem Winter 1777 bis 1778 litt die hiesige Schäferey außerordentlichen Schaden, theils an Vieh, theils an Wolle. Der Verwalter hatte, wie gewöhnlich, die gelegene Zeit der Heuerndte versäumet, und ward dadurch Ursache, daß das stehende Gras durch das ausgetretene Wasser verderben mußte. Da nun häufige Regen nach dem Hauen fielen, so konnte es nicht einmal recht trocken eingefahren werden. Wenn dieser Mann unter diesen Umständen das Heu für die Ochsen oder Pferde gegeben hätte, ohngeachtet es keinem Vieh gesund ist, und hätte den Schaafen rein Heu gegeben, so würde der Herr den Verlust nicht gehabt haben. Zu seinem Glücke kam gerade der bayeri-

sche

sche Erbfolgekrieg, welcher Wolle und Vieh steigen machte, und der in der Wirthschaft unkundige Herr merkte den Schaden nicht, weil der reine Ertrag den von 1777 noch überstieg. Bey der Wintereinzählung, die jedoch hier nicht gehalten wird, waren 400 Stück, und in der Wollschur 1778 bestand die Schäferey aus

100 alten Schaafen
50 Zeitschaafen
40 Jährlingen
90 alten und Zeitschöpsen
40 Jährlingen
20 alten und jungen Stähren.

340. Von diesen schnitt man

Winterwolle 18 St. à 5 rth. 8 gr. macht	96 Rthl. — Gr. — Pf.
Lammwolle $1\frac{1}{2}$ St.	8 — — - — -
Sommerwolle 15 Stein à 5 rth. 16 gl.	85 — — - — -
Summa $34\frac{1}{2}$ Stein.	
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	90 — — - — -
- 10 Prackschaafe à 1 rth. 4 gl.	11 — 16 - — -
- 8 Prackschaafe zur Hauskonsumtion	9 — 8 - — -
- 40 Stück Schlacht und Sterblingsfelle à 4 gl. nach abgezogenem Achttheil des	

Men-

	Rthl.	Gr.	Pf.
Mengers, welches Sie in der Folge bey diesem Artikel allemal als abgezogen annehmen müssen	6 —	16 -	— -
Die Einnahme macht	306 Rthl.	16 Gr.	— Pf.
Hiervon muß abgezogen werden für Deputat, Futtergetrayde, Salz u. s. w. wovon das auf den Menger kommende Achttheil bereits abgerechnet ist	50 —	— -	— -
Des Mengers Achttheil an dem Woll- und Prackviehgelde mit Ausschluß der Hausconsumtion, von 290 Thaler	36 —	6 -	— -
Die Ausgabe macht	86 —	6 -	— -
Der reine Ertrag ist also	220 Rthl.	10 Gr.	— Pf.

Da in den folgenden Jahren der Stamm immer 400 geblieben ist, so werde ich Ihnen die Sorten nicht erst überschreiben. Eben dieses werde ich auch in Ansehung der Lämmer beobachten, welche ein Jahr in das andere aus 200 bis 120 Stück bestehen. Diese Anzahl müssen Sie sich also bey der Wolle jedesmal vorstellen. 1779 ist geschnitten worden an

Winter-

Winterwolle 16 St. à 6 rth.	96 Rthl.	— Gr.	— Pf.
Lammwolle 2 Stein	12	—	—
Sommerwolle 15 Stein à 6 rth. 8 gl.	95	—	—
Wolle 33 Stein			
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 8 gl.	80	—	—
- 30 Prackschaafe à 1 rth. 6 gl.	37	12	—
- 10 Prackschaafe zur Hauskonsumtion	12	12	—
- Schlacht u. Sterblingsfelle à 4 gl.	1	16	—
Einnahme	334	16	—
Hiervon abgezogen für Deputat u. s. w.	50	—	—
Des Mengers Achttheil an 320 rth. 12 gl.	40	1	6
Ausgabe	90	1	6
Bleibt reiner Ertrag	244 Rthl.	14 Gr.	6 Pf.

Im Jahre 1780 schor man

Winterwolle 17 Stein à 6 rth. 12 gl.	110 Rthl.	12 Gr.	— Pf.
Lammwolle $2\frac{1}{2}$ Stein	16	—	—
Sommerwolle $16\frac{1}{2}$	107	6	—
Wolle 36 Stein			

Für

	Rthl.	Gr.	Pf.
Für 50 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	75	—	—
- 50 Prackschaafe à 1 rth. 8 gl.	66	16	—
- 8 Prackschaafe zur Hauskonsumtion	10	16	—
- Schlacht und Sterblingsfelle à 4 gl.	3	16	—
Einnahme	390	—	—
Hiervon abgezogen für Deputat u. s. w.	50	—	—
Des Mengers Achttheil an 374 rth. 16 gl.	46	20	—
Ausgabe	96	20	—
Bleibt reiner Ertrag	293 Rth.	4 Gr.	— Pf.

Im Jahre 1781 erhielt man

	Rthl.	Gr.	Pf.
Winterwolle 18 Stein à 6 rth. 16 gl.	120	—	—
Lammwolle 3 Stein	20	—	—
Sommerwolle 16 Stein à 6 rth. 12 gl.	104	—	—
Wolle 37 Stein			
Für 40 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	60	—	—
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 6 gl.	50	—	—

Für

	Rthl.	Gr.	Pf.
Für 10 dergl. ins Haus geschlachtet	12	12	—
- Schlacht- und Sterblingsfelle a 3 gl.	3	9	—
Einnahme	369	21	—
Hiervon wird abgezogen für Deputat u. s. w.	50	—	—
Des Mengers Achttheil an 354 rth.	44	6	—
Ausgabe	94	6	—
Bleibt reiner Ertrag	275 Rthl.	15 Gr.	— Pf.

Im Jahre 1782 hatte man

Winterwolle $17\frac{1}{2}$ Stein à 6 rth. 12 gl.	113 Rth.	18 Gr.	— Pf.
Lammwolle $2\frac{1}{2}$ Stein	16	6	—
Sommerwolle 16 Stein	104	—	—
Wolle 36 Stein.			
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	90	—	—
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 8 gl.	53	8	—
- 10 dergleichen in das Haus	13	8	—
- Schlacht- und Sterblingsfelle à 4 gl.	3	12	—
Einnahme	394 Rthl.	4 Gr.	— Pf.

Einnahme	394 Rthl.	4 Gr.	— Pf.
Hiervon geht ab für Deputat u. s. w.	50 —	— -	— -
Des Mengers Achttheil an 377 rth. 4 gl.	47 —	3 -	6 -
Ausgabe	97 —	3 -	6 -
Bleibt reiner Ertrag	297 Rthl.	— Gr.	6 Pf.

Im Jahre 1783 betrug die

Winterwolle 15 St. à 7 rth.	105 Rthl.	— Gr.	— Pf.
Lammwolle 2	14 —	— -	— -
Sommerwolle 15½	108 —	12 -	— -
Wolle 32½ Stein			
Für 40 Prackschöpse à 1 rth. 16 gl.	66 —	16 -	— -
- 50 Prackschaafe à 1 rth. 12 gl.	75 —	— -	— -
- 10 dergl. zur Hauskonsumtion	15 —	— -	— -
- Schlacht und Sterblingsfelle à 6 gl.	6 —	— -	— -
Einnahme	390 —	4 -	— -
Abgezogen für Deputat ꝛc.	50 —	— -	— -
Des Schaafwirths Achttheil an 369 rth. 4 gl.	46 —	3 -	6 -
Ausgabe	96 —	3 -	6 -
Reiner Ertrag	294 Rthl.	— Gr.	6 Pf.

Im

Im Jahre 1784 war

Winterwolle $16\frac{1}{2}$ Stein à 6 rth. 12 gl.	107 Rthl.	6 Gr.	— Pf.
Lammwolle 3 St.	19 —	12	- — -
Sommerwolle 15 St.	97 —	12	- — -
Wolle $34\frac{1}{2}$ St.			
Für 50 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	75 —	—	- — -
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 8 gl.	53 —	8	- — -
- 10 dergl. ins Haus geschlachtet	13 —	8	- — -
- Schlacht- und Sterblingsfelle à 4 gl.	4 —	16	- — -
Einnahme	370 —	14	- — -
Hiervon wird abgezogen für Deputat u. s. w.	50 —	—	- — -
Des Schaafwirths Achttheil an 353 rth.	44 —	3	- — -
Ausgabe	94 —	3	- — -
Bleibt reiner Ertrag	276 Rth.	11 Gr.	— Pf.

Im Jahre 1785 schor man

Winterwolle $17\frac{1}{2}$ Stein à 6 rth. 16 gl.	116 Rthl.	16 Gr.	— Pf.
Lammwolle 3 Stein à 6 rth. 16 gl.	20 —	—	—
Sommerwolle 16 St. à 6 rth. 16 gl.	106 —	16	—
Wolle $36\frac{1}{2}$ Stein			
Für 50 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	75 —	—	—
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 12 gl.	60 —	—	—
- 10 dergl. zur Hauskonsumtion	15 —	—	—
- Schlacht- und Sterblingsfelle à 4 gl.	3 —	—	—
Einnahme	396 —	8	—
Hiervon geht ab für Deputat u.s.w.	50 —	—	—
Des Mengers Achttheil an 376 rth. 8 gl.	47 —	1	—
Ausgabe	97 —	1	—
Reiner Ertrag	299 Rthl.	7 Gr.	— Pf.

In dem Jahre 1786 ist geschnitten worden an

Winterwolle 18 St. à 7 rth.	126 Rthl.	— Gr.	— Pf.	
Lammwolle 2½ - —	17 —	12 -	— -	
Sommerwolle 17 - —	119 —	— -	— -	
Wolle 37½ St.				
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 16 gl.	100 —	— -	— -	
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 12 gl.	60 —	— -	— -	
- 8 dergl. ins Haus geschlachtet	12 —	— -	— -	
- Schlacht- u. Sterblingsfelle à 5 gl.	2 —	12 -	— -	
Einnahme	437 —	— -	— -	
Hiervon muß abgezogen werden für Deputat ꝛc.	50 —	— -	— -	
Des Schäfers Achttheil an 422 rth. 12 gl.	52 --	19 -	6 -	
Ausgabe	102 —	19 -	6 -	
Bleibt reiner Ertrag	334 Rthl.	4 Gr.	6 Pf.	

Aus dieser genauen Berechnung ersehen Sie deutlich, daß die Schaafe bey so schlechtem Futter, als wie sie zu O** bekommen, doch noch mehr als die Kühe daselbst eintragen. Ja wenn der Unfall im Jahre 1778 und 1782 und 1783 der harte lange Winter diese Schäferey nicht betroffen hätte; so würde

der Ertrag noch um einige hundert Thaler höher gestiegen seyn. Das Jahr 1778 machte, daß nicht soviel wie sonst ausgepracket werden konnte; und der Hungerwinter, welcher gewiß die meisten Schäfereyen gedrückt hat, setzte diese auf einmal so zurück, daß sie 1784 nur soviel Wolle gab als 1778. Nehmen Sie nun noch dazu, daß es nur Landvieh, jedoch von guter Art ist; so werden Sie sich noch mehr wundern, und gewiß nicht, wie viele, zweifeln, daß der Ertrag wenigstens um ein Drittheil steigen müßte, wenn spanisches Vieh gehalten würde. Ich behaupte nicht gerade zu, daß man mehr Wolle abscheeren würde, sondern, daß bey gleicher Quantität spanischer Wolle doch der reine Ertrag wegen des höhern Preises größer seyn müßte.

In allen zehn Jahren sind in O** von 400 Stück jährlich geschoren worden $355\frac{1}{2}$ Stein.

Diese betragen an Gelde mit Einschluß des Mengers Achttheil	2241 Rthl. 22 Gr.
Die ganze Einnahme der Schäferey hingegen ist gewesen	3693 — 7 -
von welchen nach Abzug der Ausgabe , , , , reiner Ertrag bleibet.	2752 Rthl. 10 Gr.

Nach dieser Berechnung haben 100 Stück Schaafe jährlich ohngefähr $8\frac{1}{2}$ Stein Wolle gegeben, wel-

ches

ches gewiß kein Landwirth für eine einträgliche Wollschur halten wird. Wie gesagt, wenn die Wolle itzt nicht so theuer bezahlt würde, so würde der Ertrag dieser Schäferey sehr gering seyn.

Aus der itzt folgenden Berechnung werden Sie den deutlichsten Beweis sehen, was die Fütterung thut, da Sie wissen, daß der Stamm hier auch nur 400 stark ist. In H** waren, ehe der itzige Verwalter hinkam, 600 Stück Schaafe, die eben so wenig zu fressen hatten als die in O**. Der Unterschied war, daß in H** zuviel gehalten wurden, hingegen in O** die gerechte Zahl zu wenig Futter erhielt. Der Verwalter beredete daher seinen Herrn zur Herabsetzung der Zahl, und versprach, ihn durch die That zu überzeugen, daß 400 gutgefütterte Schaafe das nämliche, wo nicht noch mehr, einbringen würden als 600 verhungerte. Der Herr war so nachgebend, daß er einwilligte, welches für ihn der größte Nutzen gewesen ist.

Der Menger ist ein fleissiger an Ordnung gewöhnter Mann. Wenn er auch mit dem bestimmten Winterfutter wegen der widrigen Witterung nicht auskommt, so erhält er noch Nachschuß. Der Verwalter hat die Gesundheit der Schaafe und das wahre Interesse seines Herrn immer vor Augen. In dieser Rücksicht darf auch der Schäfer im Sommer bey unfreundlicher Witterung nicht austreiben, sondern er bekommt

bey dergleichen Vorfällen Gras und Klee für seine Schaafe. Da der Stamm auf 400 Stück festgesetzt ist, bis man mit dem Futterbau wird vollkommen eingerichtet seyn, und man denselben bey Unglücksfällen entweder durch die Lämmerzucht, oder durch weniger Auspracken in seiner Gleichheit erhält; so werde ich Ihnen nur einmal die Sorten herschreiben.

Bey der Wintereinzählung 1776 waren vorhanden

120 alte Schaafe
50 Zeitschaafe
50 Jährlinge
80 alte und Zeitschöpse
80 Jährlinge und
20 alte und junge Stähre

400 Stück.

Von diesen waren bis zur Frühjahrswollschur 16 Stück gestorben und 12 Stück geschlachtet worden; hingegen hatte sich die Schäferey mit 112 Lämmern wiederum vermehrt. Da die Lämmer mehrentheils im Februar und Anfangs März fallen, so werden sie auch im Frühjahr mit den Alten geschoren. Es wurde also geschoren 1777 an

Winter-

Winterwolle 20 Stein à 5 rth. 16 gl.	113 Rthl.	8 Gr.	— Pf.	
Lammwolle 3½ Stein	19 —	20 -	— -	
Somerwolle 18 Stein à 6 rth.	108 —	— -	— -	
Wolle 41½ Stein				
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 8 gl.	80 —	— -	— -	
- 20 Prackschaafe à 1 rth. 4 gl.	23 —	8 -	— -	
- 20 Prackschaafe zur Hauskonsumtion	23 —	8 -	— -	
- Schlacht u. Sterblingsfelle à 4 gl.	6 —	— -	— -	
Einnahme	373 —	20 -	— -	
Hiervon geht ab für Deputat des Mengers mit den Knechten, Futtergetrayde, Salz u. s. w. wovon jedoch des Schäfers Achttheil abgerechnet ist	50 —	— -	— -	
Des Mengers Achttheil an 344 rth. 12 gl.	43 —	1 -	6 -	
Ausgabe	93 —	1 -	6 -	
Bleibt reiner Ertrag	280 Rthl.	18 Gr.	6 Pf.	

So eben fällt mir ein, daß Sie einwenden könnten, von diesem reinen Ertrage sey das Heu, Klee

und Strohfutter noch nicht abgerechnet. Allein nicht zu gedenken, daß dieses eine unnöthige Weitläuftigkeit ist, besonders da Heu, Klee und Stroh in wohleingerichteten Wirthschaften äußerst selten Handelsartikel seyn werden, muß ich Ihnen demohngeachtet sagen, daß die Schaafe nichts dabey verliehren würden. Wollte man diß rechnen, so müßte alsdenn ihr Dünger auch zu Gelde geschlagen werden. Wenn ich auch denn das zweyspännige Fuder nur zu 16 Gr. rechnete; so würde dieses gewiß über 300 Rthlr. jährlich betragen. Sie werden sich daher schon gefallen lassen, das Heu, Gras, Klee und Stroh gegen den Dünger aufzuheben.

Im Jahre 1778 betrug die

	Rthl.	Gr.	Pf.
Winterwolle 21 Stein, à 6 rth.	126	—	—
Lammwolle 4 Stein,	24	—	—
Sommerwolle 20 Stein à 6 rth. 8 gl.	126	16	—
Summa 45 Stein.			
Für 40 Prackschöpse, à 1 rth. 12 gr.	60	—	—
- 40 Prackschaafe, à 1 rth. 8 gr.	53	8	—
- 10 Prackschaafe die zur Hauskonsumtion verbraucht worden sind	13	8	—

Für

Für Schlacht- und Sterblingsfelle à 4 gl.	3 Rthl.	8 Gr.	— Pf.
Einnahme	406 —	16 -	— -
Hiervon geht ab für Deputat, Salz u. s. w.	50 —	— -	— -
Des Schäfers Achttheil an 390 rth.	48 —	18 -	— -
Ausgabe	98 —	18 -	— -
Reiner Ertrag	307 Rthl.	22 Gr.	— Pf.

1779 wog die

Winterwolle 20 Stein à 6 rth.	120 Rthl.	— Gr.	— Pf.
Lammwolle 4 Stein	24 —	— -	— -
Sommerwolle 19 Stein à 6 rth. 12 gl.	123 —	12 -	— -
Wolle 43 Stein.			
Für 40 Prackschöpse à 1 rth. 12 gl.	60 —	— -	— -
- 50 Prackschaafe à 1 rth. 8 gl.	66 —	16 -	— -
- 15 dergl. zur Hauskonsumtion	20 —	— -	— -
- Schlacht- und Sterblingsfelle à 6 gl. *	4 —	— -	— -
Einnahme	418 Rth.	4 Gr.	— Pf.

Hier-

* Der Preis bey den Fellen ist nur von den besten zu verstehen, welche ein Aufkäufer aus Magdeburg, seinem Vorgeben nach für

Einnahme	418 Rthl.	4 Gr.	— Pf.
Hiervon wird abgerechnet für Deputat ꝛc.	50 —	— -	— -
Des Mengers Achttheil an 394 rth. 4 gl.	49 —	6 -	6 -
Ausgabe	99 —	6 -	6 -
Reiner Ertrag	318 Rthl.	21 Gr.	6 Pf.

Im Jahre 1780

ist geschoren worden an

Winterwolle 21 St. à 6 rth. 12 gr.	136 Rthl.	12 Gr.	— Pf.
Lammwolle $3\frac{1}{2}$ St.	22 —	18 -	— -
Sommerwolle 20 Stein à 6 rth. 12 gl.	130 —	— -	— -
Summa $44\frac{1}{2}$ Stein.			
Für 60 Brackschöpse à 1 rth. 16 gl.	100 —	— -	— -
- 40 Brackschaafe à 1 rth. 12 gl.	60 —	— -	— -

Für

für die Handschuhmanufactur einkaufte. Dieser Mann kam im folgenden Jahre wieder, und nahm abermals die besten. Weil ihm das Guth aber zu weit aus seinem Wege lag, so bestellte er, daß man ihm die besten Felle aufheben, und in dieser Rücksicht die Wolle davon abschneiden sollte, welches auch von dem Schäfer und Verwalter geschah. Den Ausschuß von Fellen verkaufte man an die zuerstkommenden Landaufkäufer.

Für 8 Prackschaafe ins Haus, weil die Herrschaft sich in diesem Jahre nicht auf dem Guthe aufhielt	12 Rthl.	— Gr.	— Pf.
Für Felle à 5 gl.	2 —	10 -	— -
Einnahme	463 —	16 -	— -
Hiervon geht ab für Deputat, Salz u. s. w.	50 —	— -	— -
Des Mengers Achttheil an 449 rth. 6 gl.	56 —	4 -	— -
Ausgabe	106 —	4 -	— -
Bleibt reiner Ertrag	357 Rth.	12 Gr.	— Pf.

Im Jahre 1781 erhielt man

Winterwolle 22 Stein à 7 rth.	154 Rthl.	— Gr.	— Pf.
Lammwolle 3 Stein	21 —	— -	— -
Sommerwolle 20 Stein à 7 rth.	140 —	— -	— -
Wolle 45 Stein			
Für 40 Prackschöpse à 1 rth. 16 gl.	66 —	16 -	— -
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 12 gl.	60 —	— -	— -
- 8 dergl. ins Haus	12 —	— -	— -
- Ausschußfelle à 4 gl.	4 —	— -	— -
Einnahme	457 —	16 -	— -

Hier-

Einnahme	457 Rthl. 16 Gr. — Pf.
Hiervon geht ab für Deputat, Salz rc.	60 — — - — -
Auf die Vorstellung des Verwalters war es der Guthsbesitzer zufrieden, den Schaafen einige Schfl. Futtergetrayde aller Art mehr zu geben. Die Absicht des Verwalters und Schäfers war, die Schaafe noch mehr zu vergrößern; daß sie zugleich auch die Wolle durch besseres Futter veredelten, mochten sie wohl selbst nicht gedacht haben.	
Des Schäfers Achttheil an 441 rth. 16 gl.	55 — 5 - — -
Ausgabe	115 — 5 - — -
Bleibt reiner Ertrag	342 Rthl. 11 Gr. — -

In dem Jahre 1782 schor man

Winterwolle $21\frac{1}{2}$ Stein à 7 rth.	150 Rthl. 12 Gr. — Pf.
Lammwolle $3\frac{1}{2}$ Stein	24 — 12 - — -
Sommerwolle 20 Stein à 7 rth.	140 — — - — -
Wolle 45 Stein	

Für

	Rthl.	Gr.	Pf.
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 16 gl.	100	—	—
- 30 Prackschaafe à 1 rth. 12 gl.	45	—	—
- 10 Prackschaafe zur Hauskonsumtion	15	—	—
- Ausschußfelle à 4 gl.	3	8	—
Einnahme	478	8	—
Hiervon geht ab für Deputat, Salz u. s. w.	60	—	—
Des Mengers Achttheil an 460 rth.	57	12	—
Ausgabe	117	12	—
Reiner Ertrag	360 Rthl.	20 Gr.	— Pf.

Im Jahre 1783 war

Winterwolle 22 Stein à 7 rth. 8 gl.	161 Rthl.	8 Gr.	— Pf.
Lammwolle 4 St.	29	8	—
Sommerwolle 20 Stein à 7 rth. 16 gl.	153	8	—
Wolle 46 Stein			
Für 50 Prackschöpse à 1 rth. 20 gl.	91	16	—
- 30 Prackschaafe à 1 rth. 16 gl.	50	—	—

Für

Für 10 Brackschaafe zur Hauskonsumtion	16 Rthl.	16 Gr.	— Pf.
- Schlacht- u. Sterblingsfelle à 6 gl.	6 —	— -	— -
Einnahme	508 —	8 -	— -
Hiervon geht ab für Deputat, Salz ꝛc.	60 —	— -	— -
Des Mengers Antheil an 485 rth. 8 gl.	60 —	16 -	— -
Ausgabe	120 —	16 -	— -
Reiner Ertrag	387 Rthl.	16 Gr.	— Pf.

In diesem Jahre zeiget sich der Unterschied vor der Schäferey in O** recht deutlich. Dort verringert sich wegen des harten Winters der Ertrag; hier ist er gestiegen. Dieses würde nicht geschehen seyn, wenn die Schaafe nicht genug Futter gehabt hätten. Ein andrer Vortheil ist der mehrere Dünger, welchen die Schaafe in diesem Winter gemacht haben, da sie beynahe gar nicht aus dem Hofe gekommen waren, Aus dem Arbeitsregister sehe ich, daß in diesem Frühjahre 15 Fuder mehr als sonst aus dem Schaafstalle gefahren sind. Und alles dieses thut allein reichliches Futter. Wie sehr wünsche ich, daß doch diese allgemeine Wahrheit recht Viele beherzigen möchten.

Im Jahre 1784 schnitt man

Winterwolle 21 ½ Stein à 7 rth. 16 gl.	164 Rthl. 20 Gr. — Pf.
Lammwolle 4 Stein à 7 rth. 16 gl.	30 — 16 - — -
Sommerwolle 20 Stein à 7 rth. 16 gl.	153 — 8 - — -
Wolle 45 ½ Stein.	
Für 60 Prackschöpse à 1 rth. 16 gl.	100 — — - — -
- 20 Prackschaafe à 1 rth. 12 gl.	30 — — - — -
- 10 dergl. zur Hausconsumtion	15 — — - — -
- Schlacht- u. Sterblingsfelle à 5 gl.	6 — 4 - — -
Einnahme	500 — — - — -
Hiervon gehet ab für Deputat u. s. w.	60 — — - — -
Des Mengers Achttheil an 478 rth. 20 gl.	59 — 20 - 6 -
Ausgabe	119 — 20 - 6 -
Reiner Ertrag	380 Rthl. 3 Gr. 6 Pf.

Im Jahre 1785 schor man

Winterwolle 21 Stein à 8 rth.	168 Rthl.	— Gr.	— Pf.
Lammwolle 3½ Stein à 8 rth.	28 —	—	—
Sommerwolle 20½ St. à 8 rth.	164 —	—	—
Wolle 45 Stein			
Für 40 Brackschöpse à 1 rth. 16 gl.	66 —	16	—
- 40 Brackschaafe à 1 rth. 16 gl.	66 —	16	—
- 10 dergleichen ins Haus	16 —	16	—
- Schlacht- u. Sterblingsfelle a 5 gl.	5 —	20	—
Einnahme	515 —	20	—
Hiervon wird abgerechnet für Deputat ꝛc.	60 —	—	—
Des Mengers Achttheil an 493 rth. 8 gl.	61 —	16	—
Ausgabe	121 —	16	—
Reiner Ertrag	394 Rthl.	4 Gr.	— Pf.

Im

Im Jahre 1786 hatte man

Winterwolle 22 Stein à 8 rth.	176 Rth. — Gr. — Pf.
Lammwolle 4 Stein à 8 rth.	32 — — . — .
Sommerwolle 20 Stein à 8 rth.	160 — — . — .
Wolle 46 Stein	
Für 50 Prackschöpse à 1 rth. 20 gl.	91 — 16 . — .
- 40 Prackschaafe à 1 rth. 16 gl.	66 — 16 . — .
- 10 dergl. zur Hauskonsumtion	16 — 16 . — .
- Schlacht- u. Sterblingsfelle à 6 gl.	6 — — . — .
Einnahme	549 — — . — .
Hiervon wird abgerechnet für Deputat rc.	60 — — . — .
Des Mengers Achttheil an 526 rth. 8 gl.	65 — 19 . — .
Ausgabe	125 — 19 . — .
Bleibt reiner Ertrag	423 Rth. 5 Gr. — Pf.

Aus diesem allen sehen Sie, daß in H** während der zehn Jahre von 400 Stück Wolle abgeschoren worden ist — 446½ Stein
mithin mehr als in O** 91 Stein.

Die 446½ Stein betragen an Gelde 3125 Rth. 10 Gr.
also wegen der Güte der Wolle und des mehrern Gewichts 883 rth. 12 gl. mehr Wollgeld als in O**.

Die sämtliche Einnahme der Schäferey hingegen ist gewesen : 4670 Rth. 16 Gr. — Pf.
mehr als in O** : : 977 Rth. 9 Gr. — Pf.

Der reine Ertrag in H** ist : : 3553 Rth. 13 Gr. 6 Pf.
folglich höher als in O** 801 Rth. 3 Gr. 6 Pf.

Die bessere Abwartung der Schaafe in H** machte also, daß von 100 Stück jährlich 11 Stein, anstatt 8½ geschoren ward. Wenn daher die neulich angefangene Veredlung der Schaafe glücklichen Fortgang hat, so bin ich überzeugt, daß diese Schäferey eine der vorzüglichsten werden wird. Da Sie von dem Nutzen der veredelten Schäfereyen vollkommen überzeugt sind; so erspahre ich mir den Beweis durch Darlegung der Benutzung der Schä-

Schäferey des Herrn von U**, der von 100 Stück gewöhnlich 12 bis 13 Stein jährlich abschneidet, wovon der Stein seit drey Jahren nicht unter 14 Rthlr. verkauft worden ist. Der an und für sich hohe Preis der spanischeinländischen Wolle würde noch höher steigen, wenn unsere sämmtlichen Schäfereybesitzer die Wolle gehörig sortirten, und wenigstens die Wolle von dem Rücken besonders aufbewahrten. Der hohe Preis dieser feinen Wolle würde die Seiten- und Schenkelwolle im Preise nicht zu sehr heruntersetzen, aber das ganze zusammen brächte gewiß noch mehr Ertrag als itzt.

Zuletzt muß ich noch einer Art von Benutzung der Schaafe gedenken, die itzt so allgemein auch an Orten, wo man sie sonst nicht kannte, zu werden anfängt, nähmlich des Hordenschlages. Ich mag über die Entstehung desselben nachdenken wie ich will, so kann ich mir sie nicht anders denken, als daß ein Schaafbesitzer einmal kein Stroh in seine Ställe einzustreuen hatte. Da er nun den Dünger doch für seine Felder benutzen wollte, so stallte er seine Schaafe gleich aufs Feld. Man fand ehedem den Hordenschlag auch nur in stroharmen Gegenden; itzt aber scheint er allgemein eingeführt zu werden, da er doch nur für jene gehört.

Sie wissen, daß nur derjenige Dünger die vollkommenste Pflanzennahrung geben kann, dessen düngende aus Erde, Wasser, Salz und Oehl bestehenden Theile einige Fäulniß bereits erlitten ha-

ben, wodurch sie gewissermaßen aufgelöset und mit der Erde zu einer gleichartigen Materie werden. Da nun diese Fäulung dem Schaafmiste des Hordenschlags gänzlich mangelt, vielmehr dessen öhlige und salzige Theile in der freyen Luft ausdünsten, zumal wenn der Schaafmist nicht eher untergeackert wird, als bis die ganze Länge herunter gedünget ist; so wird die mehresten male nur die schlechte Masse des Schaafmistes in die Erde kommen und nicht den Nutzen haben, welchen der Stallmist leistet, der überdieß noch für dem Wintermiste Vorzüge hat. Lassen Sie sich nicht durch die Vielheit der Acker, welche gemeiniglich mit dem Hordenschlage gedünget werden, übertäuben, es ist nur ein Scheinvortheil. Sehen Sie einmal die Felder des Hordenschlags an! Gemeiniglich stehet nur die erste Frucht gut, die zwey folgenden aber belohnen kaum die Mühe, wenn nicht außerordentliche fruchtbare Witterung einfällt. Die mit Stallmist gedüngten Felder tragen nicht nur in der ersten Frucht besser, sondern die zwey andern Früchte misrathen auch nicht. Wird darauf ein solches Feld einen Sommer mit Klee benutzet; so kann man noch einmal mit Vortheil Korn und einmal Haser davon nehmen, so bald der Dünger nicht zureichen will. Sie werden den Vorzug ohnstreitig eher einer Düngung einräumen, deren Kräfte so dauernd sind, als einer solchen, die aus Noth erfunden ward, und daher nur die Wirkung eines Nothmit-

tels

tels haben kann. Es wird mir beynahe bis zur unwidersprechlichen Wahrheit gewiß, daß ein nachlässiger und unordentlicher Verwalter der Erfinder des Hordenschlages gewesen sey. Für Verwalter, welche keine Eintheilung ihrer Zeit machen können, ist der Hordenschlag eine vortreffliche Sache. Bey demselben brauchen sie weder für Einstreustroh, noch für die Mistfuhren zu sorgen. Das einzige, was sie thun müssen, ist, daß sie den Mist unterackern lassen wenn die Breite herunter gehordet ist. Allein auch dieses thun sie nicht allemal. In O**, wo stark gehordet wird, habe ich drey Sommer hindurch den Dünger vom ersten Hordentage an bis in den September auf dem Acker liegen gesehen. Dafür wuchs aber auch elendes Getrayde darauf.

Eine andere Unbequemlichkeit des Hordenschlages ist ferner, daß die Düngung nicht gleich stark geschehen kann. Die Plätze, wo die Horden einige oder auch nur eine Nacht gestanden haben, werden immer stärker gedünget werden, als die, wo die Horden nur am Tage stehen. Selbst die langen und kurzen Nächte erschweren die Gleichheit: denn wer wird wohl einem Schäfer mit Billigkeit zumuthen können, daß er in den langen Nächten die Horden fortschlagen solle. Es ist dieses besonders von den Orten zu verstehen, wo alle Morgen die Horden weiter fortgerückt werden. Sie können mir keineswegs mit einigem Rechte die weit entlegenen Felder entgegen setzen, welche so mühsam zu

bedüngen sind; Sie dürfen mir auch nicht einwenden, daß dazu viele Fuhren und Zeit erfordert wird. Ein Landwirth, dessen Felder eine Stunde und drüber von seinem Gehöfte entfernt liegen, kann sich diese Mistfuhren dadurch erleichtern und dabey an Zeit gewinnen, daß er mit dem Wechselwagen fährt, dergestalt, daß den Vormittag die Hälfte Gespann den Mist aus dem Hofe bis auf den halben Weg fährt, zumal wenn die Gegend bergig ist, die andere Hälfte hingegen von da den Mist bis aufs Feld bringet. — Des Nachmittags wird umgekehrt gefahren. Wenn ein solcher Guthsbesitzer nicht hinreichend Gespann hat; so ist er ein schlechter Wirth, der auch bey nahen Feldern zu Grunde gehen müßte, nur mit dem Unterschiede, daß es in diesem Falle später als in jenem erfolgen würde.

Die Gesundheit der Schaafe wird ohne Hordenschlag bei einem nur mit mittelmäßigen Wirthschaftskenntnissen versehenen Guthsbesitzer keinesweges Schaden leiden. Ein solcher wird seine Schaafe in den warmen Sommernächten gewiß nicht in dem Stalle, sondern vor demselben auf einem wohl bestreueten trockenen Platze liegen lassen. Den zweyschürigen Schaafen wird der Hordenschlag ohnehin schädlich seyn, wenn sie im Frühjahre nach der Schur, und im Herbste nach derselben in den Horden liegen müssen, und dieses müssen sie, wenn anders eine ansehnliche Fläche mit dem Hordenschlage ge-

gedünget werden soll. Man müßte es denn so machen, wie einige Verwalter es thun, daß sie die Herbstschur erst zu Ausgang des Oktobers verrichten lassen, wenn Sie den bestimmten Platz abgedünget haben. Hat nun ein solcher Verwalter einen Schäfer, der sein Vieh und seinen Vortheil lieb hat, so wird er betrogen. Denn der Schäfer wird sich gleich vom Anfange seinen zu düngenden Acker überschlagen und mit der Zeit vergleichen. Findet er nun, daß er bey ordentlicher Düngung tief in Oktober hinein kommt, so rückt er die Horden des Nachts oder früh vor Tage fort, damit er zeitiger fertig wird. Der Acker wird also schlecht gedünget. Ueberlegen Sie alle diese Unbequemlichkeiten genau, und dann sagen Sie mir, ob Sie nicht den Hordenschlag mit guten Gründen verwerfen werden. Ich meines Theils habe ein Jahr mit Hordenschlag düngen müssen; allein dieses geschah nicht wieder. Mein Herr war zu vernünftig, als daß er ein so fehlerhaftes Verfahren länger beybehalten hätte.

Dreyzehnter Brief.

Görlitz im November 1787.

Von je her war der Ackerbau und die damit verbundene Viehzucht der einzige sichere Weg, sein gutes Auskommen nicht nur, sondern auch Reichthümer zu

erwerben. Und doch ist diß nur bey wenigen mehr der Fall! Man muß sich noch mehr darüber wundern, wenn man bedenkt, daß unter allen den Mitteln, welche das Wohl eines Landes befördern und vermehren, der Ackerbau das vorzüglichste ist. Er ist eine so wesentlich nothwendige Beschäftigung zur Erhaltung des Menschengeschlechts; und doch siehet man dessen mehreste Bebauer verarmen. Kein Geschäft des Menschen hat einen so allgemein gewissen Absatz zu hoffen als der Ackerbau; denn keines derselben hat ein so allgemeines Bedürfniß. Selbst Künste, Manufacturen und Fabricken aller Art gründen sich auf den Ackerbau, und können ohne reichlichen Ertrag desselben nicht in die Höhe gebracht werden. Ja, wenn sich auch alle diese Beschäftigungen durch zufällige Umstände bis zur höchsten Stufe hinauf geschwungen haben; so werden sie sich troß ihrer fleissigen Arbeiter und gewissen Abnehmer dennoch nicht bey ihrem Glanze erhalten können, wenn der Ackerbau ihres Landes allgemein schlecht betrieben wird. Ohngeachtet alle Arbeiter in den Manufacturen ihren Unterhalt reichlich verdienen, so werden sie doch aus Mangel an Nahrungsmitteln ihr Gewerbe aufgeben müssen.

Ich glaube ganz gewiß, daß Sie von dem heilsamen Einflusse des Ackerbaues auf das Wohl eines ganzen Volks vollkommen überzeugt sind, daß ich daher des weitern Beweises überhoben seyn kann. Nicht also bey dem folgenden Satze, den Sie so

unumschränkt zu bezweifeln suchen, woran, wie ich glaube, Ihre mir zugeschickte Abhandlung schuld ist.

Sie läugnen nähmlich, daß der Ackerbau mehr liefere, als zum Unterhalte des Bebauers nothwendig sey. In der Regel ist dieser Satz vollkommen richtig, und sie können bey dem größten oder bey dem kleinsten ihrer Nachbarn die Beweise dazu finden. So wie aber keine Regel ohne Ausnahme ist, so auch diese. Es kann zehn, zwanzig und mehr Wirthe geben, welche nicht einmal ihren Unterhalt erbauen, wie z. B. die Gegenden diß beweisen, welche heuer von dem Hagel getroffen worden sind; dafür aber hat bei weitem die größte Zahl einen so großen Ueberfluß, daß sie diese Unglücklichen und noch eine Menge anderer damit versehen können. Der Satz bleibt daher unumstößlich gewiß, daß vom Ackerbau allemal ein Ueberschuß erwartet werden kann, nur ist dieser Ueberschuß selbst so verschieden, als es einzelne verschiedene Landbebauer giebt.

Soll dieser Ueberschuß dem Landmanne aber nicht lästig, sondern ein Ermunterungsmittel zum größern Fleisse werden, so muß er ihn auf die leichteste und zugleich vortheilhafteste Art versilbern können. Hier zeigt sich nun die Nothwendigkeit von Manufacturen und Fabriken. So wie diese ohne jenem nicht entstehen und sich erhalten können, so kann der Ackerbau ebenfalls sich ohne sie nicht erheben. Geschieht dieses nun nicht, so wird ein Land, in welchem der Ackerbau schlecht betrieben wird, wenig

Men-

Menschen besitzen, weil diese ohne hinreichende wohlfeile Lebensmittel nicht bestehen können. Wie kann aber Wohlfeilheit ohne Menge der zu verkaufenden Waare erwartet werden? Allein ohne Aufmunterung wird kein Landbebauer seinen Acker so behandeln, daß er mehr giebt als er zu seinem Unterhalte benöthiget ist. Ich könnte Ihnen hier zwey Provinzen nennen, die nicht zu weit von ihrem Vaterlande entfernt sind, und den Beweis von diesem Satze abgeben.

Die gewöhnlichsten Aufmunterungsmittel sind Befehle, Handelsverbote, Prämien, Anlegung freyer Getraydemärkte u. s. w. Allein, soviel ich aus der Erfahrung weiß, nützen sie eben so viel als Zwang und Strafgesetze wider Spiel, Duell, Schmausereyen und Luxus überhaupt. Ich glaube vielmehr, daß Luxus aller Art jedes Gewerbe, also auch den Ackerbau, befördere. Wer zweifelt wohl daran, daß der ordentliche und ehrliche Landmann, wenn er diese oder jene ihm bisher unbekannte aber gefallende Sache sich verschaffen will, nicht seinen Fleiß verdoppeln wird? Von unordentlichen und verschwenderischen ist hier die Rede nicht.

Ich kann ohnmöglich glauben, daß irgend ein Mensch, wenn er auch der größte Pflegmatikus wäre, gegen Dinge, welche seine Bequemlichkeit befördern, seinen Wohlgeschmack vergrößern, mit einem Worte, welche seine physische Glückseeligkeit vermehren, unempfindlich seyn sollte. Der einzige Geitzige ausgenom-

genommen, von welchem hier ebenfalls die Rede nicht ist, wird gleichgültig gegen Gegenstände dieser Art seyn. Diese Reitzungen des Fleisses also entstehen aus dem Luxus aller Art, er erhält und vergrößert nicht nur Künste, Manufacturen und Fabriken, sondern befördert auch den Ackerbau ungemein. Selbst der kleinste Guthsbesitzer, der Bauer, wird seinen Acker sorgfältiger bauen und sein Vieh besser abwarten, damit er sich, seiner Frau und seinen Kindern Kleider von besserer Güte und feinerm Ansehen schaffen könne. In Gegenden hingegen, wo diese Reitzungen nicht sind, oder erschweret werden, ist der kleine und der große Guthsbesitzer nachläßig in Betreibung seiner Wirthschaft, weil er nicht absiehet, wozu ihm sein größerer Fleiß dienen könne. Selbst Abgaben, wenn sie auf eine weniger empfindbare Art erhoben werden und nach dem möglich zu erhaltenden Ertrage eingerichtet werden, sind ein mächtiger Sporn zum größern Fleiße: werden sie aber überspannt; so machen sie den Landmann träge. Da Sie mit diesen Dingen besser bekannt sind als ich, so übergehe ich die weitere Ausführung derselben, weil sie mich ohnehin zu weitläuftig machen würden. Vielmehr wende ich mich zur Beantwortung Ihrer Frage, die Sie zugleich mit der mir überschickten Abhandlung des Herrn von Tenekendorf * an mich ergehen ließen.

Die

* Zufällige Gedanken über die Frage: warum der heutige Landmann, obgleich die Landgüther gegen die Zeiten unserer Vor-

Die Beantwortung der Frage: warum die Guthsbesitzer itzt nicht mehr soviel, als ehedem, erwerben, ohngeachtet manche ihrer Produkte theurer wie sonst bezahlet werden; verdient allerdings die Aufmerksamkeit jedes Menschenfreundes. Sie verdient die Untersuchung mehrerer, ja der erfahrensten Männer, denen* ich mich in diesem Fache nicht gleichstellen will, weil sie nicht einzelne Guthsbesitzer, sondern den ganzen Ackerbau treibenden Stand angehet. Allein so wie sie da stehet, und wie sie der würdige Oekonom, der Herr von Benekendorf, angesehen und beantwortet hat, scheint sie mir nicht richtig abgefasset worden zu seyn. Ich bin zu sehr von den menschenfreundlichen Gesinnungen des Herrn von Benekendorfs überzeugt, als daß ich vermuthen könnte, derselbe würde mir es übel auslegen, wenn ich ihm in manchen Stücken widerspreche. Noch weniger aber hoffe ich, daß mein Widerspruch als eine Aufforderung zu Streitschriften von ihm angesehen werden wird, da ich nichts so sehr verabscheue als Streitsucht, welche öfters mit einer unanständigen stolzen Rechthaberey verbunden ist. Ich verlange auch keinesweges, daß weder Sie noch ein andrer meine, über diese Materie geäußerten, Meynungen für Orakelsprüche ansehen solle; denn ich weiß zu gut, daß irren etwas menschliches

Vorfahren eine weit stärkere Einnahme gewähren, dennoch bey deren Bewirthschaftung mehr arm als reich wird? von dem Verfasser der Oeconomia forensis. Halle im Verl. des Waysenh. 1786.

liches ist. Ich habe sie einzig und allein in der Absicht niedergeschrieben, daß vielleicht ein Anderer dadurch veranlasset werden solle, diese wichtige Sache vollends aufs reine zu bringen.

Ehe ich die Frage selbst durchgehe, muß ich Ihnen noch einige Bedenklichkeiten überschreiben. Die Frage scheint mir, wie ich bereits vorhin erinnerte, nicht richtig abgefasset, sondern auf falschen Voraussetzungen gegründet zu seyn. Es wird in derselben angenommen, daß die Ländereyen bey unsern Vorfahren vor hundert und mehr Jahren weniger als itzt eingebracht haben. Allein die Belege davon hat man vergessen. Bey einer solchen Behauptung ist nothwendig, daß man bestimme, welche Artickel der Landwirthschaft in den itzigen Zeiten mehr oder weniger eintragen. Versteht man darunter die Benutzung sämmtlicher Viehzucht, so hat die Behauptung einigen Grund; ohngeachtet an den von volkreichen Städten entlegenen Orten der höhere Preis kaum einen Groschen von der Kanne Butter und nicht einen Thaler von jedem Stück überhaupt mehr als sonst beträgt. Da aber in den meisten deutschen Staaten nicht die Viehzucht, sondern der Ackerbau die Hauptsache ausmacht, so glaube ich auch, daß besonders von diesem die Frage verstanden werden muß; und dann ist die Voraussetzung ungegründet.

Es ist in der That eine angenehme Ueberraschung, wenn man ein oder mehrere Jahrhunderte

zurück=

zurückgehet, und alsdann findet, daß ohngeachtet der sehr steigenden Volksmenge mancher Länder, die Getraydepreise doch nicht außerordentlich gestiegen sind. Natürlicher Weise muß man daraus auf vermehrten Fleiß der Ackerbau treibenden Klasse und einer verhältnißmässigen Geldmasse schliessen. Besonders auffallend ist dieses in dem vorhergehenden Jahrhunderte in Sachsen; und wie ich aus dem 8ten Bande der Nicolaischen Reisebeschreibung sehe, so sind sich die Getraydepreise seit 1750 in Augsburg, die theuren und Kriegsjahre ausgenommen, so ziemlich gleich geblieben. Da ich aber nur von Sachsen einige genaue Kenntniß der Getraydepreise habe, so werde ich mit diesem den Beweis für Sie führen, daß unsere Guthsbesitzer von ihren Getraydepreisen keinesweges ein höheres Einkommen haben als ihre Vorfahren. Ich wollte Ihnen erst aus den bis 1568 zurückgehenden **schen Rechnungen die Vergleichung dieser Getraydepreise überschicken; da ich dieselben aber nicht bey der Hand habe, so will ich sie aus einem Buche entlehnen.* Diesem zu Folge halten sich die Preise, wovon ich Ihnen nur die von zehn zu zehn Jahren auszeichne, in dem 17 und 18 Jahrhunderte zu Dresden folgendermassen:

Monath

* Kurze Geschichte der Abgaben, besonders der Konsumtions- und Handelsabgaben in Sachsen. 1783.

Monath May.

	Beste 1602.	Beste 1702.	Geringste 1602.	Geringste 1702.
Korn	1 Rthlr. 12 Gr.	1 Rthlr. 18 Gr.	1 Rthlr. 9 Gr.	1 Rthlr. 9 Gr.
Waitzen	2 — 4 —	2 — 10 —	1 — 21 —	2 — 4 —
Gerste	1 — 9 —	1 — 7 —	1 — 5 —	
Hafer	— — 21 —	1 — 6 —	— — 15 —	— — 21 —

November.

	Beste 1602.	Beste 1702.	Geringste 1602.	Geringste 1702.
Korn	1 Rthlr. 14 Gr.	1 Rthlr. 10 Gr.	1 Rthlr. 11 Gr.	1 Rthlr. 9 Gr.
Waitzen	2 — 5 —	2 — 2 —	1 — 22 —	1 — 19 —
Gerste	1 — 10 —	1 — 4 —	1 — 6 —	
Hafer	— — 21 —	— — 23 —	— — 14 —	— — 15 —

May.

	Beste 1612.	Beste 1712.	Geringste 1612.	Geringste 1712.
Korn	2 Rthlr. 14 Gr.	2 Rthlr. 2 Gr.	2 Rthlr. 10 Gr.	1 Rthlr. 20 Gr.
Waitzen	2 — 21 —	2 — 10 —	2 — 15 —	2 — 4 —
Gerste	2 — 3 —	1 — 18 —	2 — — —	
Hafer	1 — 10 —	1 — 8 —	— — 17 —	— — 23 —

November.

	Beste 1612.	Beste 1712.	Geringste 1612.	Geringste 1712.
Korn	2 Rthlr. 14 Gr.	2 Rthlr. 10 Gr.	2 Rthlr. 11 Gr.	2 Rthlr. 4 Gr.
Waitzen	2 — 19 —	2 — 12 —	2 — 15 —	2 — 5 —
Gerste	2 — 2 —	1 — 16 —	1 — 23 —	
Hafer	1 — 9 —	1 — 8 —	— — 18 —	— — 23 —

Monath May.

	Beste. 1622.	Beste. 1722.	Geringste. 1622.	Geringste. 1722.
Korn	8 Rthlr. 18 Gr.	1 Rthlr. 11 Gr.	8 Rthlr. 8 Gr.	1 Rthlr. 9 Gr.
Waitzen	10 — 12 —	2 — 4 —	10 — 7 —	2 — 2 —
Gerste	7 — 21 —	1 — 4 —	7 — 12 —	
Hafer	3 — 16 —	— — 21 —	2 — 15 —	— — 17 —
November.				
Korn	12 Rthlr. 6 Gr.	1 Rthlr. 21 Gr.		
Waitzen	13 — 3 —	2 — 4 —		1 Rthlr. 8 Gr.
Gerste	10 — 22 —	1 — 1 —		
Hafer		— — 18 —	3 Rthlr. 22 Gr.	— — 15 —

May.

	Beste. 1632.	Beste. 1732.	Geringste. 1632.	Geringste. 1732.
Korn	2 Rthlr. 9 Gr.	1 Rthlr. 21 Gr.	2 Rthlr. 4 Gr.	
Waitzen	2 — 21 —	2 — 12 —	2 — 16 —	
Gerste	2 — 12 —	1 — 8 —	2 — 8 —	
Hafer	1 — 18 —	1 — — —	1 — 12 —	— — 20 Gr.
November.				
Korn	1 Rthlr. 19 Gr.	1 Rthlr. 18 Gr.	1 Rthlr. 16 Gr.	
Waitzen	2 — 21 —	2 — 2 —	2 — 13 —	
Gerste	2 — — —	1 — 6 —	1 — 20 —	
Hafer	1 — 4 —	— — 21 —	— — 20 —	— — 17 Gr.

May.

May.

	Beste 1642.	Beste 1742.	Geringste 1642.	Geringste 1742.
Korn	1 Rthlr. 18 Gr.	2 Rthlr. 5 Gr.	1 Rthlr. 14 Gr.	
Waitzen	3 — 2 —	2 — 17 —	2 — 18 —	
Gerste	1 — 12 —	1 — 16 —	1 — 10 —	
Hafer	— — 20 —	1 — 2 —	— — 12 —	— — 19 Gr.

November.

	Beste 1642.	Beste 1742.	Geringste 1642.	Geringste 1742.
Korn	1 Rthlr. 18 Gr.	2 Rthlr. 6 Gr.	1 Rthlr. 14 Gr.	
Waitzen	2 — 19 —	3 — 6 —	2 — 12 —	
Gerste	1 — 10 —	1 — 16 —	1 — 6 —	
Hafer	— — 20 —	1 — 5 —	— — 13 —	1 Rthlr. 1 Gr.

May.

	Beste 1652.	Beste 1752.	Geringste 1652.	Geringste 1752.
Korn	1 Rthlr. 21 Gr.	1 Rthlr. 14 Gr.	1 Rthlr. 18 Gr.	
Waitzen	2 — 10 —	2 — 9 —	2 — 7 —	
Gerste	1 — 12 —	1 — 8 —	1 — 9 —	
Hafer	— — 20 —	1 — — —	— — 14 —	— — 20 Gr.

November.

	Beste 1652.	Beste 1752.	Geringste 1652.	Geringste 1752.
Korn	1 Rthlr. 18 Gr.	1 Rthlr. 14 Gr.	1 Rthlr. 15 Gr.	
Waitzen	2 — 8 —	2 — 8 —	2 — 5 —	
Gerste	1 — 12 —	1 — 10 —	1 — 9 —	
Hafer	1 — — —	— — 23 —	— — 17 —	— — 20 Gr.

Ma y.

	1662. Beste.	1762. Beste.	1662. Geringste.	1762. Geringste.
Korn	2 Rthlr. 7 Gr.	11 Rthlr. — Gr.	1 Rthlr. 21 Gr.	
Waitzen	2 — 17 —	11 — 8 —	2 — 8 —	
Gerste	1 — 18 —			
Hafer	1 — — —	6 — 8 —	— — 18 —	

November.

	1662. Beste.	1762. Beste.	1662. Geringste.	1762. Geringste.
Korn	3 Rthlr. 3 Gr.	12 Rthlr. 20 Gr.	2 Rthlr. 13 Gr.	
Waitzen	3 — 18 —	13 — 20 —	3 — — —	
Gerste	2 — 2 —	8 — 16 —		
Hafer	— — 22 —	6 — — —	— — 14 —	5 Rthlr. 8 Gr.

Ma y.

	1672. Beste.	1772. Beste.	1672. Geringste.	1772. Geringste.
Korn	1 Rthlr. 2 Gr.	7 Rthlr. — Gr.	— Rthlr. 23 Gr.	
Waitzen	1 — 15 —	8 — — —	1 — 9 —	
Gerste	— — 19 —	6 — — —		
Hafer	— — 12 —	3 — — —	— — 8 —	2 — 18 —

Novem-

November.

	Beste. 1672.		Beste. 1772.		Geringste. 1672.		Geringste. 1772.	
	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.
Korn	1	10	4	12	1	—	4	8
Waitzen	1	18	5	8	1	9	5	4
Gerste	1	3	3	8				
Hafer	—	18	1	16	—	11	1	8

Monath May.

	Beste. 1682.		Beste. 1782.		Geringste. 1682.		Geringste. 1782.	
	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.
Korn	—	23	1	22	—	18	1	20
Waitzen	1	17	2	16	1	9	2	14
Gerste	—	22	1	16				
Hafer	—	16	1	6	—	11	1	3

November.

	Beste. 1682.		Beste. 1782.		Geringste. 1682.		Geringste. 1782.	
	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.
Korn	—	23	2	4	—	18	2	2
Waitzen	1	12	2	18	1	12	2	16
Gerste	—	18	1	18				
Hafer	—	16	1	10	—	11	1	7

 Mit

Mit dem November 1684 steigt der Getraydepreis beym Korn bis 2 Rthlr. 21 Gr.

Waitzen 2 — 21 —

Gerste 2 — 9 —

Hafer 1 — 12 Gr.; in welchem Preise es bey uns nicht stand. Ueberhaupt werden Sie aus dieser Vergleichung sehen, daß unsere Vorfahren in manchem Betrachte besser noch als wir verkauft haben. Wenn Sie bey 1762 den hohen Getraydepreis finden, so müssen Sie nicht vergessen, daß die Zeit in den siebenjährigen Krieg fällt, wo der Thaler nur neun Groschen wirklichen Werth hatte, wenn er gleich damals 24 gl. galt. Allein man kannte diese eiserne Münze zu gut, als daß man nicht den Preis aller Waaren darnach hätte erhöhen sollen. Denn nach Wiederherstellung des Friedens und der Münzordnung fiel der Preis wieder bis auf den gewöhnlichen Satz. Ich glaube nicht, daß Sie mich tadeln werden, daß ich die Preise der Stadt Dresden genommen habe, die sich meinem Bedünken nach schon deshalb gut dazu zu schicken schienen, weil Dresden gleichsam im Mittelpunkt alles sächsischen Getraydehandels liegt.

Bey der aufgeworfenen Frage hätte auch genau untersucht werden sollen, ob unsere Vorfahren oder wir mehr Getrayde erbauet, und eine stärkere Viehzucht getrieben haben. Ich gestehe es offenherzig, daß wir hier weit hinter denselben geblieben

sind,

sind. Ich mag entweder ihren häuslichen Aufwand des Getraydes und des Viehes, oder ihren Verkauf derselben betrachten, so zeigt mir beydes das Uebergewicht der Vorfahren. Die Ursache warum, sollen Sie bald hören.

Meinem Bedenken nach muß die Frage also heissen: Warum gehen heut zu Tage so viel große und kleine Guthsbesitzer zu Grunde; oder: Welches sind die Ursachen, weswegen itzt so viel große und kleine Guthsbesitzer verarmen?

Ehe ich Ihnen nun meine ohnmaßgebliche Meynung sage, will ich noch zuvor die Ursachen anführen, welchen der Herr von Benekendorf den Verfall zuschreibt. Nachdem derselbe S. 6 „die Erschö„pfung des Ackers von seinen ursprünglichen Kräf„ten, nebst einer seit einigen Jahren ungewöhnli„chen unfruchtbaren Witterung als Nebenursache „angegeben hat, so werden als Hauptursachen S. „38 angeführt.

1) „Die Unwissenheit und Unerfahrenheit der meisten Landwirthe.

2) Die beständige Abwesenheit vieler derselben.

3) Die Unwissenheit und Unerfahrenheit ihrer Ehegattinnen.

4) Den unverhältnißmäßigen Aufwand in ihren Haushaltungen.

5) Das faule, zum Theil treulose und untaugliche Gesinde.

6) Die schlechten Dienstleistungen der Unterthanen.

7) Die öfters fehlgeschlagenen oder übertriebenen Güthverbesserungen.

Daß diese Ursachen nicht durchgehends allgemein sind, erhellet aus dem ersten Anblick derselben, und folglich fällt ihre wirkende Kraft größtentheils weg. Selten wird man häufige Guthsverbesserungen an Feld und Wiesen wahrnehmen, und noch seltener werden diese fehlschlagen. Wenn man auch, die hin und wieder auf Landgüthern befindlichen kostbaren Gebäude unter dieselben rechnen wollte, so hat dieses Bauen unter hundert wohl nur einen arm gemacht, und der Bauer ist von diesem Uebel ganz frey. Es ist auch noch nicht so ausgemacht als man gemeiniglich annimmt, daß unsere Vorfahren durchgehends viel wohlfeiler gebauet haben als wir. Das Arbeitslohn war freylich geringer, aber dafür haben sie auch länger über einem Baue mit mehr daran arbeitenden Händen zugebracht als wir. Eben so wenig kann allgemein erwiesen werden, daß sie überall fester als wir baueten. Unsere mit Fleiß gebaueten Gebäude geben den alten gewiß nichts nach, und werden noch obendrein in kürzerer Zeit erbauet. Rechnet man nun die längere Zeit, die mehrern Arbeiter, obgleich bey wenigerm Tageloh-

ne, zusammen, und vergleicht es mit den Ausgaben unsrer Bauten, so wird der Unterschied kaum bemerkbar werden. Vergleichen Sie vollends die kostbare innere Auszierung der alten Schlösser und die ungeheuern Zimmer und Säle, in welchen manchmal eine sechsspännige Karosse bequem umlenken kann, so wird der Vortheil immer auf der Seite der neuern bleiben.

Die schlechten Dienstleistungen der Unterthanen sind ebenfalls keine allgemeine Ursache. Denn in meinem Vaterlande, wo der Bauer in der Erndtezeit auf den meisten Güthern mit einem bespannten Wagen und 2 Mann, der Gärtner im Sommer einfach, im Winter aber doppelt täglich zu Hofe oder zur Frohne arbeiten muß, wird gewiß kein billig denkender Guthsbesitzer über Faulheit derselben klagen können.

Eben so wenig trift man bey ordentlichen thätigen Guthsbesitzern und Verwaltern faules untaugliches Gesinde an; wo aber der Wirth träge ist, da sind es freylich die übrigen auch, wie Sie aus meinen sämtlichen Briefen sehen können.

Am allerwenigsten würde ich dem Luxus einige Schuld beygelegt haben, da dieser bey unsern Vorfahren, wenn nicht größer, doch gewiß eben so groß als in unsern Zeiten gewesen ist. Der alte Wandspruch: vor diesem war es weit besser; mag wohl, wie es in dergleichen Fällen immer zu geschehen pflegt, Gelegenheit zu diesem Vorwurf gegeben haben.

Es sollte mir nicht schwer fallen vom Fürsten an, bis zum kleinsten Landbewohner Beweise davon zu geben; allein ich begnüge mich mit denjenigen, welche Herr Hunger S. 32 und f. angeführt hat.

Welcher Fürst wird wohl in dem gegenwärtigen Jahrhunderte bey einem Hochfeste

4000 Scheffel Waitzen,
8000 — Korn,
13000 — Hafer,
3600 Eymer Wein und
1600 Faß Bier in 6 Tagen verzehren, als wie bey der Verlobung einer Prinzessin der sonst so ökonomische August im 16 Jahrhunderte gethan hat. Welch adliches Frauenzimmer trägt wohl itzt auf einmal drey Kleider, deren Werth nach unserm Gelde 342 Rthlr. ist? Welche Bürgerfrau schmücket itzt ihren Kopf mit einem Putze der 68 Rthlr. kostet? Ich getraue mir keine zu finden. Und wo endlich hält man itzt Trauermahlzeiten, die mit der können verglichen werden, welche 1495 bey dem Begräbniß des Oberaufsehers Humberts von Langensahlingen gehalten worden ist. Bey dieser Mahlzeit brauchte man

für Victualien	: : :	169 fl.	— gl.
- Kleidungsstücke	: : :	400 -	7 -
- Todtengräberlohn	: :	73 -	19 -
- Confect, Pfarr, Schulmeister, Armengeld und Bothenlohn	: :	110 -	19 -

An

An der Allgemeinheit ähnlicher Verschwendungen kann man keinen Augenblick zweifeln, wenn man sich der großen Säle, und der großen Trinkgeschirre erinnert, die sich noch häufig in den alten Ritterwohnungen finden.

Nicht weniger befremdend war mir es, den Aufwand auf die Kinderzucht als eine Ursache des Aermerwerdens angegeben zu finden. Was die Französinnen anbetrift, so bin ich vollkommen der Meynung, daß sie ein überflüßiges Hausgeräthe sind, weil sie in Ansehung der Sitten viel Schaden anrichten. Selten lernen auch die Kinder von ihnen richtig französisch sprechen, weil sie es selbst nicht können; an das Schreiben ist vollends gar nicht zu denken. Wir verringern aber auch in diesem Stücke den Aufwand der Alten zu sehr. Um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, so wähle ich den Ritterschlag der Alten. Wieviel Aufwand mußte nicht ein Vater machen, wenn er seine Söhne auf diese, in den vorigen Zeiten einzige ehrenvolle, Art versorgen wollte? Ich glaube, daß ein einziger Ritterschlag mehr kostete, als kein Hofmeister in zehn Jahren. Dieser Aufwand mußte dazu noch bey jedem Sohne wiederholet werden, da doch ein Hofmeister manchmal fünf bis sechs Söhne für ein und eben denselben Gehalt erziehen muß. Von den Töchtern sage ich gar nichts, weil die vorhin genannten Schmausereyen sich größtentheils auf dieselben

bezie-

beziehen. Bis hierher konnte ich mit dem würdigen Oekonomen nicht einerley Meynung seyn, dafür aber treffen unsere Meynungen in der Folge öfter zusammen, wenn gleich in verschiedner Rücksicht auf die aufgeworfene Frage.

Als einzige mir bekannte und bey dem ganzen Ackerbau treibenden Stande anzutreffende Hauptursache gebe ich Ihnen ebenfalls die Unwissenheit der meisten Besitzer in Betreibung der Landwirthschaft an. Diese äußert sich aber anders bey anwesenden, anders bey abwesenden Eigenthümern; anders bey selbst bewirthschafteten, anders bey verpachteten Güthern; und auf keine der vorhergehenden Arten bey großen und kleinen Bauernahrungen.

Unwissende anwesende Guthsbesitzer lassen gemeiniglich ihre Wirthschaft durch Verwalter besorgen, welches für sie noch das unschädlichste ist, nur muß es ein ehrlicher Mann, nicht aber ein solcher seyn, wie ich Ihnen in meinen Briefen geschildert habe. Ist diesem nicht vorgeschrieben, zu welcher Zeit und Stunde er die Einkünfte an seinen Herrn abliefern muß, so wird derselbe die Einkünfte gewiß so hoch bringen, als ein selbst wirthschaftender mit Kenntnissen versehener Eigenthümer. Allein wie oft tritt nicht hier der Fall ein, daß der Guthsbesitzer auf das aus dem noch auf dem Felde stehenden Getrayde zu lösende Geld bereits große Summen zur Bezahlung angewiesen hat. Hier kann nun auf

einen

einen vortheilhaften Absatz nicht gewartet werden, sondern man muß verkaufen, so bald es nur aus den Garben gedroschen ist. Ich kenne verschiedene Guthsbesitzer, welche ihre Einkünfte auf diese Art schmählern. Man kann nicht behaupten, daß sie durch unmäßigen Luxus ihre Umstände verschlimmert hätten, wenn man nicht das verderbliche hohe Spielen dazu rechnen will. Dieses setzet manchen Ritterguthsbesitzer und noch weit mehrere Bauern auf einmal auf ihre ganze Lebenszeit zurück. Der beste, ehrlichste und einsichtsvollste Verwalter hat da zu thun, seinen Herrn nur vom gänzlichen Verderben zu retten, dem er doch selten gänzlich entrissen werden kann. Früher und mit schnellern Schritten eilet aber der Besitzer seinem Untergange entgegen, dessen Verwalter treulos und nachläßig handelt. Ein solcher wird alle vier Jahre gewiß ein Kapital aufnehmen müssen, das seinen voraus weggenommenen Einkünften gleichet.

So schädlich auch die Folgen der Unwissenheit bey dergleichen Guthsbesitzern sind, so kommen sie doch in keine Vergleichung mit den selbst wirthschaftenden Guthsbesitzern, welche aus Eigendünkel von sich glauben, daß sie die Landwirthschaft verstehen. Wenn diese auch nicht ihre Einkünfte voraus wegnehmen, wenn sie auch unverschuldete Güther haben; so gerathen sie doch durch ihre verkehrte Betreibung der Landwirthschaft unvermerkt in Verfall. So habe ich z. B. einen solchen Mann gekannt, der

theils

theils aus Büchern gelernt, theils von andern gehört hatte, daß man mit Kalk dünge und auch Waitzen in die Deiche säe. Auf einmal ließ er einen Kalkkasten bauen, kaufte einige und zwanzig Stöße Kalksteine, ließ sie brennen und verkaufte das Stroh. Sein meister Boden war ein kiesiger und eisenschüssiger Sand. Sein Verwalter, der es nur dem Nahmen nach war, weil er nicht den geringsten Vorschlag, ja nicht die mindeste Eintheilung machen durfte, wagte es dißmal, unterthänig zu widersprechen; und bald hätte ihn dieser vernünftige Widerspruch um das Brodt gebracht. „Wenn ich ihm „auch befehle, Hafer aufs Scheundach zu säen, so „muß er es ausführen,“ war die Antwort des Herrn, „denn nicht er sondern ich muß den Schaden tra„gen.“ Dieser blieb auch nicht außen. Denn hatten bisher 600 Morgen unterm Pflug getriebenes Land nebst Wiesen und Hüthung zu 50 Kühen und 500 Stück Schaafen jährlich 1500 bis 1800 Rthlr. eingetragen, wovon der Besitzer ohngefähr die Hälfte als reinen Ertrag rechnen konnte, so waren nach drey Jahren 1200 Rthlr. die höchsten Einkünfte. Noch nicht von der Unanwendbarkeit der Kalkdüngung überzeugt, setzte sie der Herr noch sechs Jahre fort, und verschuldete sein Guth um ein Drittheil. Verstehen Sie mich ja recht, und glauben nicht etwa, daß ich hierdurch der Kalkdüngung eins anhängen wollte; ganz und gar nicht. Niemand kann von ihrer Nützlichkeit nach Lage und

Ort

Ort eingerichtet, mehr überzeugt seyn als ich. Geschwinder verließ eben dieser Herr seinen Einfall, die Deiche mit Waitzen zu besäen. Auf allen seinen Feldern hatte er kaum 100 Morgen Land, welches Waitzen trug, wohin die Deiche keinesweges gehörten, die selbst schlechte Karpfen lieferten, von denen auf zwey Sommer ausgesetzte immer 40 bis 50 Stück auf den Centner gingen. Der Verlust betrug hier nur 50 Scheffel Saamen, der freylich ansehnlich größer wird, wenn ich den Hafer mit in Anschlag bringe, der dafür wäre erbauet worden.

Abwesende in Wirthschaftssachen unerfahrne Guthsherren sind am schlimmsten daran, wenn sie in untreue Hände gerathen. Es muß um so mehr kränkend für sie seyn, ganz ohne ihr Verschulden zurück zu kommen, zumal wenn ihr Stand oder Amt es nicht erlaubt, oft lange oder beständig auf ihren Güthern zu leben. Solche Herren kommen mit jedem Jahre in ihren Wirthschaften weiter in Verfall, welchen sie noch beschleunigen, so bald sie unumschränktes Vertrauen in ihre Verwalter setzen. Der verstorbene Herr von M** pflegte immer von solchen Guthsbesitzern zu sagen: „die Leute klagen „über schlechte Einkünfte und machen es doch so „wie die Störche. Wenn der Winter kommt, ver„lassen sie ihre Güther; da sie doch wohl wissen „sollten, daß Schösser und Verwalter schlechten „Lohn haben, und dabey doch reicher als sie werden.“ Sie werden es auch gemeiniglich bey genauer

Beobachtung wahrnehmen, daß Verwalter, welche gewohnt waren, allein zu wirthschaften, selten in ihren Diensten bleiben, wennn man sie auch gern behalten will, so bald der Herr beständig auf dem Guthe bleibt, weil sie nun nicht mehr ihr Wesen im Finstern treiben können. Sehr oft werden Sie finden, daß dergleichen Verwalter sich großes Vermögen erworben haben, indem ihre Herren in tiefe Schulden gerathen sind. Was kann also wahrers von solchen Verwaltern gesagt werden, die weder durch Erbe oder einen andern Glücksfall reich werden, als der Reim sagt:

Amtleute und Schösser
Bauen große Schlösser,
Es kann nicht fehlen,
Sie müssen stehlen. *

Wenn also ein Guth bey sorgfältiger Bewirthschaftung 2000 Rthlr. einträgt, so wird ein dergleichen Besitzer wohl selten mehr als 1600 bis 1800 Rthlr. Einkommen davon genüßen. Wen wird es unter diesen Umständen wohl noch wundern, daß soviel Guthsbesitzer zu Grunde gehen.

Diese übergroßen Bevortheilungen nebst dem schädlichen Eigensinne, die Einkünfte seines Guths auf ein oder zweymal zu heben, sind ohnstreitig an den vielen Verpachtungen schuld, welche die Gü-

* Richter Axiom. polit. reg. 377 p. 408.

Güther in sich selbst so sehr verschlimmern, daß manche derselben kaum in sechs Jahren wieder in Ordnung gebracht werden können. Ich kenne keine andere Triebfeder zum Pachten als den Eigennutz. Jeder Pachter macht sich einen ohngefähren Ueberschlag, wieviel er wohl gewinnen könne. Von diesem Satze geht nun selten ein Pachter ab, und er gewinnt auch jedesmal wirklich so viel, wenn er kein liederlicher Mann ist. Bringet ihm der Acker und die Viehzucht, wegen eingefallenen Frosts, Hagels, oder anderer unvermutheten Fälle nicht soviel ein; so muß der Eigenthümer durch Erlaß das Fehlende ersetzen. Bringet dieß nicht den ordentlichsten Guthsbesitzer in Unordnung, wenn er einzig und allein von seinen Guthsrevenüen leben muß? Und muß diese Unordnung nicht bey einem an und für sich schon verschuldeten Eigenthümer noch größer werden? Wer wird wohl daran zweifeln.

In Wirthschaften, wo einmal ein Anfang zum Verderben gemacht worden ist, reicht nachher ein Uebel dem andern gleichsam die Hand. Ein Besitzer, der seine Gelder voraus wegnimmt, muß schon bey dem Gläubiger beträchtlich fallen lassen. Ich weiß sogar Beyspiele, wo auf eine Summe von 5000 Rthlr. tausend Thaler mußten abgegeben werden, wenn man das Geld haben wollte. Kein Guth ist im Stande, dergleichen muthwilligen Verlust in einem Jahre wieder zu ersetzen, wenn es

auch der beste Wirthschafter verwaltet. Diese Gelder müssen nun größtentheils nach der Erndte aus dem Getrayde gezogen werden. Die Summe mag groß oder klein seyn, so bringt das Verkaufen in und gleich nach der Erndte Verlust, weil das Getrayde da gerade am wenigsten gilt, wenn nicht der traurige, ausserordentliche Fall einer Theurung eintritt. Durch das Dreschen in der Erndte muß man die Arbeiter bey dem Einerndten entbehren, wenn nicht doppelte Dienste gewöhnlich sind, welches abermahls beträchtlichen Schaden bringt. Anstatt daß bey vorfallenden Gelegenheiten der Besitzer zur Verbesserung seiner Einkünfte einige derselben in seine Besitzungen verwenden sollte z. B. zum Ankauf bessern Saamens, besserer Viehzucht, Veredlung der Schaafe u. s. w. so ist ein solcher ganz außer Stand gesetzt, etwas zu thun.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit den Bauernahrungen, von welchen jährlich eine große Anzahl den Gläubigern Preis gegeben werden. Gemeiniglich schiebt man die Schuld mit Unrecht auf die zu hohen Abgaben, da doch eigentlich die unordentliche Betreibung der Wirthschaft schuld ist. Ich kann dieses nicht besser darthun, als wenn ich Ihnen die größtentheils allgemeine Lebensart der sogenannten Erb- und Freybauern beschreibe, von welchen hier nur die Rede ist, weil die andern kein erbliches Eigenthum haben, folglich nicht sich, sondern dem

dem Grundherrn zu Grunde gehen, das denn oft genug aus ähnlichen Ursachen geschieht. Unsere meisten Bauern arbeiten selbst wenig mehr auf dem Felde, sondern lassen ihre Aecker durch die Knechte bestellen. Dieses macht, daß der Bauer nicht nur einen Knecht mehr als sonst halten muß, sondern seine Aecker noch dazu schlechter bestellt werden, weil sein Beyspiel das Gesinde träge macht. Der müssige Bauer sucht sich nunmehr die Langeweile durch Spielen zu vertreiben, oder er besucht seine ebenfalls faulen Nachbarn, und schwelget mit ihnen. Es wird wohl kein Land seyn, wo nicht durch geschärfte Mandate das hohe Spielen verboten ist; aber wer wachet, besonders auf dem Lande, über die Ausübung dieser Gesetze? Niemand! Mehrentheils sündigen sie alle, vom Guthsbesitzer bis auf den Hirten, dawider. Ich habe mehrmalen in den Dorfschenken Ihrer und meiner Gegend Bauern in Hazardspielen angetroffen, wo 10 bis 20 Thaler auf einmal auf dem Teller standen. Traurig zuckte ich die Achseln! Besonders arg soll in den Gasthöfen nahe um die Salzwerke gespielet werden. Die Gelegenheit dazu ist an solchen Orten häufiger als anderswo, weil die Halloren und andere bey dem Salzsieden nöthige Personen immer ihre gewissen Einnahmen haben. Bey dergleichen Spielen trägt es sich oft zu, daß ein Bauer in einem Abend sein ganzes Vermögen verspielet, oder sich wenigstens halb zu Grunde richtet. Nicht weniger

trägt die schädliche Gewohnheit des Koffeetrinkens der Bauerweiber dazu bey. Wenn es hier nur auf das Geld für den Koffee ankäme, so würde ich dieser Sache gar nicht erwehnet haben, weil sie gleichsam meiner Behauptung von der Unschädlichkeit des Luxus zu widersprechen scheinet. Allein diese unseelige Koffeelust kostet noch obendrein viel Zeit. Früh wird eine Stunde, und Nachmittage wieder eine auf diese Schwelgerey verwendet, während welcher die Mägde ohne Aufsicht sind. Bey manchen Bauerweibern geht das Ding bereits so weit, daß die Mägde sogar an dieser schwarzen Stunde Theil nehmen müssen, wodurch bey der Arbeit noch mehr versäumet wird. Ein anderer Schade, der zwar anfangs, wie jeder fressende Schade, nur gering scheinet, ist der mehrere Verbrauch von Holz, weil die Koffeestunde nicht in der gewöhnlichen Frühstücksstunde, bey welcher man ebenfalls mit isset, sondern nachher gehalten wird. Da der Koffee, im Ganzen genommen, gewiß mehr erschlaffet, als stärket, so ist die Trägheit der Koffeetrinkenden Bauern mir wenigstens leicht zu erklären. Diese Erschlaffung wird bey vielen auch noch durch häufiges Branteweintrinken vermehret. Was sollen nun aber solche Eltern für Kinder zeugen? Krüplichte! Es ist eine traurige Bemerkung für den Menschenfreund, wenn er itzt unter dem Landvolke soviel verkrüpelte Menschen findet. Da, wo man sonst die Gesundheit zu suchen pflegte,

findet

findet man itzt matte, bleiche, kraftlose Menschen. Selten kann ein itziger Knecht so viel tragen, arbeiten und Beschwerlichkeiten der Witterung aushalten, als wie vor dem siebenjährigen Kriege. Sogar die Menge großer Leute hat abgenommen, welches ihnen jeder auf Rekrutenaushebung abgeschickte Officier bezeugen wird.

Da ich Sie vielleicht schon zu lange mit diesen unangenehmen Dingen unterhalten habe, so werden Sie von neuem fragen: Wie soll man diesen Uebeln abhelfen? Hierauf sollte ich Ihnen eben so wenig antworten, als der Herr von Benekendorf, dessen Schriften so manches Gute enthalten, in seiner Abhandlung es gethan hat. Es ist ja schon die halbe Besserung, wenn man nur erst die Fehler kennt, weil man durch die Unterlassung derselben bereits gewinnt. Allein ich will es doch wagen, Ihnen meinen Verbesserungsplan mitzutheilen, nach welchem ich glaube, daß man die Unwissenheit in der Landwirthschaft nach und nach, vielleicht erst nach 50 Jahren, vertreiben könnte.

Die Hauptquelle der unrichtigen Betreibung der Landwirthschaft sind Vorurtheile und zu genaue Anhänglichkeit an dem Alten. So lange diese beyde nicht besieget sind, wird es mit der Landwirthschaft nicht besser, wenn auch noch Millionen Bücher darüber geschrieben würden. Der reiche Oekonom kauft sie, liest sie, und — legt sie bey Seite. Bey

vielen Lesern machen auch die vorgetragenen Wahrheiten Eindruck, ohne daß sie deswegen in Ausübung gebracht werden. Ich habe mehrere Landwirthe nach der Lesung ökonomischer Schriften sagen hören: „der Verfasser hat Recht; aber woher soll „man Leute nehmen, die das so genau befolgen? „Ich selbst kann und mag mich nicht damit abgeben.“ Nun gut, sagte ich gemeiniglich darauf, so begnügen sie sich an ihren mittelmäßigen Einkünften. Der Landmann hingegen als der größte Theil der Ackerbebauer kauft sie nicht, liest sie folglich auch nicht, und kann also die vorgetragenen Verbesserungen so wenig einsehen, als ausüben.

Man hat es meiner Einsicht nach mit der ganzen Verbesserungsmethode bey der Landwirthschaft dadurch versehen, daß man die Oekonomen eher denken als handeln gelehret hat. Es ist eine bekannte Sache, daß in die Augen fallende Beyspiele vermöge des größern Hanges zur Sinnlichkeit weit mehr Nutzen schaffen als tausend mündliche oder schriftliche Belehrungen. Und doch hat man dem zu bessernden Landwirth wenig davon vor Augen gestellet. Von einzelnen Guthsbesitzern kann dieses um so weniger verlangt werden, weil die Unterthanen derselben aus mancherley Absichten ihren Beyspielen nicht folgen. Der einzige mir allgemein nützlich scheinende Weg zur Einführung einer vernünftigern Betreibung der Landwirthschaft sind die

Lan-

Landesherrlichen Kammer- und Domainengüther. Diese Güther sollten durchgehends administriret, nicht aber verpachtet werden, weil bey keinen Pachtungen der Verlust so groß ist als bey diesen.

Durch die Aufhebung aller Pachtungen könnten diese Güther in ökonomische Pflanzschulen umgeschaffen werden. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß irgend Jemand diesen Vorschlag schon gemacht hätte, und noch viel weniger habe ich denselben ausgeführt gesehen. Es fehlt zwar keinem Lande an ökonomischen Gesellschaften und angestellten Lehrern, aber ihr itzt sehr geringer Nutzen würde durch die Verbindung mit diesen ökonomischen Schulen außerordentlich vergrößert werden. In diese Schulen sollte man alle diejenigen zwey bis drey Jahr schicken, welche in dem Lande Schulmeister werden wollten, damit sie eine richtige Kenntniß des Ackerbaues erlernten. In ihren Aemtern müßten sie alsdenn ihre Wiedemuthen nach dieser vernünftigen Art bewirthschaften. Gemeiniglich sind dieselben mit den Bauernahrungen von gleicher Größe, welches dem Bauer die Anwendung erleichtert. Mancher Bauer ahmte gern die bessere Art des Ackerbaues seines Guthsherrn nach, wenn er die Behandlung eines großen Grundstücks zu verkleinern verstände. Schulmeister und Bauer leben auch in einer nähern freundschaftlichen Verbindung mit einander, wodurch der

letztere täglich Gelegenheit hat, sich in zweifelhaften Dingen Rath zu holen.

Eben so müßten alle Kandidaten des Predigtamts, weil ihr Studieren den Aufenthalt in den ökonomischen Schulen verbietet, angehalten werden, auf Universitäten die Landwirthschaft theoretisch zu studieren, und bey dem gewöhnlichen Ordinationsexamen auch aus der Landwirthschaft examiniret werden. Fände man nun, daß sie die Landwirthschaft vernachlässiget hätten, so müßte dieses eben so gut eine rechtliche Ursache seyn, warum sie abgewiesen würden, als wenn sie ihr theologisches System nicht verständen; doch könnte man bey Kandidaten zu Predigtämtern in Städten einige Nachsicht haben. Die Prediger sollten dann ebenfalls nach der Lage ihrer Felder wie die Schulmeister die Landwirthschaft nach bessern Regeln betreiben, aber ja den Bauer das Warum? nicht eher entdecken, als bis er ihr Beyspiel nachahmte. Anstatt daß sie manchmal von theologischen Spitzfindigkeiten predigen, sollten sie lieber einige mal von landwirthschaftlichen Dingen, wozu verschiedene Evangelia Anlaß geben, auf der Kanzel reden, womit sie einigen Unterricht in der Naturgeschichte verbinden könnten. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese Art der Verbesserung den größten Nutzen haben würde. Allein, wenn hierbey nicht auf Lokalumstände z. B. auf Huth- und Triftgerechtigkeit Rücksicht genommen wird, die man so gerade zu nicht verschreyen

und

und abschaffen kann; so fällt ein großer Theil des Nutzens weg. An solchen Orten muß dem Bauer ein ganz anderer Weg gezeigt werden, als wo er unumschränkter Herr seines Eigenthums ist.

Da die landesherrlichen Güther ebenfalls Gesinde brauchen, so sollte man zu solchen nicht immer die zu den Güthern gehörigen Unterthanen nehmen, sondern man sollte dasselbe, wie die Soldaten, aus dem ganzen Lande ausheben. Diese Leute würden dadurch während ihrer Dienstzeit an die bessere Landwirthschaft gewöhnt, und erlernten dieselbe ohne weitläuftigen Unterricht gleich practisch. Wenn sie denn wiederum in ihre Heymath zurück kehrten, so würden durch dieses Verfahren eben so viel bessere Landwirthe entstehen, nur müßte man anfangs lauter solche zu Dienstbothen wählen, die eigene Nahrungen zu erwarten hätten. Dieß wäre also nach meiner Einsicht die beste und zugleich allgemein nutzbarste Art, den Landmann zu einer bessern Betreibung seines Ackerbaues und der Viehzucht zu gewöhnen, welche noch dazu mit keinen neuen Geldausgaben verbunden ist. Habe ich geirret, so war nichts als meine unbegränzte Menschenliebe schuld, die mir diesen Weg seit langer Zeit als den leichtesten eingeflößet hat.

Vierzehnter Brief.

Moys im December 1787

Wenn es bey der Erkaufung eines Landguths meiner Wahl überlassen ist, entweder ein an Gebäuden und Acker zugleich, oder an einem von beyden verwüstetes Guth, oder ein im besten Wirthschaftszustande sich befindendes zu kaufen; so werde ich jederzeit nach dem erstern greifen, müßte ich es auch verhältnißmäßig theurer bezahlen, als das andere, welches jedoch äußerst selten der Fall ist, man mag sich die Verkaufsumme des einen so hoch denken als man nur will. Eine Voraussetzung aber muß ich Ihnen denn doch sagen. Bey meinem vorigen Satze denke ich mich als einen Kauflustigen, der nicht nur im Stande ist, sein Guth baar zu bezahlen, sondern der auch noch ein Drittheil der Kaufsumme übrig behält, durch welche er seine erkaufte Wüstung in Stand setzen kann. So bald man aber nicht einmal die Kaufsumme baar in Händen hat, sondern zu deren Ergänzung Kapitalia aufnehmen muß; dann rathe ich jedem Kauflustigen freundschaftlichst an, ums Himmelswillen kein verwüstetes, sondern im besten

Zustande sich befindendes Guth anzukaufen. Auch würde ich in dem Falle die fehlende Kapitale lieber anderswo aufnehmen, als auf dem erkauften Grundstücke haften lassen; weil dieses dadurch sogleich aus aller Verbindung mit dem Käufer kommt.

Ich selbst scheine itzt bey meinem im Handel habenden Guthe gegen meinen Grundsatz zu verstoßen, da Sie wissen, daß ich bey keinem Vermögen bin, und dennoch ein verwüstetes Guth erkaufen will. Allein das wissen Sie vielleicht nicht, daß ich das fehlende Kaufgeld auf unbestimmte Wiederbezahlung ohne alle Zinsen erhalten habe. Dieses Freyguth ist durchaus an Feld, Wiesen Wald und Haus verwüstet. Die 60 Scheffel pflugbares Land tragen itzt mehr Quecken als Getrayde; die 30 Schfl. Aussaat betragende Wiesen geben nicht für 4 Stück Kühe Futter, geschweige denn für mehr; und aus 10 noch stehenden Aeckern Holz bin ich nicht im Stande, einen Baum niederzuschlagen, der stärker als höchstens 12 Zoll im Durchschnitt wäre, deren ich mir aber kaum 20 Stück herauszuzählen getraue. Die 5 Aecker lebendigen Holzschlags sind durch das Behüthen derselben verkrüpelt, so daß ich, wenn ich das Guth bekomme, einen Acker nach dem andern niederhauen lassen will, damit der Holzwuchs frisch wird. Wenn meine neuen Nachbarn diß Verfahren sehen werden, bekommen sie gewiß keine günstige Meynung von meinen Einsichten, weil die

Sträu-

Sträucher, größtentheils Birken, Ellern und Haselstauden, kaum zollstarke Dicke haben. Noch weniger werden sie unterlassen, meinen unausbleiblichen Untergang vorher zu sagen, wenn sie bemerken werden, daß ich die Hälfte meiner Aecker beym Antritt meiner Wirthschaft wüste liegen lasse. Ich aber halte dieses für das einzige Mittel, ein dergestalt verwüstetes Guth wieder in Ordnung zu bringen, wenn man nicht große Summen auf einmal zu der Verbesserung verwenden kann. Alle vorherige Guthsbesitzer hatten den schädlichen Grundsatz, daß eine wohleingerichtete Wirthschaft eine starke Aussaat machen müsse, wenn sie auch nicht alles düngen könnte. Dieser Grundsatz hat sie alle zu Grunde gerichtet. Ich hoffe wohl, daß sie nunmehro von der Schädlichkeit werden überzeugt worden seyn. Da drey nach einander zu Grunde gegangene in dem Orte selbst noch sind, so werde ich sie durch mein Beyspiel gewiß überführen, daß man bey wenigerer Aussaat auf verwüsteten und verqueckten Feldern mehr erndte als bey vieler. Doch ich will hiervon abbrechen, und Ihnen lieber die Ursachen bekannt machen, welche mich für den Erkauf wüster Güther eingenommen haben. Ob sie bey Ihnen eine gleiche Wirkung haben werden, muß die Zeit lehren.

Mein Hauptbewegungsgrund ist die Wohlfeilheit eines solchen Guths. Ich hoffe z. B. das Frey-

guth,

guth, das vor 30 Jahren für 10000 Rthlr. verkauft wurde, höchstens für 1000 Rthlr. zu bekommen. Sie haben schon aus dem vorhergehenden gesehen, auf welchem Wege ich die Verbesserung jedes verwüsteten Guths gemacht wissen will. Wer diesen befolget, wird gewiß sehr wenig Kosten darauf verwenden dürfen. Hiermit läugne ich nicht, daß der Vortheil ungleich größer seyn müsse, wenn der Käufer eines solchen Guths ein Kapitalist ist, der sein Grundstück auf einmal in den Stand setzen kann. Doch wie gesagt, es kommt hier alles auf Zeit, Ort und Umstände an, in welchen sich der Käufer befindet. Das schlimmste bey solchen Güthern sind wohl die schlechten Gebäude, welche die größten und fast immer auch die bereitesten Ausgaben machen. Doch werden die Käufer, bey Güthern, die im Stande seyn sollen, auch nicht selten damit betrogen. Ich kenne einen Guthsbesitzer, der ein Guth für 50000 Rthlr. erkaufte, von dem es hieß, daß seine Felder, Wiesen, Wald und Häuser in gutem Stande wären, Aber lieber Himmel was ist das für ein guter Zustand, wenn nach sieben oder acht Jahren trotz der sorgfältigsten Reparaturen ein Gebäude nach dem andern neu erbauet werden muß! Ueberhaupt sollten sich Güther käufer weniger mit Rechtsgelehrten bey dergleichen Kaufen einlassen, weil diese selten mehr vom Ackerbau wissen, als was davon etwa zerstreut in den Titeln der Inst. vorkommt. Dafür lieber einen oder zwey erfahrne

Wirthschafter dazu genommen, so wird man gewiß nicht so oft und vielfältig hintergangen werden. Diese Wirthschafter müssen aber weder mit dem Verkäufer, noch mit irgend einem der Seinigen durchaus nicht bekannt seyn.

Mein zweyter Grund ist der freye Wille, welchen der Käufer eines verwüsteten Guths behält, nach welchem er nun sein ganzes Wirthschaftssystem gleich anfangs einrichten kann. Sie glauben nicht, welche Mühe, welche Zeit und welche Kosten es verursacht, ein an und für sich in Acker und Wiesen in gutem Zustande, aber in einer verworrenen Eintheilung sich befindendes Guth wiederum in Ordnung zu bringen. Nur derjenige wird hierüber richtig urtheilen, der theils verwüstete, theils Güther von angezeigter Beschaffenheit verwaltet hat. Das zuletzt von mir verwaltete Guth war von dieser Art. Denn fehlt es auch bey einem verwüsteten Guthe an Wiesen, oder sind dieselben vermooset und versandet, so kann jenem Uebel durch Anlegung einiger neuen, oder durch Futterbau, diesem aber durch umackern, Hacken und Düngen mit Deichschlamm, Gips und Kalk abgeholfen werden. Hat man keinen Schlamm, so hilft man sich bey Versandungen theils durch tiefes Pflügen, theils durch Auffahrung anderer Erde. Man halte dieses für nichts unmögliches! Geschickte Eintheilung der Zeit und angewendeter Fleiß können in ein Paar Jahren viel ausrichten. Freylich in einem Jahre

geht

geht das eben so wenig, als man im Stande ist, mit einem Hiebe einen 6 Zoll starken Baum umzuhauen. Ueberhaupt misfällt mir das Verschreyen in landwirthschaftlichen Dingen gar sehr. Man sage seine Meynung gelassen ohne alle Anmaßung, prüfe und vergleiche die Dinge mit einander, und behalte das Beste für sich. Nie aber vergesse man, was ich oben von den Eigenschaften des Käufers eines verwüsteten Guths gesagt habe.

Das Guth * * habe ich nach Ihrem Verlangen bereiset und bin auch so glücklich gewesen, von dem Verwalter zehnjährige Jahresrechnungen zu erhalten, aus welchen ich Ihnen den beyfolgenden Anschlag gefertiget habe. Sie können denselben nunmehro mit dem Anschlage des Verkäufers vergleichen, und ihre Maasregeln darnach nehmen.

Anschlag des Ritterguths * *

Das Ritterguth liegt im Stift * * 2 Meilen von H, 2 Meilen von L und 1 Meile von M. Es ist steuerfrey und gehöret mit der Lehn und den zum Dominio geschlagenen 36 Acker steuerbarem Feld, nebst 9 Acker steuerbaren Wiesen in das Amt. Es trägt einen Fuß zum Ritterpferde. Ueber die Häuser, die auf das Ritterguth lehnen, hat dasselbe die Untergerichte, das Amt hingegen hat Ober- und Untergerichte im Dorfe und im Felde. Allein es hat nur die niedere, und noch dazu die Koppeljagd, zu welcher 10 Koppelberechtichte sind. Von dem

dem 500 Scheffel Aussaat betragenden unterm Pflug getriebenen Acker sind zwey Drittheile gutes Land, und ein Drittheil Sandboden. Es hat auch einen Weinberg von 7 Acker. Wiesen hat es 80 Acker, von welchen 60 Acker einschürig sind; alle aber sind im schlechten Zustande. Der Waydeanger hält 40 Acker. Das Holz besteht aus 150 Acker, Eichen, Büchen, Ellern, Pappeln, Linden, Rüstern, und befindet sich in Ansehung der Bau- und Nutzholzstämme nur in mittelmäßigem Zustande, das Unterholz hingegen ist sehr ordentlich in zehn Gehaue abgetheilet. Nur leidet es beträchtlichen Schaden durch den Abbiß des Wildes. Die Wirthschaftsgebäude nebst dem Wohnhause sind nur im mittelmässigen Zustande, so daß sie insgesammt nach 5 bis 6 Jahren eines nach dem andern neu erbauet werden müssen. Die zwey Küchengärten und die Schäferey sind im guten Stande, allein das Rindvieh ist zu alt, doch bey gutem Fleische. Das Ius patronatus hat das Ritterguth nicht, sondern der Landesherr. Das Dorf ist mit einem Müller und 35 Kossäten bewohnt, die alle wie auch noch 36 auswärts wohnende thun müssen, dem Ritterguthe lehnen und zinsen. Außer diesen befindet sich auch ein Schmidt daselbst, welcher aber auf dem Dominio angebauet ist, weswegen er jährlich außer dem Lehn- und Zinnsgelde 4 Rthl. Erbpacht giebt. Deichfischerey hat es nicht, wohl aber schöne Wildfischerey in den angränzenden Flüssen und Weyhern.

1. An

1. An ordentlichen Geldgefällen kommt jährlich ein:

	Thlr.	Gr.	Pf.
a) Zinnsgeld von 71 Kossäthen, à 12 gl. halb zu Michaelis u. halb zu Walpurgis : :	35	12	—
b) von 4 Bauern à 2 rth. Ackerzinns in gedachten Terminen : :	8	—	—
c) Gänse, Hühner und Eyer müssen obige Unterthanen entweder in natura oder mit beygesetzten Preisen bezahlen:			
Die 4 Bauern 1 Schock Hühner, à 2 gl. : :	5	—	—
Dieselben 4 Schock Eyer à 10 gl. : : :	1	16	—
Dieselb. 8 Gänse à 8 gl.	2	16	—
Die 71 Kossäthen 71 St. Gänse à 8 gl. :	23	16	—
Dieselben 3 Sck. 33 St. Hühner à 2 gl. :	17	18	—
d) Graszinns von den 35 Einwohnern à 1 rth. oder dafür jeder 24 Tage in der Heu- und Getraydeerndte, wenn es der Herr verlanget :	35	—	—
Die nicht geleisteten Tage werden aber bezahlt.			
Macht	129 Thlr.	6 Gr.	- Pf.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Uebertrag	129	6	-
e) Von dem Müller Zinnsgeld in 2 Terminen	10	—	—
für Mastgeld	4	—	—
für 80 Schfl. Metzekorn wenn es bezahlt gefordert wird à 1 rth. 8 gl.	106	16	—
für 6 Kapaune à 6 gl. und 6 Hühner à 2 gl.	2	—	—
für 1 Schock Eyer	—	10	—
2. An steigenden und fallenden Einnahmen			
a) An Lehn- und Bestätigungsgeld mit Einschluß des Müllers, welcher auf jeden Lehnsfall für seine Mühle mit 4 Mahlgängen nebst Oelstampfen 80 rth. giebt, jährlich	12	—	—
b) Ackergeld für Felder, die an die Unterthanen in Nutzung gegeben sind	10	—	—
c) Schenkenpacht u. Hauszinns	30	—	—
3. Getrayde- und Landbenutzung			
Von dem Ober- und Niederhofe komt jährlich, ein Jahr in das andere gerechnet, ein, als:			
Macht	304	8	-

2 Schfl.

	Uebertrag	304 Th.	8 gr.	- pf.
2 Schfl. Rübsen wird ausgesäet; davon eingerndtet 100 Sck. und abgedroschen	80 Sfl.			
Davon gehet ab: zu Saamen	2 —			
Drescherlohn den 16 S.	5 —			
Im Hause zu Oehl	2 —			
Deputat	1 —			
Summa	10 —			
Verbleiben zum Verkauf à 3 rth.	70 —	= 210 —	—	—
50 Sfl. Waitzen Aussaat; dav. Einerndte 200 Schock und Ausdrusch	200 —			
Davon gehet ab: zu Saamen	50 —			
Drescherlohn den 16 S.	12 — 2 V.			
Auf 14 Gesinde zu Feyertagen u. Breymehl	12 —			
Deputat	4 —			
Summa	78 — 2 V.			
Bleibt zum Verkauf à 2 rth. 12 gl.	121 S. 2 V.	= 303 —	18 —	—
100 Sfl. Korn Aussaat; davon Einerndte 400 Sck. und Ausdrusch	400 S.			
Davon gehet ab zu Saamen	100 —			
	Macht	818 Th.	2 gl.	- pf.

	100 S.	Uebertr. 818 Th. 2 gl. - pf.
Drescherlohn ;	25 —	
Decem dem Pfarrer	10 —	
— — Schulmeister ; ;	4 —	
Deputat ; ;	24 —	
Fürs Gesinde zu Brodt	84 —	
Macht	247 S.	
Bleibt zum Verkauf à 1 rth. 16 gl. ;	153 S.	= 255 — — — —
60 Sfl. Gerste Aussaat; davon Einerndte 120 Sck. und Ausdrusch ;	280 S.	
Davon geht ab: Saamen ; ; ;	60 —	
Drescherlohn ;	17 — 2 V.	
Deputat ; ; ;	6 —	
Dem Gesinde ;	10 —	
Dem Vieh ;	8 —	
Macht	101 — 2 V.	
Bleibt zum Verkauf à 1 rth. ; ;	178 S. 2 V.	= 178 — 12 — —
110 Sfl. Hafer Aussaat; davon Erndte 155 Schock; Ausdrusch ; ;	620 S.	
Davon geht ab Saamen ; ; ;	110 —	
Drescherteil ;	38 — 2 V. 2 M.	
Pfarrdecem ;	10 — — —	
Den Lämmern ;	20 — — —	
		Macht 1251 Th. 14 gl. - pf.

Den

Uebertrag 1251 Thl. 14 gl. - pf.

Den Kälbern	4 —	—	—	
Dem Federvieh	10 —	—	—	
Den 16 Pferden	427 —	1 —	2 —	
Macht	620 S.	—	—	

Verkauft nichts.

50 Sfl. Erbsen Aussaat; dav. Einerndte und Ausdrusch	200 S.
Davon geht ab Saamen	50 —
Drescherlohn	12 — 2 V.
Deputat	2 — —
Dem Gesinde	4 — —
Den Ackerpferden 1 Sfl. statt 2 Sfl. Hafer.	132 — —
Macht	200 S.

Verkauf fehlt.

20 Sfl. Wicken Aussaat; davon geerndtet und aufgehoben	100 S.
Davon geht ab Saamen	20 —
Drescherlohn	6 — 1 V.
Den Lämmern	4 — —
Den Ackerpferden 1 S. statt 1 S. Hafer	69 — 3 —
Macht	100 S.

Verkauf fehlt.

Wie oben.

Uebertrag 1251 Th. 14 gl. - pf.

3 Sfl. Hierse Aussaat; davon Einerndte u. Abdrusch — — 50 S.

Davon geht ab: Saamen ; ; 3 —
Drescherlohn ; 3 — 2 Mz.
Deputat ; ; 1 — —
Dem Gesinde ; 4 — —

Macht 11 S. 2 Mz.

Bleibt zum Verkauf à 1 rth. 12 gl. ; 38 S. 3 V. 2 M. = 59 — 4 — 6 —

Leinsaamen wird nur so viel erbauet, als man für die Wirthschaft brauchet, so daß nur an verkauften Saamen jährlich einkommt ; ; ; ; 50 — — —

Kraut, Rüben und Möhren werden jährlich verkauft für ; 50 — — —

Erdbirnen oder Kartoffeln für 50 — — —

Obst für ; ; ; ; 25 — — —

4. Forstbenutzung bestehet

a) in Bauholz, wovon ohne Schaden jährlich verkauft werden kann für ; ; ; ; 10 — — —

b) Nutzholz für ; ; ; 10 — — —

c) Klafter und Reissigholz ; 100 — — —

d) Eichelmast zur Hälfte mit den Unterthanen ; ; ; 10 — — —

e) Waldgräserey ; ; 20 — — —

Macht 1635 Th. 18 gl. 6 pf.

5. Nie-

Uebertrag 1635 Th. 18 gl. 6 pf.

5. Niedere Jagd
kann wegen der abzuziehenden Kosten des Jägers nicht höher gerechnet werden als : : 50 — — — —

6. Brauurbar bringet jährlich
ein von 132 Vrtl. à 3 rth. 12 gl. : : : 462 Th.
Für Heefen und Kovent 80 —

Macht 542 Th.

Davon gehet ab
für 178 Sfl. Gerste à 1 rth. 178 Th.
für Brauer- und Gehülfenlohn : : : 50 —
für Böttcherlohn und Unterhaltung des Brauinventariums : : 10 —
für Hopfen und Malzschroten : : : 15 —
für Biersteuer : : 30 —

Macht 283 Th.

Da die Treber für das Holz gerechnet werden, so bleibet Nutzung : 259 — — — —

7. Für Wildfischerey
Pachtgeld jährlich : : 25 — — — —

8. Von der Viehbenutzung.
a) Rindviehbenutzung.
40 Stück Kühe, von welchen 4 Stück fürs Gesinde abgehen,

Macht 1969 Th. 18 gl. 6 pf.

Uebertrag	1969 Th.	18 gl.	6 pf.
folglich nur 36 Stück an Butter- und Milchnutzung à 3 rth. jährlich einbringen ; ;	108 —	—	—
Für 20 Stück Kälber à 3 rth.	60 —	—	—
Für Mast- und Brackvieh ;	100 —	—	—
b) 400 Stück Schaafe nach der Wollbenutzung à 12 gl. ; ; 200 Th. Hiervon geht ab des Mengers Achttheil ; 25 —			
Der reine Ertrag macht also ;	175 —	—	—
Für Brackvieh nach Abzug des Mengers Achttheil ; ;	100 —	—	—
c) Schweinezucht. Da die Schweine durch das Hüthen u. mit den Trebern nebst anderm Abgange gefüttert werden, so kann dafür nichts abgezogen werden, und der jährliche Ertrag ist daher ; ; ; ;	150 —	—	—
d) Federvieh.			
30 Truthühner à 12 gl. ; ;	15 —	—	—
100 junge Gänse à 8 gl. ; ;	33 —	8 —	—
100 junge Enten à 3 gl. ; ;	12 —	12 —	—
Von den Hühnern für Eyer, junge und alte jährlich ; ; ;	20 —	—	—
Die Einnahme macht	2743 Th.	14 gl.	6 pf.

Von

Von dieser vorstehenden Einnahme ist abzuziehen:

	Thl.	Gr.	Pf.
1) An Landesherrlichen Abgaben : : : :	120	1	4
2) An Zoll und Accise beym Vertrieb der Producte :	10	—	—
3) Dem Pfarrer und Schulmeister Opfergeld : :	2	16	—
4) Für Arzeney bey Gesindekrankheiten : : :	1	8	—
5) Für dergl. bey dem Vieh :	1	8	—
6) Lohn für Verwalter, Gärtner, Jäger, Voigt : :	160	—	—
7) Dergl. für das Gesinde :	140	—	—
8) Für Salz : : :	40	—	—
9) Für Kupferschmied u. Klempnerarbeit : : :	1	8	—
10) Für Schmiedearbeit :	20	—	—
11) Für Glaserarbeit : :	—	16	—
12) Für Spohrer- und Schlosserarbeit : : :	4	—	—
13) Für Riemer- und Sattlerwaaren : : : :	3	—	—
14) Für Stell- und Rademacher : : : :	3	—	—
15) Für Böttcherwaaren :	4	—	—
16) Für Zimmerlohn : :	5	—	—
17) Für Maurerlohn : :	3	—	—
18) Für Töpferwaaren : :	4	—	—
Macht	523	9	4

	Uebertrag	523 Thl. 9 Gr. 4 Pf.
19) Wagenschmiere und Seiler-arbeit		10 — — — —
20) Schornsteinfegerlohn		4 — — — —
21) In die Armenkasse		4 — — — —

Summe der Ausgabe 541 Thl. 9 Gr. 4 Pf.

Wenn Sie diese von der obigen Einnahme, 2743 Thlr. 14 Gr. 6 Pf. abziehen, so bleiben 2202 Thlr. 5 Gr. 2 Pf. jährlicher reiner Ertrag, welcher die Interessen à 5 pro Cent. von 44000 Thaler ausmacht.

Von dem andern Guthe, welches 600 Scheffel Aussaat, viel Wiesewachs und Holz hat, will ich Ihnen blos die Einnahme und Ausgabe überschicken, und Sie werden hinlänglich daraus sehen, daß eine schlechte Wirthschaft daselbst getrieben wird. Der Kaufpreis ist, wie ich erfahren habe, 46000 Thaler, worüber ich erstaunte. Ein Glück für den Besitzer ist es, daß er noch baar Vermögen hat, wovon er leben kann, sonst würde er bey dieser Wirthschaft nicht einmal allein, geschweige denn mit Familie, bestehen können.

Die

	Die Einnahme war:	Die Ausgabe war:	Ueberschuß ist:
1779.	1669 Rth. 12 Gr. 1 Pf.	1891 Rth. 11 Gr. 3 Pf.	— Rth. — Gr. - Pf.
1780.	1892 — 9 — 3 —	1290 — — — . —	602 — 9 — 3 —
1781.	2186 — 13 — 4 —	1300 — 13 — 4 —	886 — — — . —
1782.	2000 — 8 — 6 —	1764 — 8 — 6 —	236 — — — . —
1783.	2358 — 16 — 3 —	1697 — 16 — 3 —	661 — — — . —
1784.	2556 — 8 — . —	1498 — 8 — . —	1058 — — — . —
1785.	1700 — — — . —	1100 — — — . —	600 — — — . —
1786.	2340 — 16 — 6 —	1861 — 16 — 6 —	479 — — — . —
1787.	2540 — 21 — 1 —	1800 — 5 — 7 —	740 — 15 — 6 —
Johannis.			

Ueber=

Uebereilen Sie sich ja nicht bey dem Kaufe: denn beyde müssen verkaufen. Ich könnte Ihnen noch viel Bemerkungen wegen der Bewirthschaftung dieser Güther geben, da ich Ihnen aber größtentheils die Fehler nennen müßte, welche ich Ihnen bisher geschildert habe, so schlüsse ich mit diesem Briefe meinen ökonomischen Briefwechsel.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leonhardi, Friedrich Gottlob, 1757-1814

Oekonomische Briefe oder entdeckte Betrügereyen der Verwalter Nebst einem vollständigen Entwurfe einer Jahresrechnung

Bd.: 2

Leipzig 1788

Oecon. 329-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10294404-4
VD18 90549198